NACH DEN OASEN VON SIBAN IN DER GROSSEN WÜSTE...

Gustav RASCH (Doctor bei der Rechte.)

Nach den

Oasen von Siban

in der großen Wüste Sahara.

Ein Reisebuch durch Algerien

von

Gustav Rasch.

Berlin.
Verlag von A. Vogel & Comp.
1866.

Fräulein Lina Dronët

gewidmet

vom Verfasser.

Vorrede.

„Nach den Oasen von Siban“ schildert auf Grund eigener Anschauung und der besten Quellen das französische Afrika in „Land und Leuten“. Es beschreibt die Provinz Algier mit ihren interessanten Städten bis zum Rande der Steppe und giebt eine Darstellung der Provinz Constantine in ihren drei Regionen, in der Mittelmeerregion, in der Region der Steppe und in der Region der großen Wüste Sahara. Aus den von mir in der Sahara besuchten Oasen habe ich als Gegenstand meiner Schilderung die Oasengruppe von Siban ausgewählt, da sie die reichste und größte der zum französischen Gebiet in Afrika gehörenden Oasen ist. Die beste und neueste Literatur über Algerien habe ich am Ende des Buches

zusammengestellt. Der kleine Anhang mit practischen Reisenotizen für eine Reise nach Algerien wird, hoffe ich, besonders denen willkommen sein, welche Algier als Winteraufenthalt behufs Herstellung ihrer Gesundheit wählen und von Algier aus das interessante Land bereisen wollen.

Hamburg, im October 1865.

Der Verfasser.

VII

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Die Reise nach Afrika.

Die Reise nach Afrika ehemals und jetzt. — Die „messageries impériales" in Marseille. — Abfahrt von Marseille nach Algier. — Schloß If und seine Kerker. — Der Mistral. — Der Golf von Lyon und die Seekrankheit. — Die Piraten des Mittelmeeres. — La courrier d'Alger. — Die balearischen Inseln. — Die afrikanische Küste. — Der Anblick Algiers. — Das Kaiserfort. — Der Hafen von Algier und seine Forts. — Landung und Ausschiffung.

Es sind noch nicht fünfzig Jahre her, als eine Reise nach Afrika fast zu den Unmöglichkeiten gehörte, oder wenigstens mit unendlichen Mühen, Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Die Zustände in Algerien waren in Europa vollkommen unbekannt; was man darüber erfuhr, bestand in Berichten der Christensclaven, welche, gegen hohes Lösegeld in Freiheit gesetzt, in das Vaterland heimkehrten. Aber auch sie kamen während ihrer Gefangenschaft selten aus der Stadt, das Land blieb ihnen gänzlich unbekannt, und selbst in Algier sahen sie selten mehr, als was im Innern des Hauses vorging. Wurde doch dem Christen, der eine Moschee betrat, ohne Gnade der Kopf abgeschlagen, und der Boden, sowie die Wände des Heiligthums, welches seine Gegenwart verunreinigt hatte, neu hergerichtet und neu geweiht. Erst die Eroberung Algeriens durch die

Franzosen — die einzige That rühmlichen Andenkens aus der Regierung der letzten Bourbonen in Frankreich — erschloß uns wenigstens diesen Theil Afrikas, und man reist heute innerhalb der Grenzen der französischen Militairposten, zwischen Algier und Laghuat, Oran und Constantine und zwischen Constantine bis Ouargla mit ziemlicher Sicherheit, wenn auch erst seit der Bezwingung der großen Kabylie im Jahre 1857.

Ein zweites, wichtiges Moment, die Reise nach Afrika zu ermöglichen, war die Erfindung der Dampfkraft, oder vielmehr die Anwendung derselben auf die Bewegung des Schiffes. Segelschiffe sind auf dem Mittelmeere, wo die großen Strömungen des Oceans fehlen, welche die Winde ersetzen, allen möglichen Zufälligkeiten einer Windstille oder ungünstiger und unstäter Winde ausgesetzt. Die Dauer einer Fahrt nach Afrika vermittelst eines Segelschiffes ist oft kaum annäherungsweise zu bestimmen. Auf einer Tour von Malta nach Neapel, welche das Dampfschiff heute in vierundzwanzig Stunden zurücklegt, brachte einer meiner italienischen Freunde mit einem Segelschiff nicht weniger wie drei Wochen zu. Die Kraft des Dampfes hat alle diese Zufälligkeiten und Schwierigkeiten überwunden. Heutigen Tages durchschneiden Dampfschiffe die Wasserstrecke von Marseille nach Algier in einigen vierzig Stunden, ohne sich um Wind und Wellen zu bekümmern, und das Wetter muß schon recht stürmisch sein, um die regelmäßige Verbindung Nordafrikas mit Marseille zu unterbrechen. Eine Actiengesellschaft versieht unter der Firma „messageries impériales" im Namen der französischen Regierung den Postdienst auf dem Mittelmeere. Sie besitzt an 500 Schiffe und unter ihnen 65 Dampfschiffe. Letztere sind groß, sicher und bequem eingerichtet, und werden von Marine-Officieren geführt. Die Verbindung zwischen Marseille und Algier

vermittelst dieser Dampfschiffe findet wöchentlich dreimal, zwischen Bona, Oran und Marseille wöchentlich zweimal statt. Die Reise von Berlin, über Lyon und Avignon nach Marseille ist ganz bequem in acht Tagen zurückzulegen — und so kann man heute mit einem Kostenaufwand von 70 bis 90 Thalern in 10 Tagen bis an die afrikanische Küste gelangen, und hat immer noch Zeit, einen Tag in Lyon, und ebenso lange in Avignon und in Marseille zuzubringen.

Es war an einem heiteren und wolkenlosen Februartage, als ich mich in Marseille an Bord des Clyde, eines der besten Dampfschiffe der messageries impériales nach Afrika einschiffte. Der Himmel war vom reinsten Blau, aber der Mistral, ein Wind, der an den Küsten der Provence weht, blies kalt und heftig aus Nordost. Prächtig war die Aussicht auf Marseille, welches sich amphitheatralisch am Gebirge aufbaut, dann kamen wir an Schloß If, jenem Schloß, welches die Feder Alexander Dumas noch berühmter gemacht hat, als der Umstand, daß die Persönlichkeit welche die Geschichte unter dem Namen der „eisernen Maske" als ein Opfer der Despotie Ludwigs des Vierzehnten verzeichnet hat, dort gefangen gehalten wurde, vorüber. Schloß If war bekanntlich der Kerker Edmond d'Antés, aus dem Alexander Dumas sein berühmtes Phantasiegebilde Monte-Christo schuf, und das Gefängniß des Abbé Faria. Edmond d'Antés und der Abbé Faria sind keine von dem berühmten Romanschriftsteller erfundene Persönlichkeiten; sie waren politische Gefangene und wurden von Ludwig dem Achtzehnten und Karl dem Neunten, der Eine auf den bloßen Verdacht hin, für den Kaiser Napoleon, der Andere im Interesse der Einheit und Freiheit Italiens conspirirt zu haben, im Schloß If sechszehn Jahre lang ohne Prozeß, ohne Urtheil und Recht einge-

kerkert. Ich habe ihre Kerker besucht. In der Schilderung ihrer Leiden hat Dumas durchaus nichts übertrieben; ich möchte im Gegentheil behaupten, daß seine Feder diese fürchterlichen Kerker, in deren Tiefe kaum ein schwacher Strahl des Tageslichts zu dringen vermochte, nicht schrecklich genug geschildert hat. Auch der geistvolle Graf Mirabeau wurde dort auf Veranlassung seines Vaters als Jüngling vermittelst eines lettre de cachet Königs Ludwig des Fünfzehnten zwei Jahre gefangen gehalten, weil er einige tolle Streiche gemacht und sich gegen den Willen seines Vaters verheirathet hatte. In einem der vorderen Thürme brachte der verbrecherische und charakterlose Herzog von Orleans, Philipp Egalité, der Vater des Bürgerkönigs, weil er gegen die Freiheit seines Vaterlandes conspirirt hatte, vermittelst einer langen Kette an die Mauer gefesselt, sechs Monate zu, bis sich sein Geschick auf dem Schaffot des Revolutionsplatzes zu Paris erfüllte. Im Jahre 1848 wurden dort fünfhundert Juniinsurgenten fünf Jahre hindurch eingekerkert. Den Rest, den in den Kerkern nicht Krankheit oder Tod hingerafft hatte, hat Louis Bonaparte nach dem fieberhaften Fabellande jenseits des Oceans bringen lassen, aus dessen Sümpfen keine Wiederkehr ist. Fürchterliches Schloß! Schaudernd blickte ich nach seinen alten, halbverfallenen Thürmen hinüber, in deren Kerkern ich Tags vorher umhergestiegen war.

Wir flogen an dem Leuchtthurm vorüber, der bereits mitten im Golf von Lyon erbaut ist. In scharfen Umrissen hoben sich die felsigen Küsten der Provence auf dem azurblauen Hintergrunde des Himmelsgewölbes ab; aber immer stärker und kälter blies der Mistral, und als das Mittagessen um fünf Uhr in der Cajüte servirt wurde, saß außer den Seeoffizieren, einem Offizier von der Intendanz, der auf Urlaub gewesen war und nach Algier zurückkehrte,

einem französischen Ingenieur, der in Algerien Straßen und Wege bauen wollte, und mir selbst, Niemand am Tische, das Schiff schwankte so heftig, daß während des Diners ein sogenanntes Violon über dem Tischtuch ausgespannt werden mußte, um Gläser, Flaschen und Schüsseln festzuhalten. Der Golf von Lyon ist ein böses Wasser und wird von allen Schiffen, welche das Mittelmeer befahren, gefürchtet. Alle Passagiere lagen krank, seufzend und stöhnend in den Cabinen. Die Seekrankheit trat heute erbarmungslos auf. Nur wir Drei hielten tapfer aus. Von sämmtlichen Reisenden habe ich heute Niemanden wiedergesehen.

Am anderen Morgen hatte der Mistral nachgelassen. Bei bewölktem Himmel war die See ruhig, nach und nach kamen die armen Kranken des verflossenen Tages aufs Deck, und erzählten mit bleichen Zügen und matten Augen, was sie gelitten hatten. Bunt sah das vordere Deck des Schiffes aus. Es campirten dort einige achtzig Soldaten der verschiedensten Regimenter; sie waren sämmtlich wegen Disciplinarvergehen und wegen sonstiger Verbrechen zur Versetzung in die Strafcompagnieen nach Afrika verurtheilt. Ein wahrlich nicht beneidenswerthes Schicksal! Während der ganzen Fahrt mußten die Armen auf Deck bleiben, Nachts nur durch eine wollene Decke gegen den schneidend kalten Wind geschützt. Um Mittag erschienen auf dem Meere große Züge weiß gefiederter Vögel, dem Schiffe folgend. Es waren die ersten lebendigen Wesen, welche ich seit dem vorigen Tage auf der großen Wasserwüste gesehen hatte. Dann kam ein Schiff in Sicht. Es war das erste Schiff, welches uns auf der Reise begegnete. Vor noch nicht fünfzig Jahren würde Alles ängstlich ausgeschaut haben, ob das aus Afrika kommende Schiff nicht die rothe Flagge der Raubstaaten aufhisse. Dann würden wir wahr-

scheinlich am folgenden Morgen, mit Ketten beladen in dem kleinen Hafen von Algier, den Chereddin Barbarossa im Jahre 1520 durch Christensclaven erbauen ließ, vor Anker gegangen und nach einigen Tagen als Sclaven auf den Märkten von Algier, Constantine oder Oran verkauft worden sein. Heute hatten wir dies Schicksal nicht mehr zu fürchten. Die Zeiten, von denen Ferdinand Freiligrath singt:

„Auf dem weiten Mittelmeere
Herrscht des Muselmanns Gesetz,
Pfeilschnell rudert die Galeere,
Sclaven braucht der Markt von Fez"

sind glücklicherweise vorüber. „Voilà, le courrier d'Alger!" rief einer von den Schiffsoffizieren, als er das Schiff erblickte. Es kam näher und zog nun die französische Flagge auf. Auch an den Masten des Clyde stieg die französische in die Höhe. Der Courier, ein Postdampfer der messageries impériales, segelte ganz nahe am Clyde vorüber, wenn auch nicht so nahe, um, wie ein Passagier wünschte, mit den Passagieren desselben ein „coup de main" wechseln oder ein „petit verre" trinken zu können. Dann stiegen blaue Höhenzüge zu unserer Linken aus dem Meere auf. Näher und näher trieb der Dampfer. Die blauen Berge verwandelten sich in eine hellbraune, sonnenbeleuchtete Felsenküste; über derselben eine fruchtbare, ansteigende Fläche, im Hintergrunde waldiges Gebirge. Es war die Insel Minorka, eine von den balearischen, bekanntlich zu Spanien gehörenden Inseln. Nun eine Stadt mit zwei Thürmen; es war die Stadt Citadella. Mahon, die Hauptstadt von Minorka, lag außerhalb unseres Gesichtskreises, an der anderen Seite der Insel. Nun stiegen auch zur rechten Hand Höhenzüge, in violettes Licht getaucht, aus dem Meere empor. Sie dehnten sich in langgestreckter Gestalt von

Norden nach Süden aus, und erschienen in der Form waldbedeckter Gebirgsamphitheater. Es waren die Gebirge der größten unter den balearischen Inseln, der Insel Majorka. Noch mehr westlich zeichneten sich weit am Horizont dunkle Streifen ab; sie erschienen wie Wolken am hellen Mittagshimmel. Die dunklen Wolkenstreifen waren die Umrisse der dritten von den balearischen Inseln, der Insel Iviza. Wir befanden uns im Canal, der eine Breite von acht Stunden hat, zwischen den Inseln. Die Gebirgslinien der Insel Majorka behielten wir, bis der Abend seine dunkeln Schattenschleier über das Meer breitete, im Gesicht. Der Wind begann allmälig in eine für unseren Cours günstige Richtung umzusetzen. Es wurden drei Segel aufgezogen; der südliche Horizont hellte sich immer mehr auf. „Das ist der Horizont von Afrika!" sagte ein Passagier, der am heutigen Mittag zum ersten Male auf Deck erschien, ein französischer Kaufmann. Er hatte die Reise nach Algier schon öfter gemacht und sagte: „Morgen früh um 9 Uhr sind wir in Algier."

Am anderen Morgen um 6 Uhr hatten wir die afrikanische Küste im Gesicht. Der Hmmel war rein und wolkenlos, im Süden ein azurblaues Aethermeer. Die See hatte eine prächtige blaugrüne Farbe. Zuerst erschienen, wie in einen durchsichtigen Gazeschleier gehüllt, die Umrisse des Atlas in blaßblauer Färbung. Helle, weiße Flecken zwischen den Kuppen deuteten die Schneefelder an. Dann versanken die Gipfel des Atlas in leichten Nebelwolken, und nach und nach, je mehr Dampf und Wind das Schiff nach der Küste trieben, stieg im Südosten das Kabylengebirge, der Djurjura, in kegelförmigen Kuppen aus den blaugrünen Wogen auf. Im Südwesten erschien ein schönes Küstengebirge von sanften, welligen Formen, in junges Frühlingsgrün gekleidet, mit Hunderten von weißen Land-

häusern geschmückt, den Fuß mit weißen Dörfern, wie mit lichten Bändern umwunden, und an diesem schönen Küstengebirge, dem Sahel, stieg die alte Piratenstadt in der Form eines schmalen, nach oben langgedehnten Dreiecks amphitheatralisch in die Höhe. Zuerst sah sie aus wie eine chaotische, weiße Felsenmasse, darauf nahm sie die Form eines Dreiecks an, und zuletzt, als der Dampfer mehr seinen Cours nach Südosten richtete, verwandelte sich diese Dreiecksfigur in die Form eines unregelmäßigen Trapezes. Die Stadt kehrte uns nun, da sie an der Westküste des halbmondförmigen Golfs gelegen ist, ihre ganze Fronte zu, während wir sie zuerst von der Seite erblickt hatten. Es war ein höchst sonderbares, fast ungeheuerliches und geisterhaftes Bild. Eine kreideweiße, in einanderfließende Häusermasse ohne Dächer und Fenster, an dem grünen Gebirge aufsteigend, nur hie und da von kleinen, mit Eisenstäben vergitterten Löchern durchbrochen, starrte uns an. Die Häusermasse sah aus wie ein colossaler Kalksteinfelsen, eine Gypssteingrube, oder auch wie ein Gletscher bei Sonnen beleuchtung. Wie tausend hohle Augen aus eben so viel Todtenköpfen blickten mich die dunklen, vergitterten Löcher an. Unwillkürlich mußte ich mit Moritz Wagner ausrufen: „Wie muß den armen Christensclaven zu Muthe gewesen sein, wenn sie, kettenbeladen, auf den Caperschiffen Angesichts dieser gespensterhaften Stadt landeten!" Die Spitze des sonderbaren Bildes krönte die Casbah, die ehemalige Residenz des Dey, früher eine feste Citadelle.

Hoch oben auf dem Gipfel des Küstengebirges erschienen die Bastionen des Kaiserforts. Als Kaiser Karl der Fünfte dem Raubstaate und der Seeräuberei ein Ende machen wollte, setzte er sich dort oben fest, und errichtete an der Stelle, wo die Franzosen gegenwärtig ihre Forts erbaut haben, einige Festungswerke. Das Unternehmen des

ritterlichen Kaisers scheiterte bekanntlich an den fürchterlichen Stürmen, welche zuweilen an der afrikanischen Küste wüthen und von denen ich bald ein Beispiel erleben sollte. 150 Schiffe gingen mit 8000 Mann zu Grunde, während die ans Land gesetzten Truppen sich nur mit Mühe und Noth der mit fanatischer Wuth in ihre Reihen einbrechenden Muselmänner erwehren konnten. Die Zahl der Gefangenen soll so groß gewesen sein, daß man einen Christensclaven für eine Zwiebel kaufen konnte. Der Schrecken lag von nun an auf den Wogen des Mittelmeeres. Hassan, der Pirat, hatte mit Hülfe des Sturmes über einen Kaiser, in dessen Reiche die Sonne niemals unterging, über einen Herzog von Alba, über berühmte Generale, wie Pedro von Toledo und Ferdinand von Gonzaga gesiegt; nach allen Richtungen hin liefen nun die Piratenschiffe aus, nahmen christliche Kauffahrer weg, landeten an den spanischen, sicilianischen, italienischen und balearischen Küsten und schleppten Männer, Weiber und Kinder in die Sclaverei. Auch von Hussein Dey wurde das Kaiserfort tapfer vertheidigt. Die Franzosen erstiegen es erst, nachdem die Araber es in die Luft gesprengt hatten. Nach der Einnahme desselben mußte das Schicksal der Stadt entschieden sein. Aber auch von der Seeseite her war Algier schon zur Zeit der Türkenherrschaft stark befestigt. Die Stadt umgab die alte, mit Zinnen gekrönte Ringmauer. Unten am Meer, an den beiden Spitzen des Stadtdreiecks, erhoben sich auf felsigen Vorsprüngen zwei Forts; an das nördlich gelegene Fort reihte sich kettenförmig bis zur äußersten Westspitze des Golfes das Fort de 24 heures, das englische Fort und die Festung Mersa Edduben. Die Südseite des Meerbusens beherrschte das Wasserfort. Alle diese Forts bestehen noch heute, wie ich sah, als wir in den Hafen einfuhren, mit Ausnahme des Forts de 24 heures. Dazu haben die

Franzosen neue Forts an den Spitzen beider Hafendämme angelegt, und außerhalb der alten Ringmauer einen neuen Steinwall nach allen Regeln des modernen Bastionensystems um die Stadt gezogen. Da der alte türkische Hafen kaum für dreißig Schiffe Platz hatte, so baute die französische Regierung einen neuen Hafen, indem sie an der Spitze der Insel, welche den alten Hafen bildet und von dem südlichen Endpunkt des Quai zwei colossale Quaderdämme ins Meer führte, welche gegen jeden Wellenschlag Schutz bieten. In diesen neuen Hafen fuhr der Clyde. Die Ueberfahrt hatte nur zwei und vierzig Stunden gedauert. Auf dem Quai bewegten sich Gruppen weißer Burnusgestalten, Neger und Negerinnen in bunten Costümen, Frauen vom Kopf bis zum Fuß in weiße Wollenschleier gehüllt, Mauren und Juden in türkischer Tracht, Mischlinge aller Farben, Männer und Frauen in moderner, europäischer Kleidung — die afrikanische Küste erschien mit afrikanischer Staffage. Und damit nichts fehlte, aus den Booten, welche jetzt an Bord anlegten, um die Reisenden abzuholen, stiegen alle Racen der afrikanischen Bevölkerung in den abenteuerlichsten Trachten, und tauchten plötzlich, wie traumartige Gestalten, auf dem Deck des Schiffes empor.

Zweites Kapitel.

Spaziergänge und Reisetouren in Algerien.

Das Schaufenster von Afrika. — Spaziergänge in der Umgegend von Algier. — Mustafa. — Birkadem. — Birmandrais. — Bouzariaberg — El Biar. — Cap Matifou. — Sidi-Ferruch. — St. Eugène. — Couba. — Frais-Vallon. — **Jardin d'essai.** — Blidah, — Koleah. — Harrachthal. — **Maison carrée.** — Staoueli. — Metidscha — Milianah. — Medeah. — Mostaganem. — Tlemcen. — Oran. — Aumale. — Fort Napoleon. — Von Algier nach Constantine — Die drei Regionen in Afrika. — Das Atlasgebirge. — Die Chiffa-schlünde und der Mund der Wüste. — Die Palmenoasen in der großen Wüste Sahara. — Schwierigkeiten und Gefahren der Reise in die Wüste. — Der bequemste und sicherste Weg in die Wüste.

In sehr bezeichnender Weise nannte Jemand, der von einigen Besuchen in das Innere des Landes nach Algier zurückkehrte, Algier das Schaufenster des französischen Afrika. Ich möchte hinzufügen: „das mit allen Reizen des Orients ausgeputzte Schaufenster." Und in der That, die Spaziergänge in die nächsten Umgebungen der alten Piratenstadt bieten dem Auge eine Reihe entzückender Landschaftsbilder, prächtige Aussichtspunkte im Rahmen und auf dem Hintergrunde des wunderbar colorirten Spiegels des mittelländischen Meeres, während die üppigste Vegetation aller tropischen Gewächse eine ebenso reiche wie ungewohnte Staffage bildet. Der Spaziergang durch die

Gärten und Landhäuser von Mustafa nach den Dörfern Birkadem und Birmandrais steht dem Spaziergang am Posilipp bei Neapel an Schönheit, Abwechselung, Aussichtspunkten, Staffage und großartiger Decoration wenig nach; der Sahel bietet mit seinen Anlagen, Landhäusern und Aussichtspunkten selbst dem verwöhntesten Touristen eine lange Reihe immer wechselnder, prächtiger Bilder, während die Rundsicht vom Bouzariaberg alle diese einzelnen Punkte zu einem großen, mit den wunderbaren Tinten des Orients geschmücktem Panorama unvergleichlicher Schönheit zusammenfaßt. Immer verschieden gruppiren sich diese Bilder, wenn man nach El Biar, nach Cap Matifou oder nach Sidi-Ferruch hinansteigt, oder wenn man am Gestade des Meeres entlang nach dem Versuchsgarten (jardin d'essai) oder an der andern Seite der Stadt an dem ehemaligen Sommerpalaste des Dey vorüber nach St. Eugène geht, und von dort nach dem Knabenseminar hinaufsteigt, oder wenn man einen Spaziergang nach Couba oder nach Frais-Vallon macht — in der That, die Natur scheint die Absicht gehabt zu haben, alle Schönheit und alle Reize der Küsten der Provence nochmals an der andern Seite des mittelländischen Meeres zu wiederholen, nur mit dem Unterschiede, daß die heiße und glühende Sonne von Afrika der Küste von Algier den tropischen Charakter aufgeprägt hat.

Aber man möge sich ja davor hüten, zwischen dem Schaufenster des französischen Afrika und dem, was hinter diesem Schaufenster liegt, Parallelen ziehen und von der Schönheit des Einen auf die Schönheit des Andern schließen zu wollen. Bereits auf der andern Seite des Sahel sieht es anders aus. Blidah mit seinen Orangegärten, Koleah mit seinem prächtigen und interessanten jardin d'essai, wo man, wie im jardin d'essai bei Algier, den

Versuch gemacht hat, die Gewächse und Bäume aller Zonen nebeneinander blühen und grünen zu lassen, wo die nordische Kiefer im Schatten der Palme steht, das Harrachthal, auf dessen malerischen Höhen sich das alte Türkenfort maison carrée erhebt, das Kloster der Trappisten bei Staoueli mit seinen Anlagen und Gärten sind wiederum mit allen Reizen des Orients geschmückte Punkte an der Rückseite dieses Gebirges; aber die Wege und Straßen dahin führen oft durch öde und ganz unbebaute Strecken Landes, auf denen nur die Meerzwiebel wuchert, und durch wildes Gestrüpp, welches Meilen weit die Ebene bedeckt. Selbst die so oft gepriesene und so viel gerühmte Ebene der Metidscha, durch welche die Eisenbahnlinie nach Blidah gelegt ist, ist auf großen Strecken völlig öde und unangebaut. Auf einer Entfernung von 48 Kilometer berührt man nur zwei Dörfer von einiger Bedeutung, während das Auge oft Stunden weit vergeblich nach einer Häusergruppe sucht. Ich erinnere mich kaum, in der Mark Brandenburg eine ödere und langweiligere Strecke befahren zu haben, als der Weg durch die Mazafranwälder nach Koleah ist. Aber in den beiden Provinzen Algier und Oran sind die größeren Städte und Ortschaften doch wenigstens durch gute Straßen verbunden, die Straßen nach Milianah, Medeah, Mostaganem, Oran, Tlemcen lassen nichts zu wünschen übrig; auch die Straße nach Aumale ist endlich fertig geworden und wird wenigstens die Woche zweimal von einer Diligence befahren, während die Provinz Constantine nur spärlich mit guten Straßen versehen und die Verbindung selbst zwischen bedeutenden Orten nur durch sogenannte strategische Linien hergestellt ist, wo man den Hals brechen oder im Schmutz stecken bleiben kann. Mit dem Fort Napoleon in der großen Kabylie ist Algier jetzt durch eine gutgebaute Straße ver-

bunden, auf der im Sommer doch zweimal wöchentlich ein Omnibus fährt; dagegen findet zwischen der Provinz Algerien und der Provinz Constantine gar keine Verbindung zu Lande statt, wenn man nicht die strategische Linie zwischen Aumale und Setif eine Verbindungsstraße nennen will. Von Algier nach Oran kann man in einem, nach dem französischen Muster eingerichteten Postwagen freilich zu Lande reisen, aber, um von Algier nach Constantine zu gelangen, muß man die Gelegenheit abpassen, mit einem Kriegsschiff zu fahren, welches die Tour nach Philippeville, Constantine und Bona nur alle zehn Tage einmal macht. Und ich würde keinem Reisenden rathen, der nicht gewohnt ist, seine Ansprüche auf Comfort auf das Allergeringste zu reduciren und schlimmstenfalls auch geneigt ist, eine stürmische Nacht auf Deck zuzubringen, sich den wechselvollen Eventualitäten einer Fahrt auf einem Staatsschiff auszusetzen! Ebenso ist die Verbindung zur See mit Oran. Zwischen Algier und dem Küstenpunkte Dellys ist wenigstens theilweise eine Verbindung, zwischen den Küstenpunkten Dschidschelli, Bugia, Kollo, Stora hört jede Verbindung auf. Selbst von Bugia nach Setif ist nur auf Saumthierpfaden zu gelangen, so daß die Verbindung zwischen so wichtigen Punkten, wie Constantine, Bugia, Dschidschelli, Algier, Aumale ganz und gar unterbrochen, und der Reisende allen möglichen Zufälligkeiten und auch Gefahren ausgesetzt ist.

Das französische Afrika führt dem Reisenden auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke drei verschiedene Regionen der Erde vor: die Region des Mittelmeeres, die Region der Hochplateaus und die Region der Sahara. Erstere ist an manchen Punkten, wie beispielsweise in B o n a, S t o r a, B u g i a, Algier, mit allen landschaftlichen Schönheiten der Küste der Provence geschmückt, und könnte in ihrer

ganzen Ausdehnung ein Bild der Fruchtbarkeit und der Cultur werden, falls es in Afrika Colonisten und Geldmittel gäbe, um sie mit dem Fleiß und der Umsicht italienischer und französischer Landleute zu bebauen. Leider ist dies, wie ich schon erwähnte, nicht der Fall. Die kürzlich gefallenen Redensarten Louis Bonaparte's, von dem „festen Glauben an das Gedeihen Algeriens," gehören in die Kategorie höchst banaler Phrasen. Während der Küstenstrich der Provinz Constantine ziemlich gut angebaut ist, liegen selbst zwischen Philippeville und Constantine große Länderstrecken vollkommen brach; eigentlich kann man von einem fleißigen und sorgsamen Anbau nur auf eine Entfernung von zwei Stunden landeinwärts sprechen. Erst drei Stunden diesseits Constantine tritt die Cultur in merklicher Weise wieder auf, während sie sich auch zwischen beiden Städten nur auf die Umgegend einiger unbedeutender Dörfer concentrirt. Auch an landschaftlichen Schönheiten hat die Region des Mittelmeeres auf dieser Strecke durchaus keinen Ueberfluß. Ich fuhr sechszehn Stunden durch ein Hügelland, dessen Thäler schwach bewässert und dessen grüne Höhen wenig bewaldet waren. Südlich von Constantine führt der Weg drei Stunden lang durch ein reiches und fruchtbares, trotz alledem aber wenig angebautes Thal; dann steigt die Straße allmälig zu der Region der Hochplateaus des Atlasgebirges hinan. Jede Cultur, jeder Anbau hört nun auf. Die Region der Hochplateaus, welche die mittlere Länderstrecke Algeriens in ihrer ganzen Ausdehnung von Osten nach Westen einnimmt und von Norden nach Süden eine Ausdehnung von ungefähr dreihundert Kilometer hat, besteht aus einer Reihe von ansteigenden, meist vollkommen öden Flächen, auf denen das Auge vergebens nach Baumgruppen, nach Wäldern, nach Häusern, nach Aeckern, Feldern und Wiesen sucht. Tage-

lang bin ich durch wüste und öde Steppen gefahren, auf denen ich außer dem Araber auf seinem Kameel, von seinen Heerden umgeben, keinem lebendigen Wesen begegnete. An den südlichen Rändern, wo die Höhen des Atlasgebirges steil und oft senkrecht ansteigen, nimmt die Hochfläche einen steinigen und zuweilen bereits sandigen Charakter an. Weite Steinmuren wechseln mit lehmigen und sandbedeckten Strecken, hie und da von bleifarbenen Spiegeln großer Salzseen unterbrochen. Um zu der Region der Sahara hinabzusteigen, hat man die Höhen des Atlasgebirges zu überschreiten. Wenn man indeß glaubt, zwischen deutschen Gebirgen und den Höhenzügen des Atlas eine Parallele ziehen zu können, so befindet man sich vollkommen im Irrthum. Von den landschaftlichen Schönheiten des Riesengebirges, des Thüringerwaldes, des Schwarzwaldes, oder gar der Alpen, ist im Atlasgebirge gar keine Rede. Diese frischen Waldwiesen, diese grünen Vorberge, diese rauschenden Wälder, diese mit frischem Waideland bis zum Gipfel bedeckten Höhen fehlen gänzlich, Alles ist kahl, öde und leer, die Vegetation mager und dürftig; die Höhen sind nur an den untern Rändern mit zwergartigen Bäumen und kurzem Gestrüpp bewachsen, und bestehen oft nur aus ganz kahlen, mit Geröll und hinabgeschurrten Steinmuren bedeckten Matten, deren Kuppen und Gipfel jeder pittoresken Form entbehren. Es ist unbegreiflich, wie Touristen, welche den Atlas bereist haben, die Höhen und Thäler dieses ganz unmalerischen Gebirges mit den Höhen und Thälern der Alpen vergleichen können. Ich habe den Atlas im Süden der Provinz Algier und im Süden der Provinz Constantine überstiegen, um nach der Region der Sahara zu gelangen; ich habe die noch am malerischsten geformten Thäler dieses öden Gebirges durchwandert, ich bin durch die Chiffaschlünde nach Medeah

zu seinen Höhen hinangestiegen und bin durch den Engpaß von El Kantara in die Region der Sahara hinabgeritten, und ich muß sagen, daß nur die Chiffaschlünde und der letzte Bergkessel, durch den man zu dem „Mund der Wüste“ gelangt, einen sehr schwachen Vergleich mit ähnlichen Partieen der Alpen aushalten können.

Wiederum sind die südlichen Abhänge und Ausläufer des Gebirges, mit denen dasselbe in die Wüste hinabsteigt, ohne jede Schönheit der Form und der Gestaltung. Tagelang bin ich an diesen südlichen Abhängen, in dessen Klüften und Schlüchten der Löwe und der Panther haust, vorüber geritten, ihre Formen waren und blieben immer dieselben, unschöne Felsen, wüste Sandberge, öde, hinabgeschurrte Abhänge, mit Steinmuren bedeckt, ohne jede Vegetation. Nach Süden hin dehnt sich dann bis über die Mitte des dritten Welttheils, bis nach dem märchenhaften Sudan die Region der Sahara aus, ein wüstes Sandmeer von gelblich rother Färbung, an den Rändern, wo dasselbe den Horizont, den sonnenfunkelnden, blauen afrikanischen Himmel berührt, mit einem bläulichen Ton gefärbt, hie und da von grünen Streifen unterbrochen, den Palmenoasen, welche sich gruppenweis zusammenstellen und dem Auge Bilder wunderbarer tropischer Pracht und Vegetation bieten. Der Weg zu ihnen ist weit und mühsam, aber der Anblick ihrer grünen Wälder, ihrer hochaufragenden Stämme, ihrer reichen Kronen, ist so schön und so fremdartig, und der Besuch der in ihrer Mitte verborgenen arabischen Städte und Dörfer so interessant, daß jeder Tourist, der das französische Afrika bereist, unrecht thut, wenn er über das Mittelmeer zurückkehrt, ohne einige Palmenoasen in der Sahara gesehen zu haben. Die Provinz Oran hat keine Oasen, die Oasen der Provinz Algier liegen außerordentlich weit. Um von Medeah nach den

Oasen von Laghuat zu kommen, führt der Weg acht bis zehn Tage lang durch die afrikanische Steppe, ehe man den Rand der Wüste erreicht, während man von Constantine aus in drei starken Tagereisen über die Hochplateaus des Atlasgebirges zu dem „Mund der Wüste“ hinabsteigt. Wählt man diesen letztern Weg, so hat man noch den Vortheil, Constantine, die bei weitem interessanteste arabische Stadt im nördlichen Afrika, viel interessanter wie Kairo, besuchen zu können. Ein Spaziergang durch ihre Straßen gleicht einem Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Doch würde ich Niemanden rathen, die Reise in die Wüste Sahara selbst innerhalb der französischen Militairposten bis Ouargla oder Kardeia ohne Empfehlungen an die Commandanten der verschiedenen Cirkel anzutreten. Abgesehen davon, daß ihm in diesem Falle sehr häufig die Transportmittel fehlen würden, käme er auch in Gefahr, überfallen und ausgeplündert zu werden, wenn ihm nicht bei dieser Gelegenheit auch einmal der Kopf abgeschnitten wird. Die Wüste Sahara hat nicht allein ihre Stürme, welche die Karavanenstraße verwehen und den Reisenden unter Bergen fliegenden Sandes begraben, sondern auch ihre Piraten, wie ehemals das mittelländische Meer, und die Behauptung der Araber, daß die große Wüste jetzt so sicher sei, daß eine Frau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte in derselben ohne jede Gefahr umherspazieren könne, nimmt sich gegenüber den abgeschnittenen Köpfen, von denen französische Offiziere mir in Medeah, in Boghar und im Fort St. Germain auf der Palmenoase Biscara erzählten, und den nächtlichen Ueberfällen der Karavanserais, mit deren Aburtheilung sich die französischen Gerichtshöfe in Algier und Constantine beschäftigen, zu naiv aus, um ihr irgend Glauben schenken zu können.

Drittes Kapitel.

Algier.

Die Quais. — Hotel de Paris. — Der Place du gouvernement. — Physiognomie des neuen Algier. — Die Straßen Bab-el-Oued und Babagoun. — Die Marinestraße. — Europäische und arabische Kontraste. — Neger, Araber, Kabylen, Maurische Frauen. — Der Anzug einer maurischen Frau. — Die große Moschee. — Maurische Paläste. — Ein Spaziergang durch die alte Piratenstadt. — Sonderbare Straßen. — Bauart maurischer Häuser. — Maurische Kaffeehäuser. — Werkstätten und Verkaufsläden. — Die Höfe maurischer Häuser. — Die ehemalige Residenz des Dey. — Hussein Dey. — Der französische Konsul. — General Bourmont. — Der blutige Rovigo. — Bugeaud. Mac Mahon. — Louis Napoleon.

Das Boot legte an dem prächtigen Quai an. Ich stand auf afrikanischem Boden, mitten in einem Haufen der verschiedensten Exemplare der eingeborenen Bevölkerung des dritten Welttheils, welche das Landen des Dampfers angezogen hatte. Abenteuerlich aussehendes Gesindel, halbnackte, den Kopf mit bunten Turbanen oder mit weißem Tuch umwunden, gelbe, schwarze, braune in grauen Burnus gehüllte Gestalten! Die Worte „porter, Monsieur, Hôtel Monsieur, cirer Monsieur!“ übertönten das Gewirr und Geschwirr in dem bunten Haufen. Ein kolossaler Neger mit nackten Armen und Beinen, in ein Hemde von Sackleinewand gekleidet, das krause Haar mit einem bun-

ten Tuche umwunden, nahm meinen Koffer auf seine Schultern. „Hôtel de Paris“ rief ich ihm zu. Nun stieg ich auf eisernen Treppen von riesigen Dimensionen vom Quai nach der Stadt hinauf. Plötzlich stand ich auf einem breiten, viereckigen Platze. Der Platz war an drei Seiten von Arkadenreihen umgeben, über denen sich nach drei Seiten hohe, prächtige Häuser erhoben. Die vierte Seite war von einer steinernen Ballustrade umgeben, über welche sich die weite Aussicht über Hafen und Meer öffnete. In der Mitte des Platzes, der jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereicht haben würde, erhob sich eine Reiterstatue von Erz, die Statue des Herzogs von Aumale. An der Westseite Orangenbäume, eine hohe Palme und die glänzenden Spiegelscheiben eines Kaffeehauses nach Pariser Muster, Kaffeehäuser unter den Arkaden, im Nordosten ein Bild aus Tausend und Einer Nacht, eine glänzend weiße Moschee, der Halbmond über der gewölbten Kuppel, neben ihr das hohe Minaret, von dem der Mueddin gerade zum Gebete rief. „La place du gouvernement, Monsieur,“ sagte mein schwarzer Begleiter in ziemlich gut accentuirtem Französisch. Der Regierungsplatz bildet ungefähr die Mitte des neuen Algier, die Vorstadt Babazoun läuft von ihm in südlicher Richtung aus, die Straße Bab-el-Oued nach Norden. An seiner Stelle war einst das Forum des altrömischen Icosium. Ueber den Häusern im Hintergrunde des Platzes stieg das schneeweiße Amphitheater der alten Piratenstadt in die Höhe, seltsamerweise gerade hinter dem vergoldeten Kreuze der katholischen Kirche auf dem erzbischöflichen Platze, welche ehedem eine Moschee gewesen war. —

Die traumartigen Erscheinungen, welche mir bis zum nur wenige Schritte von dem Regierungsplatze in der Straße Bab-el-Oued belegenen Hôtel de Paris entgegen-

getreten waren, ließen mir nicht lange Ruhe. Das vortreffliche Dejeuner war bald verzehrt, und ich eilte wieder hinaus auf die Straße, um zuerst das neue Algier nach allen Richtungen zu durchwandern.

Die drei Hauptstraßen, die Straße Babazoun, die Straße Babel-Oued und die Marinestraße, von einer Menge von Querstraßen durchschnitten, welche alle drei auf dem Regierungsplatze, als ihrem Mittelpunkte, zusammenliefen trugen in ihrer Architectur und Physiognomie ganz den Charakter einer französischen Stadt. Den unteren Theil der Häuserreihe nehmen, wie in der Rivolistraße in Paris, Arkadenreihen im italienischen Style ein. Unter den Arkaden elegante Magazine mit allen möglichen Manufacturwaaren, Goldsachen, Quincallerie- und anderen Waaren, Kaffeehäuser mit großen Spiegelscheiben, Confiseurläden, Bilder-, Buch- und Musikalien-Handlungen, Parfümerieläden, Barbierstuben, Weinschenken, Schuhläden; Omnibus, Fiacres und Eilwägen rasselten durch die Straßen, dazwischen Reiter in Civilanzügen und in Uniformen auf eleganten arabischen Pferden, Abtheilungen französischen Militairs aller Waffengattungen, Spahis, Turkos und Zuaven in ihren malerischen Uniformen, Spaziergänger und Damen in modischen Anzügen — ein wahres pariser Kleingemälde. Aber in diesem pariser Kleingemälde treten bereits stark markirte orientalische Farben und Züge auf. Maurisch-jüdische Bazars neben den modischen Magazinen, in den hohen Querstraßen hohe Mohrenhäuser neben den noch höheren modernen Bauten, weißgetünchte Kuppeln arabischer Moscheen mit dem Halbmond über die Häuserterrassen hervorragend, dazwischen, wie in der mit der Straße Babazoun parallel laufenden rue de Chartres, zwei Paläste von köstlicher, reicher, maurischer Architektur. Einst wohnten darin Beys oder Paschas, die

Namen sind mir entfallen, jetzt haben Marschall Mac-Mahon, der Sieger von Magenta, Gouverneur von Algerien, und der Erzbischof dort ihren Platz eingenommen. Der afrikanische Boden ist ja seit Jahrtausenden an wunderbare Wechsel gewöhnt. Nach Osten hin durchschnitt die Straße Babazoun dann den Theaterplatz, ein Quartier neugebauter Häuser, unter ihnen das Theater, welches beiläufig eine Million und siebenmalhunderttausend Franken gekostet hat, und lief in mehreren strahlenförmig gebauten Straßen aus, welche den Charakter der Vorstädte französischer Provinzialstädte trugen. Eine von ihnen hieß, dem Marschall Bugeaud zu Ehren, die Islystraße. Sie führte auf einen kleinen Platz. Auf dem Platze stand die eherne Statue des Eroberers von Constantine, des Siegers von Isly und der Smala, der Abd-el-Kader gefangen nahm. Die Umgebungen des Platzes sind übrigens ganz gewöhnlich und bestehen aus nichts weniger wie eleganten Häusern — alles Neue trägt in Algerien den Charakter des Halbvollendeten und Unfertigen — nur an der einen Seite erhebt sich ein in schönen architektonischen Formen erbautes Gebäude, es ist das Collège arabe-français, ein Erziehungs- und Bildungsinstitut von Zöglingen maurischer Abkunft.

Dieser neue Stadttheil, eigentlich nur eine breite, parallel neben dem Meer hinlaufende Straße, welche sich an einigen Stellen in einige Seitenstraßen spaltet, erhielt einen besonderen Reiz dadurch, daß sich nach der einen Seite hin, zwischen den Häusern durch, wunderbar schöne Prospekte auf das Meer eröffneten, während auf der andern Seite die grünen Kuppen des Sahel hinter den Häusern aufstiegen und einen landschaftlichen Hintergrund bildeten. An manchen Stellen stieg aber die Piratenstadt in engen Mohrengassen von ihrer grünen Berghöhe mitten in diese modernen Häuserstraßen, welche alle seit den letzten dreißig

Jahren entstanden sind, hinab, und bildete mit ihren hohen, fensterlosen Häusern, welche oft mit den Giebeln beinahe zusammenstießen, mit den Steinbauten die sonderbarsten Kontraste.

Noch weit sonderbarer wie diese Häuserkontraste, welche nur sporadisch auftraten, waren die Kontraste in der Bevölkerung, welche mir bei jedem Schritt und Tritt bei meinem Morgenspaziergange entgegentraten. Fast ein Drittheil der sich auf dem Platze bewegenden Menschenmasse trug den Turban oder den Burnus, die Kaputze desselben über den Kopf gezogen, Neger von der Goldküste mit stumpfen Gesichtszügen, krausem Wollhaar, im sackartigen Hemde, Mauren und Juden in bunter, türkischer Tracht, vornehme Araber in faltigen, blendend weißen Gewändern, den Kopf mit weißem, auf die Achseln herabhängenden Tuche bedeckt, welches mit Kameelhaarenschnüren umwunden war, in weißen oder bunten Strümpfen, welche bis zur Hälfte der Wade das Bein umschließen und in weit ausgeschnittenen Schuhen von Glanzleder und maurische Damen in lange weiße Schleier gehüllt, bewegen sich zwischen allen europäischen Nationalitäten, zwischen Franzosen, Engländern, Deutschen, Spaniern und Maltesern.

Das Auge hat hier nur noch Sinn für die afrikanischen Racen, welche in allen Farbenmischungen und Schattirungen, vom ebenholzfarbigen Schwarz des Negers bis zum Mattgelb des Südländers auftreten. Die Mauren in der rue du Chartres, welche das alte Algier von dem neuen Algier trennt, an der Erde eines Hauses, wo ein Zahnarzt als Wahrzeichen seines Geschäfts in einem Kasten sämmtliche Zähne aufgehängt hat, die er seinen Patienten in einer vierzigjährigen Praxis auszog, ein Haufen arabischen Lumpengesindels in solche Lumpen gehüllt, daß in Europa ein Lumpensammler Bedenken tragen würde, sie

auf der Straße aufzuheben. Wahrhaftig, in einem aus diesen Lumpen zusammengeflikten Burnus kann man freilich auf dem Pflaster Siesta und Nachtlager halten, an diesen Kleidern kann nichts verdorben werden. Hier traben auf mageren berberischen Eseln ein Dutzend junger Mischlinge in sackartigen, nur bis zum Knie reichenden Hemden mit nackten Armen und Beinen vorüber, von denen man nicht mehr weiß, zu welcher Race man sie rechnen soll; in einem rundgebauten Bazar sitzt ein Haufen arabischer Schneider, die Beine untergeschlagen, auf den mit Strohmatten bedeckten Boden, emsig die Nadel führend. Dort mitten auf einem Gemüsemarkt, zwischen Vorräthen von Datteln, Feigen, Mandeln und Orangen eine Scene aus der Wüste Sahara zwischen moderner, europäischer Kultur, unter einem Zelt lagernde Araber mit Kameelen. Besonders interessirten mich die mir begegnenden maurischen Frauen. Ihre dunklen Augen blickten mich unter dem schneeweißen Schleier so geheimnißvoll an. Ihr Anzug hatte mit dem Anzug europäischer Frauen nicht die mindeste Aehnlichkeit. Der Kopf war bis zu den Augen hinunter mit einem schneeweißen Wollenschleier umwickelt, der hinten bis über das Knie hinabfiel. Ein gleicher Schleier bedeckte Brust und Gesicht, und reichte bis zu dem oberen Theil der Nase hinauf, so daß nur die Augen freiblieben. Die Beine waren in faltige weiße Beinkleider gehüllt, welche oberhalb der Knöchel zusammengebunden waren. Die Füße bedeckten weiße Strümpfe und weit ausgeschnittene Glanzschuhe. Oft waren sie von einer oder zwei Negerinnen begleitet.

So unscheinbar als dies Ausgehkleid ist, welches die Gestalt unförmlich verhüllt, so reich ist das Kleid, welches die wohlhabende oder reiche Maurin unter diesem Anzuge im Hause trägt. Spitzenstickereien mit Gold und Silber durchwirkt bedecken Hals und Brust, weite, seidene Bein-

kleider bedecken den Leib bis zum Knie; eine türkische Jacke von farbigem Sammet oder Tuch, mit Gold und Silber gestickt, mit Reihen kostbarer Knöpfe besetzt, vorn offen und mit langen Aermeln, bedeckt den Oberkörper, der Hals ist mit Perlenschnüren geschmückt, das dunkle Haar mit silbernen und goldenen Schnüren durchflochten, an denen Goldmünzen hangen, und in gelbe, blaue und rothe Foulards eingebunden. Oft werden über diesen Anzug, nach dem Stande, noch zwei oder drei Kaftans von kostbaren Seidenstoffen übereinander getragen, welche um die Lenden herum durch einen Gürtel von Goldquasten zusammen gehalten werden.

Wie viel Zeit nimmt schon das Anziehen und Ausziehen aller dieser Kleider, das Anlegen aller dieser Halsbänder, Bracelets, Ringe, Ketten, Quasten, das Durchflechten des Haares mit Perlen und Bändern in Anspruch! Dazu parfümirt sich die Maurin mit Salben, Oelen und Essenzen, sie färbt sich die Nägel an Finger und Zehen, sie touchirt sich Augenbrauen und Augenlieder, sie markirt Stirne und Arme mit bläulichen Sternchen und Schönheitspunkten. Rechnet man zu diesen Beschäftigungen noch das Rauchen, Träumen und Schlafen, das Kaffeetrinken und den Besuch der Mohrenbäder, so ist der Tag einer Maurin so viel in Anspruch genommen, daß man über die Verwendung der wenigen Stunden, welche noch übrig bleiben, kaum noch fragen wird.

Aber der Anblick der alten Piratenstadt, welche über den Häuserstraßen gespenstisch am grünen Sahel in die Höhe stieg, lockte mich immer von Neuem, wenn ich hinaufschaute, meinen Spaziergang im neuen Algier einzustellen und die steilen Straßen hinaufzusteigen. Ich konnte dem Wunsche endlich nicht widerstehen, als ich nach einer Durchwanderung der Marinestraße wieder auf dem Regierungs-

platz angekommen war. Aber vorher mußte ich noch die Moschee besuchen, welche in halb maurischem, halb italiänischem Style unterhalb des Platzes nach dem Meere zu wie ein Märchenbild aus Tausend und einer Nacht sich erhob. Die Mittagssonne lag funkelnd über Kuppel und Minaret ausgebreitet.

Vor dem Jahre 1830 war das Innere einer Moschee in Afrika den Europäern noch gänzlich unbekannt. Der Christ, welcher im Innern einer Moschee angetroffen ward, wurde getödtet. Der durch den Fußtritt des Ungläubigen entweihte Fußboden wurde sorgfältig gewaschen und die Wände wurden neu angestrichen. Heute schritt ich ohne Gefahr durch den maurischen Thorbogen. Dann zog ich, wie jeder Araber thut, die Schuhe aus und betrat so den mit Matten von Palmgeflecht bedeckten Boden. An dem Marmorbrunnen vorüber, der nahe am Eingange stand und wo die Gläubigen sich beim Eintritt sowie beim Herausgehen das Gesicht, die Hände und die Füße waschen, trat ich in das Schiff der Kirche und verbeugte mich dreimal gegen die Kabba in der Richtung nach Sonnenaufgang, wo Mekka liegt; dann glaubte ich allen Rücksichten gegen Mohammed genügt zu haben und durchwanderte nun neugierig Djemmaa-Djedid, die neue Moschee. Djemmaa-Djedid hatte drei Hauptschiffe und ein Querschiff, welche mit Palmengeflecht am Fuß umwundenen Säulen mit arabischen Spitzbogen getragen wurden. Die Räume waren weit, hoch und kühl, die Architektur großartig, die Wände und Säulen sauber gestrichen und unter den Knäufen bunt bemalt. Sonst waren die Wände kahl, ohne alles Bildwerk, ohne jeden Schmuck, nur mit einigen Koranversen geziert. Stühle und Bänke fehlten, wie in den Wohnungen der Menschen. In der Wand, welche sich in der Richtung des Sonnenaufgangs aufbaute, erblickte ich die Kabba,

eine mit Fayenceplatten verkleidete, in der oberen Wölbung mit Arabesken verzierte Wandnische. Gegen diese Nische wenden sich alle Gläubigen beim Gebet, denn in der von derselben angedeuteten Richtung liegt Mekka.

In der Mitte des Querschiffs stand das Minaret, ein Miniaturbild des äußeren Minarets, zu dem eine schmale, buntverzierte, mit Arabesken geschmückte Treppe hinaufführt. Auch von diesem Minaret läßt der Mueddin mehrmals des Tags den Ruf zum Gebet ertönen. Hinter dem Minaret erhob sich ein durch vier Säulen getragenes Gestell in Quadratform. Es war die Kanzel sowohl für den Vorleser der Gebete während des Ramadan, als für den Prediger. Auf dem Palmengeflecht knieeten am Boden Araber im weißen Burnus oder das dunkelfarbige Haupt mit dem bunten Turban umwunden, ihre Gebete murmelnd. Dann erhoben unsichtbare Sänger einen Gesang in arabischer Sprache, der wild und fremdartig klang. Ich dachte an die Christensclaven, welche die Kaperschiffe Jahrhunderte lang nach Algier schleppten, um dort auf dem Sclavenmarkte verkauft zu werden. Mauren in reicher bunter Kleidung und feinem weißen Burnus traten ein, zogen sich die Schuhe ab, wuschen sich die Füße am Marmorbrunnen und beugten dreimal die Stirn bis zur Erde bis zu dem Palmengeflecht herab in der Richtung nach Mekka; ich aber verließ die Moschee, um nun in die alte Piratenstadt hinaufzusteigen.

Welche Feder wäre im Stande, die alte Piratenstadt welche an den grünen Hügeln des Sahel hinaufsteigt, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und Sonderbarkeit zu schildern? Nur die Farben der Palette und der Pinsel des Malers können die einzelnen Gassen und Häuser aus diesem Straßengewirr auf der Leinwand wiedergeben. Die Tinte ist schwarz, und die Feder muß eine Reihe von

Strichen machen, um ein Wort zu schreiben; aber schwarze Tintenstriche und Worte genügen nicht, die hundert verschiedenen Gestalten dieser Gassen und Gäßchen, die bunten Säulen, die weißen Mohrenhäuser, die Bilder, Arabesken und Fayencverzierungen der Wände und die sonderbaren Gestalten zu schildern, welche aus dem Dunkel dieser Häuser und Gassen auftauchen, wie sonderbare Märchenbilder. Von allen Städten, die ich sah, ist die alte Piratenstadt die sonderbarste, eigenthümlichste und originellste. Straßen, welche man auf Treppen hinansteigt, Gassen, so eng, daß sie während des ganzen Jahres durch keinen Sonnenstrahl berührt werden, hohe, weiße Häuser ohne Fenster, nur hie und da eine eisenvergitterte, kleine Oeffnung in der weißen Wand, gewölbte Thüren mit dem maurischen Spitzbogen, von gewundenen Säulen getragen, mit starken Nägeln beschlagen, und zierlich ausgelegte Klinken, zu denen man auf Steinstufen hinansteigt, auf Balken ruhende Häuservorsprüuge und Erker, welche mit den Spitzen so eng an einanderstoßen, daß sie sich oben berühren und über einen Theil der Straße ein schützendes Dach bilden: so ist die äußere Gestalt der Straßen und Gäßchen der alten Piratenstadt, welche sämmtlich Namen tragen, die mit der alten und neuen Geschichte des Landes verwoben sind. Da findet man die Straßen Jugurtha, Barberousse, Sidi Ferruch, Karl der Fünfte, Doria, Masinisse, Sophonisbe, Pescade, Mitcispa, d'Astrubal; da klettert man auf den Stufen der Straße der Gazellen empor und die Straße will gar kein Ende nehmen, da stößt man auf Schlupfwinkel und Sackgassen, in denen man sich selbst nach wochenlangen Wanderungen erst zurechtfinden kann. Die breiteste, die Casbahstraße mag eine Breite von zehn Schuhen haben, die engste, die sogenannte Teufelsstraße, ist nicht breiter wie vier Schuh und hat Stufen, welche

einen Schuh hoch sind. Manche Mauervorsprünge der Häuser sind durch Balkendecken oder Steinwölbungen so miteinander verbunden, daß sie Hallen bilden, in denen selbst am Tage gänzliche Finsterniß herrscht. Wenn man bei Nacht durch diese Gäßchen geht oder vielmehr hinauf- und hinabsteigt, welche durch die Streiflichter mattbrennender Oellampen unheimlich genug beleuchtet sind, wenn man dann einen Thürriegel knarren hört, und eine im weißen Burnus gehüllte Gestalt die Steintreppe hinabsteigt und ein matter Lichtstrahl auf das finstere, schwarzbärtige Gesicht fällt, in dem ein Paar schwarze, heimtückische Augen blitzen, dann kann man sich oft eines unheimlichen Schauders nicht entschlagen. Man denkt unwillkürlich: ich bin in Afrika, und diese Gasse, in der ich umherklettere, ist eine Gasse der alten Piratenstadt, welche Jahrhunderte lang alle Meere und Buchten zwischen Europa und Afrika unsicher machte. Dann biegt man um eine Ecke, und im Wege mit den Köpfen auf den Treppenstufen der Häuser liegen ganz in den Burnus eingehüllte Gestalten. Der Stein ist das Bett des Arabers, der dort schläft, für diese Nacht, der Burnus ist seine Decke, der dunkelblaue Himmel, auf dem glänzende Sternbilder funkeln, ist sein Zelt. Und wieder an einer anderen Ecke fällt ein Lichtschein auf die dunkle Gasse. Der Lichtschein kommt aus einem noch offenen maurischen Kaffeehause. Wir treten hinzu und blicken in ein schmales Steingewölbe, in das man über eine Stufe von der Straße aus hineinsteigt. Das Steingewölbe ist ohne allen architektonischen Schmuck, ohne Fenster; es erhält sein Licht bei Tage durch die Thüre, die Wände haben einen weißen Gypsanwurf, wie die äußeren Wände aller Mohrenhäuser, der Fußboden ist mit Matten bedeckt. Rund an den Wänden ziehen sich Bänke von Palmengeflecht in der Höhe von vier bis fünf Schuh über den

Boden hin. Auf den Bänken sitzen und liegen mit gekreuzten Beinen Mauren, Türken, Neger, Araber, kaffeetrinkend, rauchend, spielend, träumend und hinausblickend in die dunkle Nacht. Im Hintergrunde des Steingewölbes lodert die Flamme des Feuerheerdes, auf dem eine abenteuerlich aussehende Gestalt den Kaffe für die Gäste kocht.

Am Tage sind manche von diesen sonderbaren Straßen sehr belebt. Da wird ein großer Handel und Verkehr getrieben. Der untere zur Erde befindliche Stock der Häuser wird von viereckigen Buden eingenommen, in denen man von Außen über eine Stufe hineinsteigt. Die Buden sind mit allen erdenklichen Handelsartikeln, mit Gemüsen, mit Früchten, mit Obst, mit Backwerk, mit Töpfergeschirr, mit Specereiwaaren gefüllt; in der Tiefe der kaum zwölf Fuß langen Bude sitzt ein graubärtiger Maure, den weißen Turban auf dem kurzgeschorenen Kopfe, im weißen Burnus eingewickelt und hält seine Waaren feil; an diese Verkaufsgewölbe reihen sich Gewölbe ähnlicher Gestalt, in denen maurische Handwerker aller Art arbeiten. In einer dieser kleinen Buden sah ich einen Hornarbeiter sitzen. Er bewegte den Drehstuhl mittelst eines Fidelbogens und handhabte mit der linken Hand mit Hülfe des Fußes den Meißel. Plötzlich hört man in einer andern Bude ein sonderbares Gemurmel. Man blickt hinein und sieht ein Dutzend Männer auf Palmenmatten rings an den Wänden sitzen. Andächtig murmeln sie laut ein Gebet. Barbierbuden, in denen der Kopf rasirt wird, folgen auf Restaurants, in denen ein halbes Dutzend Kochtöpfe über ebensoviel Feuerheerden brodeln. Die Gäste essen, mitten im Gemach stehend, ohne Gabel und Messer.

Und mitten in den Straßen klettern sonderbare Gestalten auf und nieder, Mohren, Neger, Juden, Türken, Araber, Kabylen im zerlumpten Burnus mit nackten Beinen oder

in bunter Tracht, in blauer Tunika, in rothen Pluderhosen, die bis zum Knie reichen, eine reiche, bunte Schürze um den Leib, den weißen, wollenen Burnus um die Schultern geschlagen, auf dem Kopf den rothen Fez oder den weißen Turban; dann öffnet sich eine von den schweren Thüren in den unheimlichen, weißen Häusern, von denen jedes ausschaut wie ein Gespenst, und heraus tritt eine Maurin, von Kopf bis zu Fuß in einen weißen Wollenschleier gehüllt, das Gesicht bis zu den Augen durch ein weißes Tuch vermummt, rasch die Straße hinabeilend, gefolgt von einer Negerin oder einem Negerknaben oder von einer maurischen Dienerin in blauweiß gewürfeltem Burnus. Ein eigenthümlicher Ruf, der sich immer wiederholt und näher zu kommen scheint, dringt um die Ecke. Alle Vorübergehenden drängen sich in der engen Straße an die weißen Mohrenhäuser. Ein Esel, zu beiden Seiten mit herüberhängenden Fruchtkörben beladen, welche mit Orangen, Datteln und Bananen gefüllt sind, stolpert die Stufen hinab, hinter ihm ein riesenhafter Mohr, in nichts weiter wie in ein sackartiges Hemd von grobem Wollenstoff gekleidet, mit nackten Armen und Beinen. Er war es, von dem der Ruf ausging, um die Begegnenden aufzufordern, seinem beladenen Esel aus dem Wege zu gehen.

Im Innern sind diese maurischen Häuser, welche nach Außen keine Façade zeigen und keine Fenster haben außer einigen vergitterten Löchern, oft sehr schön. Fast alle haben einen inneren, quadratförmigen Hof, der meistens in zwei Stock getheilt und im obern Stock mit einer Gallerie umgeben ist. Der untere Stock sowohl wie der obere ruht auf allen vier Seiten auf Säulenreihen, welche den maurischen Spitzbogen tragen und oft von weißem Marmor, oft künstlich gewunden sind und elegante und schön geformte Kapitäler haben. Die nach dem Hofe hin offenen Wände

der Gallerien, sowie der Boden derselben sind mit bunten Fayenceplatten bekleidet, oft sind die Wände auch mit bunten Arabesken bedeckt, in ärmeren Häusern tragen sie nur den gewöhnlichen weißen Gypsanstrich. In der Mitte des Hofes findet man zuweilen Springbrunnen, von Gruppen von Orangebäumen umgeben. Außerordentlich schöne in dieser Art gebaute Höfe haben einige Häuser in der unteren Stadt, welche früher vom Dey oder von den Großen seines Hofes bewohnt worden sind. Der Hof des Hauses am Malakoffplatze, wo jetzt der Bischof von Algier wohnt und der Hof des Palastes, wo heute das musée d'antiquités befindlich ist, stehen unter diesen Höfen an prächtiger maurischer Architektur wohl unter den Häusern in Algier oben an. Eine prachtvolle Façade, im venetianischen Geschmack, hat der Palast, wo der jetzige Generalgouverneur, Marschall Mac Mahon, wohnt.

Der Hof ist der Hauptbestandtheil jedes algerischen Hauses. Auf ihn münden die Wohnzimmer auf den Gallerien, er dient als Gesellschaftssaal und Empfangssaal; noch heute wird im Palaste des Marschalls Mac Mahon der Hof als Tanzsaal benützt. Im Hofe werden Geschäfte abgemacht, Besuche angenommen, Unterredungen geführt; auf einer äußeren Treppe steigt man aus den unteren Säulenhallen zu der oberen Gallerie; den Zugang zu dem Hofe vor der Thüre, welche nach der Straße führt, bildet gewöhnlich eine auf Säulen ruhende Vorhalle. Die Zimmer sind selten groß, die Wände derselben mit Marmor oder bunten Fayenceplatten ausgelegt oder weiß gegypst, die Decken der Zimmer künstlich getäfelt, die Fußböden von Marmor oder Backsteinen und dann mit Strohmatten oder Teppichen belegt. Möbel sind in diesen Zinmern nie, Tische und Stühle fehlen gänzlich; in den Zimmern der maurischen Häuser, die ich sah, gab es nur Divans,

erhöhte Bettstellen, Nischen, in denen Geräthe aufgestellt waren, und Roste zum Kochen. Die Dächer der Maurenhäuser sind flach und bilden Terrassen, die mit einer Brustwehr umgeben sind.

Steigen wir nun aus diesem Straßengewirr weiter auf zur Höhe des Hügels, an dem sich die alte Piratenstadt aufbaut. Oben Ruinen oder verfallenes Mauerwerk; dann kommen wir an ein gewölbtes Thor, welches in große Höfe führt, die mit vielen zusammenhängenden Gebäuden umgeben sind, die sich sämmtlich im Zustande des Verfalls befinden. In den Höfen stehen Kanonen und neben den Kanonen sehen wir Schildwachen, Gruppen von Zouaven und Turkos. Wir befinden uns in der Casbah, in der früheren Zitadelle der Piratenstadt, welche dem Dey zugleich als Wohnung diente. Heute sind die prächtigen Säle und Gebäude in Wachtstuben und Kasernen umgewandelt; in der Moschee des Dey, dessen Gewölbe von wunderbar schön canelirten Marmorsäulen getragen wird, war ein Schlafsaal eingerichtet, überall Soldaten, Waffen und Kasernengeräth. Mitten durch die Casbah hindurch führt die Landstraße nach dem Kaiserfort. Der berühmte Pavillon, zu dem eine früher mit Cactus und Palmen geschmückte, jetzt leere Terrasse führt, ist jedes Schmuckes und aller Zierrathen beraubt. Hier in diesem Pavillon fand die bekannte Unterredung des Hussein Dey mit Herrn Duval, dem französischen Konsul statt, die die letzte äußere Veranlassung zu der Eroberung Algiers durch die Franzosen bot. „Warum hat mir Dein Herr nicht geantwortet?“ fragte Hussein Dey den Konsul.

„Du weißt, Herr,“ erwiederte der Konsul, „daß der König, mein Herr, nur mit Fürsten Briefe wechseln darf, die ihm gleich stehen im Range.“

Darauf wurde der Dey roth vor Zorn, schlug Herrn

Duval mit dem Fliegenwedel in's Gesicht und sagte: „Nun, so nimm diesen Schlag als Antwort für Dich und Deinen Herrn."

Und heute bildet der stolze Palast des übermüthigen Dey einen Trümmerhaufen. Wie ist das irdische Glück vergänglich, und wie fallen Reiche und Fürsten! Wo ist Hussein Dey? Er ist todt und die Herrschaft der Muselmänner über das Mittelmeer, welche Jahrhunderte gedauert hat, ist vorbei. Aber auch alle Jene sind nacheinander gefallen, verkommen oder verschollen, welche hier auf dem Gipfel der alten Piratenstadt glänzten, herrschten und befahlen. Und Jeder hielt sich doch für unvergänglich und für unüberwindlich. Wo ist Karl von Bourbon geblieben, der sich der zehnte Karl von Frankreich nannte? Wenige Tage nach der Eroberung Algiers trieb die Revolution ihn in's Exil, und arme Mönche haben ihn weit von Frankreichs Erde, wo er unumschränkt zu herrschen dachte, in einem einsamen Kloster beim Scheine weniger Fackeln begraben. Und wo ist der Marschall Bourmont, der Eroberer Algiers, geblieben? Einem Geächteten gleich mußte er auf einem Kauffahrteischiff nach Spanien entfliehen. In der Dunkelheit ist er, ich weiß nicht wo, gestorben. Es ging ihm wie seinem großen einstmaligen Vorgänger Belisar. Und wie hat der blutige Rovigo, der alte napoleonische Sünder geendet, der den Araberstamm El-Uffia niedermetzeln und die arabischen Häuptlinge, welche im Vertrauen auf sein sicheres Geleit nach Algier gekommen waren, hinrichten ließ? Von Gewissensbissen gefoltert, unterlag er einer geheimnißvollen Krankheit. Der Herzog von Orleans zerschmetterte sich den Kopf auf der Straße nach Neuilly; Louis Philipp, der sich den „Bürgerkönig" nannte, starb in der Verbannung. Seine Söhne wohnen einsam und verlassen dort heute noch, und in der Ver-

bannung starb Bugeaud, der das übermüthige Wort sprach: „Ich werde den Parisern den Säbel von Isly bis an das Heft zu kosten geben." In der Casbah herrscht jetzt Napoleon der Dritte und der Marschall Mac Mahon. Wie lange noch? Eines aber ist unvergänglich geblieben und unsterblich, was sie alle gestürzt hat, Hussein Dey, Karl den Zehnten und den Bürgerkönig: die Idee der Freiheit, der Civilisation und des Fortschritts, der Keiner von ihnen Allen huldigen wollte.

Viertes Kapitel.

Ein afrikanischer Lustgarten.

Die ermordeten fünf Deys. — Der arme Schuster. — Der mahomedanische Friedhof. — Oberst Marengo und sein Garten. — Bismark und der preußische Landtag. — Kaiser Napoleon und sein Traum. — Die Terrasse des Lustgartens. — Ein zauberischer Anblick. — Die Vegetation aller Zonen. — Die Grabmonumente der Marabuts. — Maurische Gräber.

Wenn man in Algier aus dem Thore Babel-Oued geht, und die Straße einschlägt, welche zur Casbah hinaufführt, so kommt man nach einigen Minuten an einen Abhang, zu dem man auf einer doppelten Treppe hinansteigt. Der Abhang und die Fläche, zu der die doppelte Treppe führt, waren vor der Eroberung Algiers durch die Franzosen ein für die Araber heiliger Ort, der Kirchhof der Stadt. In der Mitte dieses Friedhofes erhob sich das Grabmonument der fünf Deys, welche die türkische Miliz, eine Prätorianerbande, der das Ernennungsrecht der Deys von Algier zustand, am 23. August 1732 an Einem Tage ermordete. Sobald die eine Partei ihren Candidaten zum Dey ernannt hatte, erdrosselte ihn die Gegenpartei. Endlich kamen die Offiziere der Miliz darin überein, dem Blutvergießen dadurch ein Ende zu machen, daß sie sämmtlich

sich nach der großen Moschee begaben, um den ersten Muselmann, der aus der Moschee herausträte, zum Dey zu proclamiren. Als sie dort ankamen, war der erste Muselmann, der heraustrat, ein armer Schuster. Sie proclamirten ihn nun zum Dey von Algier. Aber der arme Schuster hatte von dem schrecklichen Schicksal gehört, welches seine fünf Vorgänger auf dem Throne an demselben Tage getroffen hatte; er weigerte sich hartnäckig, die ihm angebotene höchste Würde anzunehmen. Alles Sträuben half ihm nichts. Der arme Schuster wurde mit den Insignien der höchsten Würde bekleidet und auf die Casbah geführt; und wie es manchmal in der Welt gehen soll, mit dem Amte kam dem Manne das Talent. Der arme Schuster hat bis zu seinem auf natürliche Weise erfolgten Tode die höchste Würde in Algier bekleidet, und soll einer der tüchtigsten und gerechtesten Fürsten gewesen sein, welche jemals auf dem Throne Algeriens gesessen haben. Auch er wurde auf demselben Kirchhofe begraben, wo seine fünf erdrosselten Vorgänger bestattet waren.

Aber seit dem Jahre 1831 ist jene Fläche, zu der von der Straße nach der Casbah vor dem Thore Babel-Oued jene doppelte Treppe führt, kein Friedhof mehr. Als der Herzog von Rovigo General-Gouverneur von Algerien wurde, und die neue Straße vom Thore Babel-Oued nach der Casbah anlegen ließ, mußte der mahomedanische Friedhof dem Straßenbau weichen. Es war nicht klug gehandelt. Die Gräber wurden umgewühlt und zerstört, und die Asche der Bestatteten in alle Winde gestreut. Den Eingebornen schnitt diese keineswegs zu billigende Handlungsweise tief ins Herz. Eine allgemeine Unzufriedenheit entstand. Die Nachfolger des General-Gouverneurs gingen deshalb vorsichtiger und humaner zu Werke. Was noch übrig war von den Gräbern, wurde an der Stelle belassen,

wo es war, und auf dem Abhange wurde rings um die Gräber unter der Leitung des Obersten Marengo durch französische Militär-Sträflinge ein Lustgarten angelegt, der noch heute nach ihm seinen Namen führt.

Als ich auf den Treppen den Abhang erstiegen hatte, befand ich mich auf einem großen wüsten Platze. Ich glaubte mich in meinem Wege überhaupt geirrt zu haben; denn man hatte mir gesagt, daß, wenn ich die Treppen hinaufstiege, ich in einen Zaubergarten treten würde. Verwundert sah ich mich um. Da begegnete mir ein Sergeant eines Infanterie-Regiments, der von der Anhöhe, welche sich gerade über mir erhob, herunterzukommen schien. Ich fragte ihn nach dem Wege zu dem Zaubergarten. Er wies mich auf einen schmalen Weg, der rechts an einem Felsabhange hinaufführte. „Nicht wahr, mein Herr," fragte er mich, bevor er die Treppe hinabstieg, „Sie sind wohl ein Engländer?"

„Nein," sagte ich, „ich bin ein Deutscher."

„Aber, pardon, aus welchem Lande, mein Herr?"

Deutschland ist den Franzosen gar kein geographischer Begriff. Kann man sich bei unseren zweiunddreißig oder dreiunddreißig Vaterländern, ich kenne auf Eins selbst die Zahl nicht, darüber wundern?

„Aus Preußen, mein Sergeant," erwiderte ich lächelnd, „aus Berlin."

„Ha so," rief er, „nun weiß ich; aus jenem großen Königreich da oben, welches mit Dänemark den Krieg hatte. Aber die Kammer, mein Herr, die Kammer, wie wird das gehen?"

„Nun, die Regierung wird sich immer mehr ruiniren, und das Ende wird ihr Untergang sein."

„Certainement," meinte er, „certainement! Das ist auch recht. Solch eine Regierung, die so gar nicht liberal

ist, muß fallen. Die Zeit, wo die Junker regieren, ist in Europa vorbei."

Dann stieg er die hohe steinerne Treppe zur Straße hinab. Ich aber schlug den schmalen Weg ein, der rechts an der Felswand hinanführte. Die Wand war mit riesigen Cactuspflanzen und mit Aloën ganz bedeckt. Plötzlich bog der Weg in kurzer Biegung rechts herum, und ich stand auf der ersten, kleinen Terrasse des Lustgartens. Weithin öffnete sich eine wunderbar großartige Aussicht auf das Meer, welches Europa von Afrika trennt. Auf dem Meere wüthete der Sturm, und weiße Wasserberge und schwarze Wasserklüfte durchfurchten die bis an den Horizont sich ausdehnende ultramarinblaue Fläche, und verschwanden ebenso schnell, wie sie entstanden.

Kein Schiff war auf der unendlichen Wasserwüste zu sehen. Und rechts stieg die Stadt Algier an den grünen Kuppen des Sahel hinauf, das alte Piratennest, geisterhaft, gespenstisch, alle die weißen, fensterlosen Mohrenhäuser von der Mittagssonne beleuchtet, wie ein einziger großer Kalksteinbruch, und oben krönte diesen Kalksteinfelsen die Casbah, das ehemalige Schloß des Dey. Wunderbarer, ungeheuerlicher Anblick! Und mitten auf der Terrasse, wo ich stand, erhob sich eine weiße Marmorsäule mit korinthischem Knauf auf viereckigem, marmornem Postament. Auf drei Seiten des Postaments waren alle napoleonischen Schlachten verzeichnet; auf der vierten standen die Worte: „Il avait rêvé cette conquête.“ Worauf sollte dieser Traum Napoleon's deuten? Vielleicht auf jenen geheimen Vertrag, worin Napoleon den Plan aussprach, die Raubstaaten zu erobern, und sie den Königen von Neapel und Sicilien als Entschädigung für ihre verlornen Provinzen in Europa zurückgeben zu wollen? Ich weiß

es nicht. Jedenfalls enthielt die Inschrift einen echt französischen Gedanken.

Neben der Terrasse, von der die zu Ehren Napoleon's errichtete Säule ins Meer blickt, führte ein gewundener Fußpfad weiter den Abhang hinauf. Der Abhang war ganz mit rothem Geranium, mit grünen Schlingpflanzen, mit stachligen Cactusblättern, mit weißem und rothen Lorbeer bedeckt. Plötzlich veränderte sich bei einer Wendung des Pfades die Aussicht. Das blaue Meer mit seinen weißen Wasserbergen und seinen schwarzen Klüften und die weiße Piratenstadt lagen hinter mir; statt dessen ruhte der Blick auf den mit dem ersten Frühlingsgrün geschmückten Abhängen des Sahel. Noch einmal wendete sich der Pfad, und ich stand auf der großen Terrasse des Gartens. Ein überraschender und wunderbarer Anblick! Es war wirklich ein afrikanischer Zaubergarten, der sich auf der weiten, langsam ansteigenden Terrasse ausdehnte. Welche Fülle von tropischen Pflanzen, Bäumen und Gewächsen! Welche reiche und kräftige Vegetation! Es war eine Vereinigung der Vegetation aus Nord und Süd, eine geistvolle Zusammenstellung von Gewächsen aus allen Zonen der Erde.

Schattige Alleen aus Platanen und Ulmen führten in sternartigen Strahlen zu einem in runder Form angelegten Platze, auf dem aus einem Marmorbecken silberne Wasserstrahlen aufstiegen, um in Millionen funkelnder und glitzernder Tropfen in ein weites unteres Becken zu fallen. Rund um den Marmorbrunnen standen weiße Marmorbänke, auf denen Araber in weißem, faltigem Burnus, oder in türkischer Tracht, den bunten Turban auf dem kurzgeschorenen Haupte, ihre Siesta hielten. Zwischen den Platanen-Alleen bildeten Feigenbäume, Orangenbäume und Citronenbäume Wäldchen, aus denen Cypressen- und Lebens-

bäume pyramidenförmig aufragten. Golden glänzten die Früchte des Südens auf dunklem Laubgrunde. Schmale Fußpfade, von riesenmäßigen Hecken der ostindischen Feige (cactus opuntia) und langen Reihen zwanzig Fuß hoher Aloën eingefaßt, führten durch bunte, farbenstrahlende Blumenparterres und blühende Rosen- und Lavaterengebüsche. Die gelbe Sonnenblume wuchs neben dem Zuckerrohr und neben dem Federharzbaume mit den fußlangen, lanzettförmigen, glänzenden Blättern. Die Akazie von Konstantinopel stand neben dem Paradiesbaum, der der Palme gleicht. Die Granatenbäume waren ganz mit scharlachrothen Blüthen bedeckt, und der cactus rostratus war von Baum zu Baum an den Stämmen hinaufgeklettert, und bildete mit seinen vielgezackten weiß, braun und orangegelben Blättern für Regen und Sonnenstrahlen undurchdringliche Dächer. Die strahlenden Blumenparterres, die verschiedensten Abstufungen im Grün der Bäume und der Gewächse, die vielfachen Blatt- und Stammformen, die dunklen Riesenhecken, bildeten im Glanz der afrikanischen Mittagssonne für das Auge die wunderbarsten Contraste. Und überall, am Ende der Alleen und Gänge, auf den einzelnen Stufen der Terrasse, zwischen den Blumenparterren öffneten sich entzückende Fernsichten auf das strahlende Meer, wo der Sturm tobte, auf die einzelnen Gruppen der geisterhafte bleich schimmernden alten Räuberstadt, auf die grünen Höhen und Kuppen des Sahel, immer wechselnd, immer sich anders gruppirend und sich in einander schiebend, so oft ich meinen Standpunkt wechselte. Wirklich, ich glaubte in einem von den Gärten zu wandeln, welche Aladdin sah, als er mit dem Zauberer die Wunderlampe suchte! — —

Und wie um die Täuschung vollkommen zu machen, da erhoben sich ja oben auf der Höhe der Terrasse aus

dem reichen Grün der tropischen Vegetation Kuppel und Minaret einer maurischen Moschee. Wie rothes Gold funkelte im Mittagssonnenschein der Halbmond. Und da, so wie ich mich wende, noch eine weißglänzende Kuppel, und noch eine Kuppel! Ich steige hinan durch die Riesencactus-Hecken, durch die Lorbeerwäldchen, durch die Orangenhaine, und komme an eine schmale, weiße Treppe, mit Fayenceplatten ausgelegt. Araber in bunter orientalischer Tracht, Frauen, in weiße, lange Schleier gehüllt, kamen mir entgegen; zerlumptes Gesindel, die Capuze des Burnus über den Kopf gezogen, lag in der Sonne am Wege; die schmale Treppe führte zu dem Eingange einer Moschee, der durch den riesigen Stamm einer Ceder vom Berge Libanon fast ganz verdeckt war. Der Marmorbrunnen im Vorhofe, das dreifache Schiff, die Säulen mit arabischem Spitzbogen, der mit Palmenmatten bedeckte Boden verkündeten eine Moschee ganz im maurischen Styl angelegt. Die Moschee war die Moschee Sid-Abd-el-Rahman-el-Talebi, das Grabmonument eines berühmten Marabut. Hinter und neben der Moschee erhoben sich die weißen Kuppeln kleinerer Capellen. Die mit Schnitzwerk decorirten Thüren waren weit geöffnet. Und welch' sonderbare Bilder des Orients entfalteten sich dort drinnen! Wände, Decken und Boden waren reich mit Teppichen von Sammet und golddurchwirkten Seidenstoffen decorirt; Fahnen, mit funkelnden Stickereien beladen, hingen trauernd an den Wänden oder umstanden Sarkophage, die mit reichen Teppichen überdeckt waren. Und um die Sarkophage saßen und lagen auf den Stufen weißverschleierte Frauen, silberbärtige Greise und durch die Sonne Afrikas gebräunte Männer in prächtiger Arabertracht, die Physiognomien orientalisch schön. Und rings um die Moschee und die Capelle wuchsen maurische Gräber aus dem Boden, mit

Fayenceplatten ausgelegt, zu den Häuptern und zu den Füßen Steinplatten in runder Form mit arabischen Zeichen, zwischen den Steinplatten bunte Blumen und sprossendes, junges Grün. Trauernd lagen Mauren, das beturbante Haupt auf die Hand gestützt, auf den Gräbern. Hoch über der weißen Kuppel der Moschee erhob eine hochstämmige Palme ihr schönes Haupt. Ich wußte nun, wo ich war. Ich stand auf dem Friedhofe, wo die an Einem Tage erdrosselten fünf Deys begraben lagen; die Gräber rund um mich her waren die Reste des berühmten Friedhofes, welche die Zeit verschont hatte. Der afrikanische Lustgarten, durch dessen strahlende Blumenparterre und schattige Laubgänge ich hinaufgestiegen war, hatte sich wie ein Kranz frischen, jungen Lebens um den ehemaligen Friedhof der alten Piratenstadt gelegt.

Fünftes Kapitel.

Das Fest der Schüler Mahomets.

Eine afrikanische Nacht. — Die Schüler Mahomets. — Der Hof des Mohrenhauses. — Die Gäste des Festes. — Die Vorbereitungen zum Feste. — Der erste Akt. — Der zweite Akt. — Die Zauberer und der Marabut. — Sacramentalischer Gesang. — Die Tänzer. — Die Glasfresser. — Die Cactusfresser. — Feuerproben. — Schlangen und Scorpionen. — Die Gebete zu Aissa nud der Glaube der Brüder. — Täuschung oder Wirklichkeit.

Es war an einem warmen und sternenhellen Frühlingsabend. Das Meer funkelte wie ein metallener Spiegel im Glanze der vollen Mondscheibe, und der afrikanische Himmel leuchtete mit seinen Millionen blitzender Sternbilder in wunderbarer Pracht. Ich stand mit einem französischen Officier, dessen Bekanntschaft ich auf der stürmischen Fahrt von Marseille nach Afrika gemacht hatte, an der Ballustrade des Regierungsplatzes in Algier, und blickte träumerisch auf das funkelnde Meer und den prächtigen Himmel. Der Capitain war zehn Jahre in Algier gewesen, und hatte unter der arabischen Bevölkerung vielfache Bekanntschaften. Es war fast zehn Uhr, schon wollte ich ihm Gute Nacht wünschen und nach Hause gehen; da trat ein schlanker, hochgewachsener Araber zu dem Offizier heran, und sagte ihm einige Worte in arabischer Sprache. „Vrai-

ment, mon ami, c'est aujourd'hui," erwiderte der Capitain verbindlich; „grand merci!" und wendete sich dann mit den Worten zu mir: „Das hätte ich bald unverantwortlicher Weise vergessen; kommen Sie, gehen wir mit diesem Manne, Sie werden etwas sehr Sonderbares sehen, was nicht Jeder sieht." Ich hatte an demselben Tage schon eine anstrengende Tour nach den Aussichtspunkten des Berges Bouzaria gemacht, die afrikanische Sonne hatte mir das Gesicht verbrannt, ich war müde geworden, und schlug vor, den Nachtspaziergang morgen zu unternehmen. Der Capitain lachte. „Was Sie in dieser Nacht sehen, sehen Sie nur selten im Jahre," sagte er; „und heute über's Jahr sind wir beide gewiß nicht in Algier, also kommen Sie. Allons donc!" Ich überwand meine Müdigkeit, gab dem Capitain den Arm und wir folgten dem Araber, der nach dem Malakoff-Platze hinaufstieg, und in eine von jenen engen, treppenförmigen Straßen einbog, welche durch die alte, geheimnißvolle Piratenstadt zur Casbah hinaufführen. Ich war neugierig, wohin der Araber uns führen würde; aber der Officier gab auf keine meiner Fragen Antwort, und erwiderte ausweichend: „Vous verrez." Immer höher ging's hinan in das Straßengewirr; es war fast dunkel in den engen Gassen; nur dann und wann glitt ein Lichtschein, wenn wir um einen der vielen Vorsprünge und Ecken bogen, über die Mauern, wie ein Irrlicht; es war das Leuchten der Feuerreste aus einem noch offenen arabischen Kaffeehause. Wir mußten nahe bei der Casbah sein, so hoch waren wir bereits gestiegen; da blieb unser Begleiter vor einem hohen, weißen Mohrenhause stehen, und klopfte dreimal an die dicke, mit großen Messingnägeln beschlagene Thür.

Die Thür öffnete sich; ein großer, starker Neger

empfing uns, und führte uns durch die mit Fayenceplatten belegte und auf gewundenen Marmorsäulen ruhende Halle in den Binnenhof des Hauses. Der Hof war von einer, ebenfalls von canelirten Marmorsäulen getragenen Halle mit maurischen Spitzbogen umgeben; über der unteren Halle erhob sich eine zweite Säulenhalle von derselben Gestalt. Der Boden war mit Marmorplatten belegt, über welche in der ganzen Breite und Länge Palmmatten gebreitet waren. In der Mitte des Hofes waren bunte Decken ausgebreitet, auf denen sechs ganz weiß gekleidete Araber lagen, und Tambourins über einem Becken voll glühender Kohlen wärmten, welches auf einem Gestelle stand. Neben dem Kohlenbecken brannte eine Kerze auf hohem Leuchter. Auf zwei Seiten der Säulenhallen mündeten die Zimmer im unteren Stock. Das eine Zimmer war weit geöffnet; ich blickte in ein hellloderndes Feuer. Auf einer dritten Seite der Halle mündete die Treppe, welche in den oberen Stock führte. Der Hof war durch an den Wänden befestigte Lämpchen spärlich erleuchtet. Der afrikanische Sternenhimmel diente diesem Bilde aus „Tausend und Einer Nacht" als Decke, dessen lebendige Staffage zahlreiche Araber und Neger bildeten, welche mit gekreuzten Beinen auf den Bänken unter den Säulenhallen saßen oder auf dem Boden lagerten. Tiefe Stille herrschte in den echt maurisch decorirten Räumen, welche nur dann und wann durch kreischende Weiberstimmen aus der oberen Galerie unterbrochen wurde. Erstaunt sah ich meinen Begleiter an. Der Mohr, der uns an der Thüre empfangen hatte, führte uns zu einer mit Palmmatten bedeckten Bank, auf der er uns durch eine Handbewegung Platz nehmen hieß. Meine Neugierde stieg immer höher, alle Müdigkeit war verschwunden; von neuem bestürmte ich meinen Begleiter mit Fragen, was

hier vorgehen solle. „Es ist der Jahrestag des Festes der Schüler Mahomet's," erwiderte er.

„Und wer sind die Schüler Mahomet's?" fragte ich.

„Eine religiöse Secte der Araber. Die Schüler Mahomet's stellen bei ihren Lehren das Princip auf: „Mit dem Glauben kann man Alles thun."

Während dem füllte sich der Hof immer mehr mit Arabern. Neben Männern, deren ganzer Anzug nur aus einem sackartigen Stück Leinwand bestand, erschienen prächtige Gestalten, in weißem, hohem, mit rothem oder blauem Foulard verzierten Turban, in prächtiger Tunica mit golddurchwirktem Gürtel, den weißen Burnus über die Schultern geschlagen, athletische Negergestalten, ganz in weiße Gewänder gehüllt, blondhaarige Kabylen mit flachsgelben Bärten und blauen Augen — die Schüler des Mahomet schienen sich ihre Gläubigen aus allen Stämmen Afrikas, welche an den Küsten des blauen Mittelmeeres bis nach den heißen Steppen von Tombuktu wohnen, geholt zu haben; sie lagerten auf den weißen Marmorstufen, welche von allen vier Seiten des Hofes in die Tiefe der unteren Säulengallerie hinaufführten, oder ließen sich auf die mit Palmengeflecht bedeckten Bänke unter den Säulenhallen nieder; die Staffage des Hofes wurde von Minute zu Minute lauter, belebter und phantastischer. Meine Neugierde, wie das Fest der Schüler Mahomet's verlaufen würde, war auf's Höchste gestiegen.

Endlich, es war elf Uhr, stieg ein alter Araber in prächtiger Türkentracht, einen hohen, von Kameelhaarschnüren umwundenen weißen Turban auf dem Kopfe, von der Treppe des Hauses aus dem obern Stock in den Hof hinab. Sein Gesicht hatte einen schwärmerischen Ausdruck. Seine schwarzen Augen warfen funkelnde Blicke über die schweigende Versammlung. Er lehnt sich in aufrechter

Stellung an eine Säule der Galerie an, und spricht feierliche Worte, die ich nicht verstand, welche aber, wie mein Begleiter mir sagte, der des Arabischen ziemlich kundig war, eine sacramentalische Bedeutung hatten. Dann beginnt ein sonderbarer Gesang, von allen Anwesenden angestimmt, den die sechs Männer, welche um das eiserne Kohlenbecken saßen, mit dem Klang ihrer Tambourins begleiteten. Noch niemals hatte ich einen solchen Gesang gehört, oder, ich will lieber sagen, noch niemals hatte ein Gesang eine solche Wirkung auf mich ausgeübt. Die Melodie bestand aus einem einzigen Satz von zwei Viertel-Takten.

Zwei Gruppen Sänger, unter denen auch Kinderstimmen waren, sangen abwechselnd, immer von dem Schall der Tambourins begleitet. Der Gesang klang zuweilen sanft und harmonisch mit kurzer, schöner, schwermüthiger Melodie, dann schwoll er an, wurde wilder und wilder; er brauste wie der Sturm; heftiger und stärker schlug die Hand das Tambourin, es klang plötzlich wie ein infernalisches Gebrüll — dann begann von neuem die schöne, schwermüthige Melodie, in der die Kinderstimmen von besonders schöner Wirkung waren. Nun hörte der Gesang auf, der alte Mann an der Säule betete in schwärmerischer Weise; einzelne Worte und Sätze wurden von der ganzen Versammlung nachgesprochen. Von neuem begann dann der Gesang, während die Singenden sich mit den Händen das Gesicht bestrichen; dann begaben sich die Mitglieder der Gemeinde zu dem Manne an der Säule. Alle nacheinander küßten ihm Schulter und Gesicht. Er füllte eine metallene Schale mit Wasser, und Alle tranken Wasser aus derselben Schale.

Der erste Act des Festes war beendigt. Er hatte auf mich einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht.

„Warten Sie nur," sagte der Capitän, „der zweite Act enthält die Haupthandlung beim Feste. Sie werden fürchterliche Dinge sehen."

Der zweite Act begann. Nie werde ich die furchtbare Wirkung vergessen, die er auf mich machte. Es schaudert mich noch heute, nachdem Monate verflossen sind, wenn ich daran denke, und wenn jene schrecklichen Gestalten, welche ich im Nebel eines auf die glühenden Kohlen gestreuten, mir unbekannten Krautes sah, wiederum in meiner Erinnerung auftauchen.

Wild klangen die Tambourins. In wilder Harmonie begann der Gesang, immer lauter, immer heftiger ansteigend; jene sanfte, klagende, schwermüthige Melodie, welche ich zuweilen früher hörte, war gänzlich verschwunden, die in hohen Tönen sich bewegenden Kinderstimmen fehlten; dagegen tönte zwischen den Klängen der Tambourins und dem infernalischen Gebrüll zuweilen ein eigenthümliches Geschrei der Weiber von der Galerie, wie gellende Triller. Nun begann ein wilder Tanz. Drei Mauren traten aus den Reihen der übrigen; sie waren mit nichts anderem bekleidet, als mit dem sackartigen Hemde. Der Mann an der Säule streute ein Pulver auf die glühenden Kohlen in das Feuerbecken, welches einen weihrauchartigen Duft im Hofe verbreitete. Vor dem Feuerbecken sprangen die wilden Gestalten auf und nieder, convulsivisch den Oberkörper und den Kopf vor- und rückwärts werfend, während sie ihren entsetzlichen Tanz mit einem thierischen Geheul begleiteten. Immer stärker brauste der wilde Gesang der Schüler Mahomets. Die Gesichter der Tänzer verzerrten sich in wilden Grimassen, die Augen traten aus den Höhlen, die Haare flatterten um den Kopf wie Schlangen, der Schweiß rann ihnen in Strömen vom Kopfe. So wirbelten sie um sich selbst, fast eine halbe Stunde,

immer convulsivisch zuckend, immer den Kopf und den Oberkörper vor- und rückwärts schleudernd. Sie schienen es darauf anzulegen, sich in einen Zustand temporären Wahnsinns oder in eine Art von Verzückung hineinzuarbeiten; denn zu der Scenerie, welche nun aufgeführt werden sollte, brauchten sie einen ähnlichen Zustand.

Nun werden aus dem Gemache, in welchem ich die glühende Feueresse gesehen hatte, weißglühende Schaufeln gebracht; die Tänzer streichen mit der flachen Hand langsam über das weißglühende Eisen, und steckten die Hand sodann in den Mund. Es wurden Feuerbecken mit glühenden Kohlen in den Hof gebracht; die Tänzer treten mit den nackten Füßen in die glühenden Kohlen; sie ziehen den Fuß langsam durch das Feuer; sie schütteln die Kohlen auf die Marmorplatten des Bodens, und treten sie mit den Füßen aus. Schaudernd, ein schmerzliches Geheul ausstoßend, zögern sie, dasselbe Schauspiel zum zweitenmal zu wiederholen, nachdem sie den Fuß zum erstenmal aus dem Kohlenbecken gezogen haben; der Gestank des verbrannten Fleisches steigt mir in die Nase; ich sehe, wie ihre Gesichtszüge in Schmerz zucken, wie die Augen aus den Höhlen hervortreten; aber, wie von einem Dämon getrieben, stecken sie unter Schmerzensgeheul von neuem die Füße in die Flammen. Die Schüler Mahomets wollen ja den Beweis führen, daß man mit dem Glauben Alles thun kann; deshalb thun sie das Unglaubliche, um zu beweisen, daß ihre Lehre wahr ist. Neue Tänzer erscheinen im Kreise; wilder klingt das Tambourin, schrecklicher braust der Gesang, toller drehen sich die neuen Tänzer im Kreise. Wieder fassen sie glühende Schaufeln; wieder treten sie in zischende Kohlenfeuer. Dann fangen sie an zu knurren und zu grunzen wie wilde Thiere; sie werfen sich auf die Knie; sie kreuzen die Hände auf dem Rücken; sie zerbeißen

Stücke Glas mit den Zähnen; ich höre ganz deutlich das Knirschen ihrer Zähne und das Abbrechen der einzelnen Stücke der spröden Masse.

Ein Neger tritt aus den Reihen der Tänzer, er hält die langen stachlichen Blätter der Feige der Berberei, der Cactus opuntia, in der Hand. Er hält den Tänzern die Blätter dieser Pflanze hin. Sie nehmen sie in den Mund, sie beißen sie mit den Zähnen stückweise ab — ganz deutlich höre ich das Zerbrechen der Blätter — sie fressen die Stücke dieser stachlichen, dornigen Pflanze; sie schlucken sie hinunter, ganz wie die wilden Thiere. Eine schwarze, eiserne Kiste wird hereingebracht. Die Kiste wird geöffnet. Es sind Schlangen darin. Sie nehmen die Schlangen in die Hände, und stecken die zischenden Mäuler derselben in den Mund — — — „comme des bêtes féroces," höre ich den Capitän murmeln. Mir wirbelt es im Kopfe. Ich glaube auf Momente unter wilden Indianerhaufen in Tombuktu oder in Dahomey zu sein. Wäre Einer von den Tänzern geschlachtet und sein Fleisch geopfert worden, ich hätte mich nicht gewundert. Mag sein, daß der Dunst des auf die Kohlen gestreuten Krautes, der den ganzen Hof einhüllte, der wilde, infernalische Gesang, die convulsivischen Bewegungen der Tänzer, ihr Stöhnen, Heulen und ihre unterdrückten Schmerzensschreie mich nervös sehr aufgeregt hatten, und mir die Scene schrecklicher machten, als sie war — aber ich konnte den weiteren Anblick nicht ertragen, und forderte meinen Begleiter auf, mit mir das Haus zu verlassen. „Sie müssen noch der folgenden Scene beiwohnen; die Tänzer werden lebendige Scorpionen hinunterschlucken," sagte er. „Ich habe genug, Capitän, kommen Sie, ich finde das Schauspiel degoutant."

Wir entfernten uns, stumm uns gegen die Anwesenden verneigend. Es mochte Ein Uhr sein. Erst auf dem großen

Platze in der untern Stadt, als ich auf das leuchtende Meer blickte, fühlte ich mich wieder frei von dem Drucke, den das soeben gesehene Schauspiel auf mein Denkvermögen ausgeübt hatte. „Was war echt, und was war unecht in diesen Selbstpeinigungen, deren Zeuge ich soeben gewesen bin? fragte ich den Officier. Der Capitän zweifelte an der Echtheit der ganzen Ceremonie nicht im mindesten. „Wie ich Ihnen schon sagte," erwiderte er, „es war die Jahresfeier einer religiösen Brüderschaft, was Sie sahen. Das Princip derselben theilte ich Ihnen mit. Der Heilige, den sie verehren, heißt Aissa. Der Mann an der Säule, ein Marabut, ist der Vorstand der Brüderschaft. Die Gebete, die dem zweiten Acte des Festes vorhergingen, sind an Aissa gerichtet, und durch seine Hilfe geschieht es, daß die freiwilligen Märtyrer keinen Schaden nehmen."

Ich mußte doch unwillkürlich lächeln. Und dennoch, wenn ich mir die soeben gesehene Scenen wieder ins Gedächtniß rief, so enthielten sie soviel Ueberzeugendes, daß ich nicht wage zu behaupten, daß das Fest der Schüler Mahomet's, dem ich in dem Hause in der gespensterhaften Piratenstadt beiwohnte, ein Gaukelspiel gewesen ist.

Sechstes Kapitel.

Das Gericht des Kadi.

Die Gerichtslokale in den Vorhöfen der Moscheen. — Die Gerichtsbarkeit des Kadi. — Die Aduls. — Das Ankleidezimmer des Kadi — Das Frauengemach. — Ein sonderbarer Gerichtsdiener. — Das Gericht des Kadi. — „C'est tout comme chez nous."

Im Vorhofe der älteren Moschee in der Marinestraße befindet sich ein zierlicher nach oben mit einer Kuppel gekrönter, nach vorne offener Pavillon; in der neueren Moschee ist dieser Pavillon fast in derselben Form angebaut, da die zweite Moschee keine Vorhöfe besitzt. Die Gestalt des einen Pavillons ist halbrund, die Gestalt des andern viereckig. Längs der Wand sind gepolsterte Bänke angebracht, vor den Bänken befindet sich anstatt der Tische eine Reihe zusammenhängender, erhöhter Bänke, auf denen Schriften und Bücher liegen. In der Mitte, gerade dem Eingange gegenüber, ist die Wand mit rothem Leder ausgeschlagen; über diesem Platz hängt, in einem vergoldeten Rahmen eingefaßt, ein Spruch des Korans. An den Wänden liegen auf Gestellen von Holz ebenfalls Bücher und Schriften, sonst sind die Wände nackt, weiß getüncht. Das Licht fällt in den Pavillon der großen Moschee von oben durch die Kuppel, der andere Pavillon wird außerdem noch

durch ein in der Seitenwand angebrachtes, mit hölzernen Stäben vergittertes Fenster erleuchtet. Der Fußboden ist mit Palmmatten und mit bunten Decken bis zur Schwelle belegt. Aus dem Pavillon tritt man in ein zur Seite desselben befindliches Nebengemach. Vor dem Pavillon selbst befindet sich, von dem kleinen Flur aus zu betreten, und mit dem Pavillon durch ein ebenfalls mit hölzernen Stäben vergittertes Fenster verbunden, ein kleines viereckiges Zimmer; in dem Pavillon der großen Moschee befindet sich das Zimmer an der Seite.

Die Pavillons, neben den Moscheen, dienen zu Gerichtslokalen des Kadi. Sie befinden sich neben den Moscheen, weil durch diesen Anbau an die Kirchen der Gedanke sinnbindlich verkörpert werden soll, daß die irdische und himmlische Gerechtigkeit immer bei einander sein sollen. Bekanntlich haben die Eingeborenen in Algerien für Civilfälle und kleine Polizeifälle auch seit der französischen Occupation des Landes ihre eigene Gerichtsbarkeit behalten, und der Richter erster Instanz ist der Kadi. Der Kadi urtheilt allein, ist aber wenigstens von zwei, oft vier oder fünf Aduls, welche als seine Rathgeber übrigens nur eine Stimme von consultativer Bedeutung haben, umgeben. Die Gerichtssitzungen sind mündlich und öffentlich. Frauen dürfen den Gerichtssaal nicht betreten, sie befinden sich, wenn sie vor Gericht erscheinen, und selbst ihre Angelegenheit plaidiren wollen, in dem kleinen, mit dem Gerichtslokal durch ein vergittertes Fenster verbundenen Nebengemache, und müssen durch das Gitter sprechen. Wie die Araberfrauen von allem geselligen Leben ausgeschlossen sind, so sind sie auch von dem Innern des Gebäudes ausgeschlossen, wo der Kadi als die verkörperte, irdische Gerechtigkeit waltet.

Ich werde nun eine von diesen arabischen Gerichtssitzungen im Gerichtslokale der neuen Moschee schildern, der

ich beiwohnte. Einer meiner Bekannten stellte mich vor der Sitzung in dem kleinen, neben dem Pavillon befindlichen Zimmer, welches dem Kadi als Ankleidungs- und Erholungszimmer dient, demselben als Kollegen vor, und er lud mich mit der verbindlichsten Miene ein, neben ihm während der Sitzung Platz zu nehmen. Das Gesetzbuch, nach dem der Kadi urtheilt, ist der Koran, das unwandelbare Gesetzbuch des Propheten, dessen Sprüche seit mehr als Tausend Jahren für den Muselmann Gesetz und Recht bilden.

Nachdem der Kadi seine Toilette im Ankleidezimmer beendigt hatte, trat er in das Gerichtszimmer. Er war ein ältlicher, ernst aussehender, großer Mann. Er hatte selbstverständlich die Schuhe ausgezogen, und trug über seinen weißen, wollenen Socken gelbe Pantoffeln. Auf dem Kopfe trug er einen hohen weißen Turban, um die Schultern einen langen rothgestreiften Shawl über dem Burnus, unter dem ich eine blaue Tunika bemerkte. Mit langsamem würdevollem Schritte trat er in das Gerichtszimmer, ließ die gelben Pantoffeln fallen und setzte sich mit gekreuzten Beinen auf seinen Teppich an die Stelle der Wand, wo dieselbe mit rothem Saffian ausgeschlagen war. Die Beisitzer waren bereits gegenwärtig; es waren heute fünf. Auch sie trugen hohe weiße Turbane und einen weißen Burnus über dem Haik. Sie saßen jeder mit gekreuzten Beinen, auf den beiden mit Teppichen belegten Seitenbänken des Gerichtszimmers.

Die Sitzung begann. Ein Gerichtsdiener führte die Parteien ein. Einen so sonderbaren Gerichtsdiener habe ich nie gesehen. Die nackten Beine steckten in groben Lederschuhen, welche er jedes Mal auszog, sobald er über die Schwelle des Lokals auf die Palmmatten trat. Der ganze Körper war in einen braunen sackartigen Burnus gehüllt, der bis zu den nackten Beinen reichte, und dessen Kapuze

er über den kurz geschorenen Kopf gezogen hatte. Eine schwarze Binde verdeckte den größten Theil der Stirn und wahrscheinlich die Spuren irgend einer gehabten Schlägerei, eine große schwarze Hornbrille schützte beide Augen. Von dem ganzen Gesichte dieses sonderbaren Gerichtsdieners war nichts zu sehen, wie die spitze Nase und ein spitzer grauschwarzer Knebelbart. Die Parteien bestanden aus zwei reich gekleideten Muselmännern, und aus mehreren Frauen, welche in Begleitung ihrer Freundinnen, ganz in weiße Wollenschleier gehüllt, das Gesicht bis zu den Augen mit einem weißen Tuch bedeckt, sich in dem Separatzimmer vor dem Gerichtslokale aufhielten. So wie die beiden Muselmänner in den Pavillon traten, nachdem sie sich auf der Schwelle ihrer Schuhe entledigt hatten, kreuzten sie zur Begrüßung des Kadi die Arme auf der Brust und setzten sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden nieder. Auf dem Flur vor der Thür standen und lagen Neugierige als Zuhörer in allen Farben und Trachten.

Die Verhandlung begann. Die Parteien brachten Thatsachen und Rechtsgründe in arabischer Sprache, ohne Vermittelung eines Anwalts vor, welche der Kadi mit ungestörter Ruhe und vieler Würde anhörte. Zuweilen unterbrach er die Sprechenden, indem er zur näheren Erläuterung der Sache verschiedene Fragen stellte. Einer der Aduls führte die Feder. Dann sprachen die Frauen durch das Gitter des Separatzimmers, heftig und leidenschaftlich. Der Kadi ließ sich in seiner Ruhe durch das unaufhörliche Geschnatter nicht stören, und holte zuweilen, indem er würdevoll den Kopf nach rechts und links neigte, den Rath seiner Beisitzer ein.

Nachdem Klage und Klagebeantwortung, Replik und Duplik soweit beendigt waren, wurden durch den sonderbaren Gerichtsdiener die Zeugen eingeführt. Auch sie zogen

die Schuhe aus, bevor sie auf die Palmmatten des Gerichtslokals traten. Es waren nicht weniger als sechs Zeugen. Auf der Schwelle lagen Dutzende von Schuhen. Auch sie verbeugten sich in derselben Art, wie die Parteien, kreuzten die Beine auf dem Boden, und gaben in derselben Art, wie die Parteien, ihre Depositionen ab. Während der Zeugenvernehmung wurde mehrmals von den Frauen heftiger Widerspruch erhoben, und die Verhandlung in dem Separatgemach in so lauter Weise geführt, daß der sonderbare Gerichtsdiener, welcher sonst neben dem letzten Beisitzer auf einem außerhalb der gepolsterten Bankreihen stehenden Rohrstuhl saß, mehrere Male sich erhob, aus dem Gerichtslokale trat, seine Schuhe anzog und auf die Schwelle des Separatzimmers trat, um mit scheltender Stimme die Ruhe und die Ordnung wieder herzustellen.

Die Verhandlungen waren bis zum Erkenntniß beendigt. Eine kurze Rücksprache zwischen dem Kadi und den Aduls. Dann fällte der Kadi, würdevoll und langsam seine Stimme erhebend, allein den Richterspruch, die Rechtsgründe seines Spruches sofort hinzufügend.

Der männliche Theil der Parteien mußte gewonnen haben. Mit zufriedenem Lächeln erhoben sich die Muselmänner vom Boden und verbeugten sich, wieder die Arme über der Brust gekreuzt, vor dem Kadi, bevor sie das Lokal verließen. Desto lauter ging es nun im Zimmer der Frauen her. Sie suchten sich durch Lärm, durch Geschrei und durch Schelten für den Verlust des Prozesses zu entschädigen. Selbst der sonderbare Gerichtsdiener war nicht im Stande, so drohend er auch die Stimme erhob, die Ruhe dort wieder herzustellen. Noch vom Flur und von der Straße hörte ich das Schelten und das Geschrei der das Gerichtslokal in höchster Erbitterung verlassenden Frauen.

Das Gericht des Kadi war für heute zu Ende. Der

Kadi und die Aduls stiegen über die gepolsterten Bänke, um ihre Schuhe anzuziehen und das Gerichtslokal zu verlassen. Als ich mich dem Kadi empfahl, um nach dieser arabischen Gerichtssitzung nach dem Hotel de Paris zu gehen und zu speisen, konnte ich nicht umhin, ihm, als er des Spektakels erwähnte, den die Frauen erhoben hatten, lächelnd zu sagen: „C'est tout comme chez nous, Monsieur!"

Siebentes Kapitel.

Das Haus zum guten Hirten bei El-Biar.

Das Haus zum guten Hirten bei Berlin. — Die strenge Clausur. — Der Erzbischof von Algier. — Der Weg nach El-Biar. — Niebuhr und „de olle Bullerpeter." — Die Oberin des Hauses zum guten Hirten. — Eintritt in das Haus zum guten Hirten. — Die Kirche. — Die Magdalenen. — Die verlassenen Kinder. — Die Büßerin. — Das Isolirungs- und Schweigsystem. — Der Klostergarten. — Eine sonderbare Begegnung. — Die Laienschwester von der rothen Erde.

„Können die Ordensfrauen aus einem Kloster nach dem andern auf Mission geschickt werden? Gehen Sie beispielsweise über das Meer nach andern Welttheilen, vielleicht nach Algier, nach Kairo, nach Tripolis?" So fragte ich einmal vor Jahr und Tag die Oberin des Hauses zum guten Hirten in Charlottenburg bei Berlin, als ich das dortige Kloster besuchte.

„Gewiß," antwortete die Klosterfrau, „das Gelübde des Gehorsams, welches wir neben den Gelübden der Keuschheit, der Armuth und der Trennung von der irdischen Welt abgelegt haben, befiehlt es uns. Wir sind ja die seelensuchenden Kinder des guten Hirten. Die Häuser von Algier, von Kairo und Tripolis sind hauptsächlich zu dem Zwecke gegründet, den Kindern der Nacht, welche in der zwiefachen Unfreiheit der Sclaverei und des Unglaubens schmachten,

die himmlische Freiheit der Kinder Gottes durch das Evangelium zuzutragen. Gerade Tripolis ist eine Hauptstation des Sclavenhandels. Alljährlich, im Monat März, trifft dort eine große Karawane mit vielen hundert, ja zuweilen mit vielen tausend Negersclaven aus dem innern Afrika ein, um sofort verkauft zu werden, oder um mit ihnen die Märkte von Constantinopel und Alexandrien zu versehen. Möglichst viele von diesen unglücklichen Geschöpfen loszukaufen, ihnen neben der irdischen Freiheit auch die himmlische Freiheit zu schenken, und sie so zu erziehen, daß sie für ihre Existenz selbst sorgen oder als Glaubensbotinnen zu den Ihrigen heimkehren — das ist der Zweck unserer Mission in Afrika."

An diese Unterredung mit der Oberin des Hauses zum guten Hirten in Charlottenburg dachte ich, als ich in Algier war. Ich erfuhr von dem preußischen Consul, Herrn Hoskier, daß sich das in der Nähe der alten Piratenstadt belegene Haus zum guten Hirten in El-Biar, einem aus hübschen Landhäusern und Colonistenwohnungen bestehenden Dorfe auf dem Plateau des Sahel befinde. Aber für einen Laien ist es nicht leicht, ein Haus zum guten Hirten zu betreten. Die Häuser zum guten Hirten stehen unter strenger Clausur und sind für Niemanden zugänglich. Nur im Sprachzimmer und durch das Gitter getrennt empfangen die Klosterfrauen verschleiert Personen aus der Welt; denn das Sprachzimmer liegt außerhalb der Clausur. Einzig und allein der Bischof kann die Erlaubniß geben, die Clausur zu überschreiten, oder diese Erlaubniß muß aus Angers im westlichen Frankreich kommen, wo das Generalat und das Stammhaus des Ordens ist. Dort wurde bereits im Jahre 1692 ein Haus zum guten Hirten angelegt, welches reuigen Sündern eine Zufluchtsstätte unter der Obhut frommer Frauen bot, welche durch kein Gelübde gebunden waren.

In den Stürmen der großen französischen Revolution ging das Haus zu Grunde. Im Jahre 1828 gründete die gute Gräfin de la Potherie de Neuville ein ähnliches Asyl; es wurde einem Kloster des Pater Eudes, welches sich in der nahen Stadt Tours befand, zur Verwaltung anvertraut. Ein päpstliches Breve vom 3. April 1835 machte das zum Generalhaus „der Töchter der heiligen Jungfrau Maria von der Liebe des guten Hirten.“ Die Regeln des Pater Eudes wurden beibehalten, ebenso die Ordenstracht, nur mit der Veränderung, daß das Bild des guten Hirten dem silbernen Herzen der Klosterfrauen hinzugefügt, und die weiße Gürtelschnur in eine blaue verwandelt wurde. Der Orden erhielt die Befugniß, außer der Zufluchtsstätte für Büßerinnen auch Asyle für verwahrloste und verwaiste Kinder zu eröffnen. Mit dieser Stiftung des Generalats in Angers sind im Ganzen einundvierzig Häuser zum guten Hirten gegründet worden. Außer den in Deutschland, Frankreich und Italien belegenen Häusern befinden sich Häuser zum guten Hirten in Louisville und Kentucky in den vereinigten Staaten, in Montreal in Canada, in Tripolis und in El-Biar bei Algier.

Nach Angers zu schreiben, war es zu weit, und mit dem Erzbischof von Algier erging es mir, wie dem schweizerischen Advocaten Herrn Friedrich Locher, der einige Jahre vor mir in Algier war, und ein recht interessantes Buch über seinen Besuch der Oasen von Laghuat in der großen Wüste Sahara geschrieben hat.*) Ich konnte ihn in seinem maurischen Palaste am Malakoffplatze niemals zu Hause finden.

Endlich schrieb ich, da ich wußte, daß ich sonst den

---

*) S. Nach den Oasen von Laghuat von Friedrich Locher. Bern. Haller'sche Buchhandlung. 1864.

Spaziergang nach El-Biar ganz vergeblich machen würde, an die Oberin des dortigen Hauses zum guten Hirten. Nach einigen Tagen erhielt ich von der hochwürdigen Frau die Antwort, daß sie mir von dem Erzbischof die Erlaubniß ausgewirkt habe, das Kloster zu besuchen und daß sie meinen Besuch erwarte. Die Unterschrift des Briefes konnte ich nicht lesen. Derselbe war aber mit dem weltlichen Namen der Oberin unterzeichnet.

An einem warmen und sonnenhellen Märzmorgen machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach dem reizenden El-Biar. Die Straße nach El-Biar ist eine der malerischsten und interessantesten Straßen in Afrika, vielleicht in der Welt. Schneckenförmig windet sie sich an den grünen Höhen des schönen Küstengebirges hinauf. Bei jeder Biegung der Straße gruppiren sich nun die unteren Häusergruppen, Landhäuser und Baumgruppen zu immer neuen, in das Gewand eines tropischen Pflanzenmantels gekleideten Landschaftsbildern, und der Rahmen dieser Bilder ist der sonnenfunkelnde, tiefblaue Spiegel des classischen Meeres, dessen Wogen an den Küsten von Spanien, Frankreich und Italien branden, der Wiege der Civilisation durch Jahrtausende. Hecken von riesigen Cactus und Aloes, Gärten, wo die blaßrothe Pfirsichblüthe im Schatten der Palmen die weiße Mandelblüthe küßt, wo „im dunkeln Laub die Goldorange glüht," wo der Orient mit seinem schimmernden Blumen-Flor den Boden schmückt, bilden die Ränder der schönen Kunststraße, und die Erinnerungen einer barbarischen Vergangenheit ziehen in rothen Halbmondfahnen, in verbrannten und in die Luft gesprengten Türkenforts, in wehenden Roßschweifen, in einsamen, weißen Koubas und in zertrümmerten Palästen der Piratenfürsten, die einst das Mittelländische Meer mit ihren Galeeren beherrschten, an dem Auge des Wanderers vorüber. Da ist

der Marengogarten, wo unter Orangenduft und Cederschatten die an einem Tage von den Janitscharen ermordeten fünf Deys stehend in ihren einsamen Gräbern schlafen, da blickt von grüner Höhe die Korubba Sidi-Saadis herab, da ist das Türkenfort des Sterns, welches unter der Regierung des Pascha Mohammed ben-Sala-Rais der sicilianische Renegat Mustafa erbaute und welches die Frau eines Agas, der in dem Fort commandirte, aus Eifersucht, indem sie Feuer in die Pulvervorräthe warf, in die Luft sprengte. Die Straße führt durch Trümmer, durch Thore mit dem maurischen Spitzbogen, durch verfallendes Gemäuer. Der Blick gleitet durch weite Höfe mit fremdartigen Gebäuden im maurischen Styl, und das Auge ruht auf der weißen Kuppel einer Moschee. Hoch oben im blauen Aether schwimmt der Balcon eines Pavillon. Wo bin ich? Das zerfallende Gemäuer, die weiten Höfe mit den fremdartigen Gebäuden, die prächtige Moschee, der im blauen Aether schwimmende Pavillon — Alles das bildete einst die berühmte Casbah, die Residenz Hussein Deys, des letzten Piratenfürsten. Jetzt führt die Landstraße mitten durch den Palast, und französische Kanonen, Spahis im rothen Mantel, französische Voltigeurs in weiten rothen Hosen bilden da die Staffage, wo einst die Ketten der gefangenen Christensclaven klirrten, welche den Palast erbaut haben. Nun erscheinen arabische Gourbis, französische Café chantants, weiße Mohrenhäuser, umschwärmt von herrenlosen, gelben Hunden; links erhebt sich auf grüner Höhe ein gewaltiges Fort, welches seinen Namen von dem einst größten Herrn der Welt trägt, in dessen Reichen die Sonne niemals unterging. Das Fort ist das Fort Kaiser Karl des Fünften. Seine düstern Mauern sahen, wie Hassan der Pirat mit Hilfe des Sturmes und des Propheten die Soldaten des Kreuzes und den spanischen Adel

unter der Führung eines Alba, eines Fernando Cortez, eines Gonzaga und Doria schlug, und die Trümmer der auserlesensten Armee jener Zeit in das Meer trieb. Der Gefangenen waren so viele, daß man auf den Märkten in Algier, in Oran und Constantine den Christensclaven für eine Zwiebel kaufen konnte. Noch einmal schauten die Mauern des Forts Kaiser Karl des Fünften die Soldaten des Kreuzes, fast drei Jahrhunderte später. Sie nahmen das Fort im Sturm und die Asche des in die Luft fliegenden Pulverthurms begrub die rothe Fahne mit dem Halbmond für immer in Algerien. Rechts führt die Straße nach El-Biar, und bald ruht das Auge mit Wohlgefallen auf eleganten Landhäusern und weißen Colonistenwohnungen, inmitten wohlangebauter Aecker und Gärten. Links, in einiger Entfernung von der Straße, halb zwischen Bäumen und Gebüsch verborgen, erblickt man auf grüner Bodenerhöhung eine Häusergruppe, von einer Mauer umgeben. „Das ist das Haus zum guten Hirten!" sagte mir auf meine Frage ein französischer Gensd'arm, welcher gerade die Straße abwärts nach Algier ritt. Ich war am Ziele meiner Wanderung angekommen. Ein schmaler Fußsteig führte über die Felder zu einem Thor mit Rundbogen. Das Thor war die Eingangspforte des Hauses zum guten Hirten.

Auf einen Klingelzug öffnete sich von Innen das Thor. Ich trat in einen kleinen Hofraum, von dem links und rechts zwei Thüren in zwei Gebäude führten, welche aus nur einem Erdgeschoß bestanden. Ich wählte auf's Gerathewohl die Thür rechts und stand in einem äußerst einfachen Wartezimmer, dessen einziger Schmuck in einigen religiösen Bildern bestand. In der Hinterwand des Zimmers befand sich ein schwarz vergittertes Fenster, welches von Innen mit einem schwarzen Vorhange verhüllt war. Und hinter dem dunkeln Vorhange hörte ich in französischer

Sprache von einer Frauenstimme die Worte sagen: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit Amen!" erwiderte ich, und blickte nach dem Fenster, woher die Stimme kam.

Und wieder hörte ich die Stimme sagen: „Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Ich wünsche die Frau Oberin des Hauses zum guten Hirten zu sprechen."

„Darf ich vorher um Ihren Namen bitten?"

Ich sagte nun, daß ich gestern einen Brief von der Oberin erhalten hätte, welcher mich auf meinen Wunsch zum Besuche des Klosters einlade.

„Treten Sie gefälligst rechts in die Thüre, welche auf den Hof führt," sagte die Stimme. Das Zimmer rechts ist das Sprachzimmer. Ich werde die hochwürdige Mutter von Ihrem Besuche sogleich benachrichtigen.

Ich ging nun hinaus und trat durch die andere Thür in das Sprachzimmer des Klosters. Es war eben so einfach, wie das gegenüberliegende Zimmer eingerichtet. Das Meublement bestand aus einem kleinen Tische, einer Bank und einigen Stühlen. In der Rückwand des Sprachzimmers befand sich ebenfalls ein Fenster mit schwarzen Gitterstäben und, wie drüben, war das Fenster mit einem schwarzen Vorhange dicht verhüllt.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und wartete. Die Ruhe nach meinem zweistündigen Spaziergange that mir recht wohl. Dann rauschte der schwarze Vorhang auf, der das schwarzvergitterte Fenster verhüllte, und an der innern Seite des Fensters erschien eine weibliche Gestalt im Ordenskleide der Klosterfrauen des Hauses zum guten Hirten. Die Klosterfrau trug ein Gewand von weißer Wolle, welches um den Leib von einer blauen Schnur zusammengehalten wurde, die in blauen Quasten zur Seite hinabfiel.

Ein weißes Tuch umhüllte Hals, Brust und Schultern, auf der Brust unter der Spitze des weißen, leinenen Tuches schimmerte ein silbernes Herz. Den Kopf verhüllte ein schwarzer Schleier, der die Stirn bedeckte, während dem das Gesicht ein weißleinenes Tuch einrahmte. Sie hatte den schwarzen Schleier zurückgeschlagen, und unter dem weißleinenen Tuche blickten mich ein Paar milde blaue Augen an. Auf den sanften Zügen dieses Antlitzes ruhte ein himmlischer Friede. Es war die hochwürdige Frau Oberin des Hauses zum guten Hirten, welche hinter dem schwarzvergitterten Fenster stand. Auch von ihren Lippen tönte mir der Gruß entgegen: „Gelobt sei Jesus Christus."

Ich überreichte der Klosterfrau den Brief, den ich Tags vorher von ihr erhalten, und meine Karte.

„Ich glaube, wir können unsere Unterhaltung in der Sprache der Heimath führen," sagte sie lächelnd in deutscher Sprache. „Mein Vater, von Geburt Pole, war Oberst in der bayerischen Armee; ich bin in Deutschland geboren und die Sprache Ihrer Heimath ist auch meine Muttersprache. Der Erzbischof hat sehr bedauert, daß Sie ihn mehrmals nicht zu Hause getroffen haben."

Ich war erstaunt, mich plötzlich hier in deutscher Sprache angeredet zu hören. Erst vor wenig Tagen erging es mir grade so mit einer alten Bauersfrau, als ich einen Spaziergang nach dem Dorfe Dely Ibrahim machte. Sie war aus der Rheinpfalz und schon seit dreißig Jahren in Algerien. Mir fällt bei ähnlichen Gelegenheiten immer unwillkürlich eine Geschichte ein, welche der berühmte Historiker und Alterthumsforscher Niebuhr erzählte. Auf seiner Reise durch die arabische Wüste blieb er eine Nacht unter den Zelten eines arabischen Duars. Der Scheik des Stammes schien recht unwirsch zu sein. Plötzlich hört Niebuhr von einer alten Frau die Worte sagen: „De olle

Bullerballer, wat he hüte mal wieder het.“ Ganz erstaunt, hier in der arabischen Wüste das Plattdeutsch der rothen Erde zu hören, wendet sich Niebuhr zu der alten Frau und erfährt nun, daß sie als junges Mädchen auf einer Reise über das Mittelmeer von Corsaren gefangen und als Sclavin auf dem Sclavenmarkt von Tripolis an den Scheik eines Araberstammes verkauft sei, der sie später geheirathet habe. Noch am heutigen Tage sollte ich ein fast ähnliches Begegnen im Hause zum guten Hirten mit einem jungen Mädchen aus meiner Heimath, welche ebenfalls die rothe westphälische Erde ist, haben

Die Oberin des Klosters führte mich nun zuerst in die Kirche. Unser Weg ging durch verschiedene schattige Höfe. Das Haus zum guten Hirten war früher eine bedeutende Pachtung. Sie erzählte mir während dem von den Einrichtungen des Klosters, welches die Stelle eines Provinzialhauses für Afrika einnahm. Die Zahl der in seinen Räumen im Sinne des wahren Christenthums wirkenden Ordensfrauen und Laienschwestern war bedeutend und betrug nicht weniger, als siebenundvierzig, während die Zahl der aufgenommenen Zöglinge, verwahrlosten Kinder und Büßerinnen hundertundfünfzig war. Die Kirche war einfach und bestand aus einem Mittelschiff, an welches sich kreisförmig vier runde Seitenschiffe anschlossen. Bei der Messe nahmen die Ordensfrauen und Laienschwestern das Mittelschiff ein, während die Zöglinge, die verwahrlosten Kinder, die Büßerinnen und die Magdalenen sich in den verschiedenen Seitenschiffen vertheilten.

„Eine solche Trennung der vier verschiedenen Abtheilungen unseres Hauses, wie Sie sie hier in der Kirche sehen,“ sagte die Klosterfrau, „ist durchaus nothwendig. So ist es auch im Hause selbst. Unser Kloster ist ganz getrennt von den Asylen für die Kinder und für die Büßerinnen.

Das Kloster gehört den Ordensfrauen. Die Asyle gehören denen, welche zu retten und zu bessern sind. Aus dem Kloster gehen wir auf Mission in die Asyle; wir sind dort nicht zu Hause. Unser Verhältniß zu den Büßerinnen ist das Verhältniß gütiger Mütter zu ihren Kindern, welche mit Ernst und Milde, mit Ruhe und Würde zu unterrichten und zu erziehen bestimmt sind. Auch die Schlaf-, Eß- und Arbeitssäle der Kinder, der Büßerinnen und der Magdalenen sind natürlich ganz von einander getrennt."

„Aber, hochwürdige Mutter," fragte ich, „weshalb tragen Sie den schwarzen Schleier?"

„Er ist das Symbol unserer Trennung von der Welt; er bezeichnet, was das Kreuz auf dem Grabe bedeutet, den Tod für das irdische Leben."

„Und warum ist die Ordenstracht weiß, und weshalb tragen Sie das silberne Herz auf der Brust?"

„Das weiße Gewand und das silberglänzende Herz soll uns ein Symbol sein, daß unser Ruf eben so rein bleiben soll, wie unsere Seele, und daß nur ein reines Herz unsern Beruf erfüllen kann!"

Es war so still und so friedlich in der schmucklosen Kirche. Die Strahlen der Mittagssonne berührten die buntgemalten hohen Fenster und streuten goldene, rothe und blaue Reflexe über die weißen Quadern des Bodens. Der schwarze Schleier, das weiße Gewand und das silberne Herz — welche Symbole der Aufopferung und des Wirkens dieser Frauen in der afrikanischen Einsamkeit! Ich bin kein Katholik, aber ich habe immer Hochachtung empfunden für zwei Institute der katholischen Kirche, für die Häuser zum guten Hirten und für die Krankenpflege der Barmherzigen Schwestern. Ich sah sie auf den blutbedeckten Schlachtfeldern Europas, in Italien, in Schleswig-Holstein und in den Krankensälen der Hospitäler, an den

Schmerzenslagern der Verwundeten und an den Betten der Typhuskranken, und bewunderte ihren Muth, ihre Aufopferung und ihre Entsagung. Auch diese Frau erschien mir groß und erhaben, wie die Sonne ihr blasses, mildes Gesicht umleuchtete, und sie von den Symbolen ihres Ordens mit dieser Einfachheit und Würde sprach Der schwarze Schleier ist das Symbol der Trennung von der Welt; aber dem irdischen Tode folgte hier ein neues Leben, kein Leben schweigender Betrachtung und des Nichtsthuns, sondern ein Leben voll Aufopferung, Milde und Güte für die Armen und Elenden der Erde. Dann erschienen neue Gestalten in der Kirche. Frauen im braunen Ordensgewande und weißen Schleiern verbeugten sich dreimal gegen den Altar und knieeten dann still nieder auf die Steinplatten, um ihre Andacht zu verrichten. Und wer waren diese Frauen? Es waren die Magdalenen des Hauses zum guten Hirten, welche, nach einem frühern Leben voll Schmutz und Schande nicht wieder in die Welt zurücktreten wollten, welche ebenfalls die Gelübde der Armuth und des Gehorsams geleistet hatten nnd nun die Ordensfrauen in ihrem schweren und aufopfernden Berufe im Kloster unterstützten — als Sühne für die Vergangenheit. Auch die Oberin knieete nun nieder und verrichtete schweigend ihre Andacht. Dann erhob sie sich, sah mich heiter lächelnd an und sagte: „Kommen Sie, nun will ich Ihnen die Asyle zeigen und siezuerst zu unsern Kindern führen."

Bald nachher standen wir in einem hohen und luftigen Saale. Einige Reihen von Bänken nahmen zwei Seiten des Saales ein, und auf den Bänken saßen einige vierzig Kinder, alle in dem Alter von ungefähr sechs bis vierzehn Jahren, mit Nähen von Wäsche und Bettzeug beschäftigt. Mitten im Saale stand ein großes, schönes Mädchen mit glänzenden, dunklen Augen, in die Ordens-

tracht der Klosterfrauen gekleidet; sie trug ein Buch in ihrer feinen weißen Hand und war gerade damit beschäftigt gewesen, den Kindern aus dem Buche vorzulesen. Die Kinder waren einfach und mit höchster Reinlichkeit gekleidet, die Tücher, welche Hals und Schultern verhüllten, von blendendem Weiß, das Haar sorgsam gekämmt, gescheitelt und geflochten. Der Anblick dieser heitern und fröhlichen Kindergesichter und der vielbeschäftigten kleinen Hände war äußerst wohlthuend. Alle blickten den fremden Besuch offenbar mit neugierigen Augen an. „Der Herr ist gekommen, meine lieben Kinder," hub die Oberin lächelnd an, „um zu sehen, ob Ihr auch fleißig und gut seid?" Da lachten und kicherten die Kinder unter sich, und hie und da rief eine feine und zarte Kinderstimme: „Ja, hochwürdige Mutter, wir sind fleißig und artig." — „So," rief die Klosterfrau fröhlich, „Ihr lobt Euch selbst; man soll sich aber nicht selbst loben; ich will hier einmal Eure Lehrerin fragen." — Die junge Ordensschwester mit den dunkeln, schönen Augen, das silber-glänzende Herz auf ihrer vollen Brust, bestätigte lächelnd, daß sie mit allen Kindern recht zufrieden sei, und auch über kein einziges Kind sich zu beklagen habe. „Das höre ich ja recht gerne," erwiderte die Klosterfrau, „dann sollt Ihr auch zur Belohnung dem fremden Herrn etwas vorsingen." Und dann begannen die Kinder ein heiteres und französisches Liedchen zu singen, welches vom Frühling, von den Vögeln in den Zweigen der Bäume und vom Sonnenschein handelte. Noch weithin tönten mir die frischen und zarten Kinderstimmen nach, als ich mit der Oberin in einen andern Theil des Hauses ging.

Und wer waren diese Kinder, die ich so eben gesehen hatte, welche so frisch, so heiter, so fröhlich und so gesund aussahen, welche so reinlich, so sauber gekleidet waren,

wie ich es nie in einer Erziehungsanstalt der Kinder vornehmer und reicher Leute besser fand? Woher kamen sie, und wer waren ihre Eltern? Verwahrlost und verkommen, schmutzig und oft schon in frühester Jugend moralisch verderbt, elternlos oder von ihren Eltern verlassen, hatte man sie in Algier, in Oran, in Blidah, in Koleah auf der Straße aufgelesen und in das Haus zum guten Hirten bei El Biar gebracht. Ihre Heimath war der Straßenschmutz und der Sumpf moralischer Verderbniß, das Laster und die Schande hatten an ihrer Wiege gestanden und der Hunger war mit ihnen zu Bett gegangen. „Es ist gar nicht glaublich," sagte die Klosterfrau, als wir zusammen über den langen Gang gingen, der zu einem andern Gebäude führte, „in welchem verwahrlosten Zustande wir diese Kinder häufig bekommen. Sie werden auch nie allein gelassen. Mehrere Ordensschwestern schlafen mit ihnen in den Schlafsälen und legen sich erst dann nieder, wenn sämmtliche Kinder zu Bette sind. Und wie wohlthuend ist es, wenn dann später ein früher so verkommenes und verwahrlostes Kind in moralischer Entrüstung zu einem anderen kleinen Mädchen, in deren Seele dann und wann die Vergangenheit wieder in einigen schmutzigen Worten aufdämmert, sagt: „Du darfst hier nicht mehr so etwas sprechen, oder ich sage es, und wir trennen uns dann von Dir."

Wir traten in einen anderen Saal, groß, hoch und luftig, wie der Saal, wo die verwahrlosten Kinder ihre Lehrstunden hatten. Im Saale waren einige vierzig Mädchen mit Arbeiten und Vorbereitungen zum Mittagessen beschäftigt. Sie wuschen Salade, schälten Gemüse aus, rupften Hühner, reinigten Teller, Gabeln und Messer — es war ein geschäftiges Treiben. Zwei Klosterfrauen waren anwesend, um die Arbeit zu beaufsichtigen. Die Mädchen

waren in den verschiedensten Altersklassen. Ich sah Mädchen im blühenden Alter von achtzehn Jahren, mit dem frischen Schmelz der Jugend auf den Wangen, und Mädchen, welche das dreißigste Jahr wohl lange überschritten haben mochten, auf deren Stirn das Laster und der Trunk ihre Furchen gegraben hatten. Aber in den Saal der Büßerinnen war die Vergangenheit nicht mit eingezogen; hier walteten der Friede, die Liebe, die Milde und das Wohlwollen; ich sah nur heitere und stilllächelnde Gesichter. Kein Blick, kein Wort erinnerte an den Schmutz und an die Schande des vergangenen Lebens. Ich sprach mit mehreren Mädchen. Ihre Antworten waren bescheiden und zurückhaltend, oft heiter und fröhlich. Die Kleidung war höchst sauber und reinlich gehalten. Hätte ich nicht gewußt, daß ich im Saale der Büßerinnen war, nichts hätte mich an die Stürme der Leidenschaft und der Sinnlichkeit erinnert, welche noch vor nicht langer Zeit in den Herzen dieser armen Geschöpfe getobt hatten. Und wer hatte den Schmutz und das Laster, die Schande und die Gemeinheit von diesen armen Menschenherzen abgewaschen; was hatte diese Verworfensten ihres Geschlechts auf den Pfad der Reue und der Tugend geführt? Nicht die Isolirzelle, nicht der Stock, nicht das Zuchthaus — nein, die Ueberredung und die Liebe dieser armen Frauen zum guten Hirten, deren Lebenswahlspruch das große Wort Jesu Christi geworden ist: „Ich bin ein guter Hirte und gebe mein Leben für meine Schafe."

Auch die Mädchen waren, wie die verwahrlosten Kinder, niemals ohne Aufsicht, weder bei Tage noch bei der Nacht. Zwei Schwestern schliefen während der Nacht in ihren Schlafsälen, und zwei andere Schwestern beaufsichsichtigten ihre Arbeits= und ihre Freistunden. Während der Arbeitsstunden trat das Gebot des Schweigens ein,

ebenso während der Nacht bis zur Morgenandacht. Mit den in den Sälen anwesenden Klosterschwestern war den Büßerinnen natürlich die Unterhaltung gestattet. Auch machte der Unterricht, den dieselben abwechselnd während der Handarbeiten ertheilten, die Unterhaltung schon zu einer nothwendigen Folge. In den Freistunden hörte das Schweiggebot natürlich von selbst auf. Die Oberin hielt das Stillschweigen während der gemeinschaftlichen Arbeit und während der Nacht für ein durchaus nothwendiges Mittel für die moralische Besserung der Mädchen. Es verhindere die geistige Ansteckung unter einander, genüge aber auch vollkommen, um diesen Zweck zu erfüllen. Eine weitere Isolirung sei ganz nutzlos und sei nur dazu geeignet, den Geist abzustumpfen und das noch vorhandene moralische Bewußtsein abzuschwächen. Die Isolirung sei gar kein Moment in der moralischen Besserung, wenn, wie hier, eine Ueberwachung neben dem Schweiggebot stattfände. Wird man denn das in Deutschland nie begreifen, wo man immer wieder neue Zellengefängnisse baut, und dem unglücklichen Gefangenen nicht allein die Sprache, sondern auch den Anblick seiner Leidensgefährten raubt, wo man aus heuchlerischen Gründen selbst dann dem Armen eine wollene Kappe über das Antlitz deckt, wenn er seine Zelle für einen Augenblick verlassen darf? Weiß man denn in Deutschland nicht, daß in allen englischen Gefangen- und Besserungshäusern das System der Isolirung nur für kurze Zeit angewendet wird, und zwar nur, um den Charakter und den moralischen Standpunkt des Verbrechers kennen zu lernen, niemals, um ihn zu bestrafen? Hat man denn in Deutschland nicht gehört, daß vor Kurzem in Paris die Scheidewände im prison des jeunes détenus gefallen sind, des einzigen Strafgefängnisses in Frankreich, wo man das Zellensystem noch in seiner ehemaligen Strenge

aufrecht erhielt? Aber nein, die deutschen Büreaukraten sitzen an ihren grünen Tischen, ohne zu reisen, ohne die Fortschritte der Humanität und Civilisation in andern Ländern kennen zn lernen — und die Stimme der Presse wollen sie grundsätzlich nicht hören. Ich habe mich kürzlich im Namen des großen deutschen Vaterlandes einmal wieder recht geschämt, als ein französischer Verwaltungsbeamter in Algier zu mir sagte: „Ich kenne alle europäischen Gefängnisse. Die besten sind die englischen Gefängnisse; dann kommen die französischen und dann erst die deutschen. Die deutschen Gefängnisse stehen in mancher Beziehung mit den russischen und spanischen auf derselben Stufe, besonders in der Anwendung des Stockes bei den Männern und der Ruthe bei den Frauen."

Als wir aus dem Saal der Büßerinnen nach dem Klostergarten gingen, kamen wir durch die Räume, welche die „Magdalenen" bewohnten. Die „Magdalenen" sind diejenigen Büßerinnen, welche nicht in die Welt zurückkehren wollen, sondern welche es vorziehen, im Hause zum guten Hirten zu bleiben und die Klosterfrauen in ihrem aufopfernden und schwierigen Lebensberufe zu unterstützen. Sie haben die Gelübde abgelegt, werden in Allem den Ordensfrauen gleichgeachtet, und können nun eben so, wie diese, nicht mehr in die Welt zurücktreten. Ich hatte die „Magdalenen" im Hause zum guten Hirten bei Berlin nicht gefunden; diese Abtheilung des Hauses war mir neu. Mehrere von den jungen Mädchen waren im Schlafsaale beschäftigt. Sie waren recht hübsch, und das braune Gewand und die weißen Schleier kleideten sie vortrefflich. Die mit schneeweißen Laken bedeckten Betten auf eisernen Gestellen, die weißen Vorhänge vor den Fenstern, einige Oleandersträuche, mit denen der Saal decorirt war, und eine gewisse Zierlichkeit, welche in der Einrichtung des Saales

nicht zu verkennen war, machte einen sehr harmonischen und angenehmen Eindruck; die Antworten der neuen Ordensschwestern, mit denen ich sprach, wurden in einer so bescheidenen und von einem unverkennbaren schüchternen Wesen begleiteten Art vorgebracht, daß ich unwillkührlich ganz vergaß, daß die „Magdalenen" aus dem Saale der Büßerinnen gekommen waren. Niemals habe ich die Wahrheit in dem Worte des erhabenen Stifters der christlichen Religion: „Besser ein Sünder, der Buße thut, denn neun und neunzig Gerechte," so tief empfunden, als bei den Magdalenen im Hause zum guten Hirten in Afrika.

Ich stand mit der Oberin und mehreren Klosterfrauen, welche eine häusliche Beschäftigung vorübergeführt hatte, noch im Garten des Hauses und unterhielt mich mit ihnen über ihre ökonomischen und finanziellen Verhältnisse, welche, wie in allen Häusern zum guten Hirten, nicht glänzend zu nennen waren. Es war noch im Frühling, und die prächtige tropische Vegetation der afrikanischen Mittelmeerregion hatte ihren farben- und gestaltenreichen Pflanzenmantel über den Garten ausgebreitet. Alles duftete und blühte ringsum. Eine Nachtigall sang in den weißblühenden Mandelbäumen. Am südlichen Horizont funkelte der Spiegel des mittelländischen Meeres im Mittagssonnenschein, und der Ostwind wehte den erfrischenden Hauch der mächtigen Wasserwogen über die üppige Hochebene. Plötzlich kam ein junges Mädchen vom Kloster her durch den Garten gelaufen. Ihr weißes Gewand flatterte im Winde. „Ich war in der Kirche," rief sie schon von Weitem in deutscher Sprache und in breitem westphälischen Dialekt, in dem eigenthümlichen Idiom der rothen Erde, — ich dachte unwillkührlich wieder an den alten Niebuhr und an „den ollen Bullerballer" in der arabischen Wüste —, athemlos kam sie heran, ihr frisches Gesicht glühte, ihr Busen wogte

unter dem weißen Brusttuche, nun stand sie neben mir und den Klosterfrauen. „Ich war in der Kirche," hub sie hastig athmend wieder an, „da sagte man mir, es sei ein Herr aus meinem Lande — aus meinem Lande — und hier will man mir zuweilen gar nicht glauben, daß ich ein Vaterland habe — weil man es nicht kennt — ich bin ja aus Westphalen — aus Telgte."

Wieder einige Male hochaufathmend, hielt sie ein. Ich mußte unwillkührlich über das sonderbare Zusammentreffen in Afrika lachen. „Aus Telgte," rief ich, ebenfalls im Dialekt des jungen Mädchens sprechend und ihr die Hand reichend, „gewiß kenne ich Telgte, ich bin aus Osnabrück, und Osnabrück und Telgte liegen ja ganz nahe bei einander."

Triumphirend sah sich die junge Laienschwester des Hauses zum guten Hirten um. Sie dachte in ihrer Freude gar nicht daran, daß keine von den Klosterfrauen unser Gespräch verstanden hatte. Ich wiederholte dasselbe nun in französischer Sprache.

„Nicht wahr," rief sie nun freudig, „nicht wahr, hochwürdige Mutter, nun kennen Sie doch mein Vaterland? Und die Schwestern necken mich hier zuweilen," fügte sie lächelnd hinzu, „daß ich nicht ordentlich französisch sprechen lerne."

„Wir haben ja nie daran gezweifelt," sagte die Oberin mit einem gütig lächelnden Blicke auf die Laienschwester, „der Name des Ortes war uns nur unbekannt."

„Noch weiß ich aber nicht, wie Sie heißen?" fragte ich, „ich meine nicht Ihren Klosternamen, ich meine Ihren früheren Namen in der Welt."

„Ich heiße Caroline Bage."

„So, Caroline Bage? Ja, das ist ein echt westphälischer Name. Ich kenne den Namen recht gut."

Und nun fragte sie und erzählte mir von ihren Eltern, von der Heimath auf rother Erde, und ich mußte ihr erzählen, wie es dort aussehe und was diese oder jene Menschen machten, die ich zufällig kannte. Die junge Landsmännin war schon mehrere Jahre in El-Biar und wußte mir nicht genug zu sagen, wie sie sich in ihrem Berufe gefalle, und wie lieb die hochwürdige Mutter und die Schwestern zu ihr seien. — „Nun müssen Sie aber meine Milch kosten und meine Butter," sagte sie dann plötzlich, „ich verwalte hier die Milchkammer, unsere Milch und unsere Butter ist hier eben so gut, wie bei uns zu Lande."

Nun ging es in die Milchkammer. Alles war außerordentlich reinlich und sauber, weit sauberer wie in den Milchkammern der großen Bauernhäuser auf rother Erde. Noch eine Laienschwester und noch zwei Klosterfrauen kamen; sie waren auch aus Deutschland und wollten ebenfalls den Herrn sehen, der aus Deutschland gekommen war. Die Milch war vortrefflich, wie die Milch von westphälischen Kühen. Eben so gut war das Brot, welches im Hause gebacken wurde, und die Butter. „Gute Butter ist hier sonst selten in Afrika," sagte Caroline Bage, „und theuer; es mangelt an Kühen." Eine Klosterfrau brachte ein Glas und eine Flasche. „Sie müssen doch auch unsern Wein kosten, wenn Sie unser Brot und unsre Butter essen," sagte die Oberin, „wir haben seit einiger Zeit versucht, hier auch Wein zu bauen." Ich trank ein Glas von dem rothen Wein. Der Wein war der beste afrikanische Wein, den ich getrunken habe, weit besser wie der Wein von Staoueli und von Medeah. Er hatte die Farbe und den Geschmack eines guten Bordeauxweines, war auch von derselben Stärke.

Nach einer halben Stunde verließ ich das Haus zum guten Hirten in El-Biar, um nach Algier zurückzukehren,

voll Hochachtung und Bewunderung gegen die Frauen, welche sich hier eine Stätte echt menschlicher und christlicher Wirksamkeit mit Aufopferung alles dessen, was die Frau sonst im gewöhnlichen Leben an das irdische Dasein fesselt, geschaffen haben. Wie in dem Hause zum guten Hirten bei Berlin war auch hier mir kein Zug von Selbstüberhebung, von klösterlicher Prüderie oder von religiöser Frömmelei entgegengetreten. „Sie waren nicht todt in der Welt,“ diese Frauen vom guten Hirten, wie die Trappisten von Staoueli, welche ich einige Tage früher besucht hatte, und welche der Meinung waren, in gloriam Dei hungern, frieren und schweigen zu müssen, nein, sie lebten in ihrer Einsamkeit ein Leben für die „Armen und Elenden“ dieser Erde. Die Oberin, mehrere Klosterfrauen und Laienschwestern begleiteten mich bis an das Gartenthor, welches ins Freie führte; in herzlicher Hochachtung reichte ich ihnen allen die Hand und versprach Caroline Bage, in ihrer Heimath auf rother Erde zu erzählen, wie glücklich und wie zufrieden sie sich in ihrem Berufe im Hause zum guten Hirten in Afrika fühle.

Achtes Kapitel.

Das Trappistenkloster bei Staoueli.

Das Kloster der Camaldoliter bei Neapel. — Garibaldi und die Vocation. — Ein deutsches Dorf in Afrika. — Der Lindenhof des Trappistenklosters. — Fünf Palmen und die Türkenschlacht. — Die Klosterkirche. — Die Schlafsäle. — Das Schweigen, der Hunger und die Selbstpeinigung. — Das Mittagessen im Kloster. — „Wir sind todt in dieser Welt.“ — Die Wüste des Geistes. — Das Refectorium. — Die Werkstätten. — Der Garten. — Der Friedhof. — „Kein Weib darf hier eintreten bei Strafe der Excommunication.“

Es sind nun vier Jahre, da besuchte ich ein berühmtes Trappistenkloster in Italien. Es liegt oberhalb der Stadt Neapel auf der waldigen Höhe des Pausilipp, an einem der schönsten Orte der Erde. In wundervoller Weise schildert Jean Paul in seinem Titan die Aussicht aus dem Garten dieses Klosters, wo man das Paradies schaut, welches, wie die Legende erzählt, Lucifer vom Himmel riß, als er für immer von dort vertrieben wurde. Ich meine das bekannte Kloster der Camaldoliter. Als mich einer von den Mönchen durch alle Räume des Klosters geführt, und mir von der langen Reihe von Selbstpeinigungen und Entbehrungen erzählt hatte, welche die Ordensregel vorschreibt, führte er mich in den Garten, an jenen Ort, wo man mit einem Blick den Golf von Neapel, den Vesuv,

die campanischen Inseln und das Festland bis zu den Forts von Gaeta umfaßt. Meine verwunderten Augen waren damals ebensowenig im Stande, das wunderbare Bild zu umfassen, wie ich heute im Stande sein würde, mit Worten einen Kranz um das Bild zu legen. Dann sah ich erstaunt und auch entrüstet meinen Begleiter an, der mir soeben von Neuem versichert hatte, daß es das Prinzip seines Ordens sei, „todt in dieser Welt“ zu sein. „Mensch,“ fuhr ich ihn an, „sagt mir, wie kommt Ihr hierher auf diesen Thron des Zeus; was hat Euch bewogen, in diesen entsetzlichen Orden zu treten, wo man hungert, wo man lebendig todt ist in der Welt?“

„Ich fühlte die Vocation in mir,“ sagte der Mönch.

Es war gerade an dem Tage, wo von den Batterien von San Angelo die bourbonische Festung Capua beschossen wurde. Am andern Tage zog die garibaldische Armee in Capua ein. Dumpf hallte der Donner der Geschütze über die Terra di Lavoro.

„Vocation?“ rief ich entrüstet, „das nennt Ihr eine Vocation, sich selbst zu peinigen, zu darben, todt zu sein inmitten dieser herrlichen Welt? Der Mann dort unten im rothen Hemd, der morgen in Capua sein wird, seine Streiter, die für die Befreiung Italiens fechten, die „guten Priester,“ die nicht das Kreuz, aber das Schwert in der Hand, in den Reihen der „Tausend von Marsala“ kämpfen, auf deren Fahnen die Worte stehen: „Italia libera, Dio vuole!“ die haben eine Vocation. Gehet hin und thuet desgleichen! Und dann sagt, Ihr habt eine Vocation!“

Aehnliche Gedanken hatte ich, als mich kürzlich ein Bruder in grober, brauner Kutte durch die Gänge, Schlafsäle und Kapitelzimmer des Trappistenklosters bei Staoueli in Nordafrika führte, mir sämmtliche Selbstpeini-

gungen und Entbehrungen herzählte, welche die Patres und Brüder seines Ordens von Nachts zwei Uhr bis Abends sieben Uhr mit Leib und Seele vornähmen, und auf meine Frage, wer er eigentlich wäre, was er früher getrieben und was ihn eigentlich bewogen hätte, das Gelübde des Trappistenordens abzulegen, antwortete:

„Ich war so mancherlei. Ich habe als Schuhmacher, als Schmied, als Pantoffelmacher gearbeitet. Dann fühlte ich die Vocation in mir, ging hierher, und blieb, weil es mir gefiel, in Staouëli, und legte das Gelübde ab.“

Es war an einem heitern, schönen Märzmorgen, als ich in Begleitung meines Bruders auf einen der am Regierungsplatz in Algier haltenden Omnibus nach dem Dorfe El-Biar fuhr. Man hatte mir gesagt, das Trappistenkloster sei von dort noch ungefähr zwei Stunden entfernt. In dem Wagen saß unter Anderen eine sehr reinlich und wohl aussehende alte Bauersfrau. Als sie hörte, daß ich mit meinem Bruder deutsch sprach, redete sie mich plötzlich in deutscher Sprache an, und begrüßte uns als Landsleute. Sie erzählte mir, sie wohne seit fünf und dreißig Jahren in dem bei El-Biar gelegenen Dorfe Dely-Ibrahim, welches fast ganz von deutschen Colonisten bewohnt sei; ihr erster Mann, ein Deutscher, sei todt, ihr zweiter, ein Franzose, sei auch todt, und da sie zu alt sei, um nochmals zu heirathen, denn sie sei siebzig Jahre, aber auch noch zu jung, um zu sterben, es ihr auch recht gut gehe, so wolle sie noch recht lange leben; freue sich, einmal wieder Landsleute zu sehen, und lud uns ein, mit ihr nach Ibrahim zu kommen, und zwar um so mehr, als ein kürzerer Fußweg über Ibrahim nach Staouëli führe. Und als wir nun in Ibrahim, einem sehr reinlich gehaltenen und an dem Abhange des Küstengebirges reizend belegenen Dorfe ankamen, glaubten wir uns mitten in ein badisches

oder rheinpfälzisches Dorf versetzt zu sein. Der Schmied, der Bäcker, die Wirthin in der Gastwirthschaft an der Straße, ein Aufseher in dem dortigen Waisenhause, Alle waren Landsleute aus Süddeutschland, und wir hörten eine Stunde lang abenteuerliche und wunderbare Dinge von langen Seefahrten auf Segelschiffen vor dreißig Jahren, von Kreuz- und Querzügen durch ganz Europa, von der Unsicherheit in der Colonie in den ersten Jahren, von räuberischen Einfällen der Araber und abgeschnittenen Köpfen, von Hyänen, welche noch heute mit dem Schakal um die Wette bei Nacht das Dorf umstreiften; dann zeigte man uns den Fußweg nach Staouëli, und nach anderthalb Stunden standen wir vor der Eingangspforte des berühmten Trappistenklosters, dessen weitläufige Besitzung rings- um von einer hohen und starken Mauer umgeben war. Unter dem gewölbten Thore prangten die Statuen der Jungfrau Maria mit dem Christuskinde, des heiligen Augustus und noch eines Heiligen, dessen Namen ich vergessen habe. Die Thüre war verschlossen; aber aus einer kleinen Nebenpforte trat ein Bruder des Ordens in brauner Kutte, den Ledergürtel um den Leib und ein braunes Käppchen auf dem kurz geschorenen Kopfe, und verbeugte sich tief und demüthig, wie das bei den Trappisten Sitte ist. Ich sagte ihm, daß wir Fremde seien und das Kloster zu sehen wünschten. Er führte uns in seine neben der Hauptpforte belegene Stube, und entfernte sich dann, um den Bruder zu holen, der heute sprechen dürfe und beauftragt sei, etwa ankommenden Fremden das Kloster zu zeigen.

Nach einigen Minuten kam er in der Begleitung eines jungen Mannes in der Ordenstracht zurück, mit dem ich nun eine ähnliche Wanderung antrat, wie vor vier Jahren

in dem berühmten Kloster der Camaldoliter auf dem Posilipp bei Neapel.

Zuerst betraten wir einen von drei Seiten von Gebäuden eingeschlossenen Binnenhof, den eigentlichen Klosterhof. Mitten auf dem Hofe stand eine mächtige Dattelpalme, welche in fünf verschiedenen Stämmen, die mit den Wurzeln aneinander stießen, in die Höhe ragte. Als am 19. Juli 1830 auf demselben Terrain, wo jetzt die Palme steht, die Franzosen der Armee des Hussein-Dey die erste Hauptschlacht lieferten, hatte der türkische Feldherr unter diesem gewaltigen Baume sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die Franzosen griffen mit einem solchen Ungestüm an, daß er nicht mehr Zeit hatte, seine Tasse Kaffee auszutrinken.

Dann öffnete sich auf einen Klingelzug die Eingangspforte des eigentlichen Klosters. Eine zweistöckige, von Säulen getragene Gallerie umgab einen quadratförmigen Binnenhof, der einen blühenden Garten bildete. In der Mitte ein plätschernder Springbrunnen, rundum Orangenbäume, Myrthensträuche und Blumenbeete, einige Brüder, schweigend und lesend zwischen den Orangenbäumen wandelnd, eine Grabesruhe im ganzen Hofe. Man hörte nur das Plätschern des Brunnens und das Flüstern des Morgenwindes in den Blättern der Bäume. Ich that an den uns begleitenden Bruder eine Frage; statt der Antwort legte er den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß er nicht sprechen dürfe. Dann führte er uns unter dem Säulengange, dessen weiße Wände mit Bibelsprüchen geziert waren, entlang in die Kirche des Klosters. Die Kirche war ganz einfach, ohne Gemälde und ohne Schmuck. An dem Hochaltare, auf dem sechs Kerzen standen, knieete der Mönch nieder, schweigend sein Gebet verrichtend. Dann betraten wir durch eine neben dem Altare befindliche Thüre

wieder den Säulengang. Der Mönch schlurfte immer schweigend voraus, wir stiegen eine steinerne Treppe hinan, eine neue Thür öffnete sich und wir standen in einem hohen, weiten, gemeinschaftlichen Schlafsaale. Alle einzelnen Schlafstellen, welche sich in quadratförmiger Gestalt in der Mitte des Saales aneinander reihten, waren, nach oben hin offen, durch Ladenwände von einander getrennt. Der Eingang zu jeder Schlafstelle war durch eine weiße Gardine geschlossen. Ich zog einige von diesen Gardinen im Weitergehen zurück, und erblickte eine höchst einfache Schlafstelle, welche nichts als einen Rohrstuhl und ein Bett enthielt, und nur aus einer Matratze, einer wollenen Decke und einem ärmlichen Kopfkissen bestand. Die Wände jeder einzelnen Schlafstelle waren ganz schmucklos, nur wenige waren mit einem hölzernen Kreuz oder mit einem Bild der Jungfrau Maria geschmückt. Ueberall herrschte die größte Ordnung und Reinlichkeit.

Dann ging's wieder hinaus aus dem Schlafsaal auf den Corridor. Unser Führer öffnete eine neue Thür, wir traten ein, und an den bis an die Decken hinanreichenden Büchergestellen sah ich, daß wir uns in der Bibliothek des Klosters befanden. Der Inhalt der hier aufgestellten Bücher stimmte, wie ich an den Aufschriften der einzelnen Fächer sah, mit dem düstern und ernsten Charakter des Klosters vollkommen überein. Es waren Bücher rein religiösen, kirchengeschichtlichen, philosophischen oder ascetischen Inhalts. Kein belletristisches, naturwissenschaftliches oder historisches Buch war unter ihnen.

Nun sagte mir der Mönch, daß er auch an den Tagen, wo ihm ausnahmsweise das Sprechen gestattet sei, im Innern des Klosters nur in der Bibliothek sprechen dürfe; dies sei der Grund seines Stillschweigens auf meine Fragen in den Gängen und im Schlafsaale gewesen. Wenn ich

Fragen an ihn zu richten hätte, so möge ich das jetzt thun. Und dann erzählte er mir auf meine Frage den Verlauf der Tage im Kloster. Bereits Morgens um zwei Uhr werde aufgestanden, mit einer Messe beginne der Tag, darauf bereite man die Gemüse zum Mittagessen vor, dann folge wieder eine Andacht, darauf geistliche Betrachtungen, welche Jeder selbst und allein vornehme, sodann Arbeiten im Garten, in den Ateliers, welche wieder durch eine Messe unterbrochen würden. Auf diese Weise verliefe der Tag bis vier und ein viertel Uhr, wo man sich zu einem gemeinschaftlichen Mittagsessen im Refectorium versammelte. Da bei dieser Schilderung von einem Frühstück gar keine Rede war, so fragte ich unwillkürlich, indem ich selbst an diesem Tage vor meiner Abfahrt aus Algier nur ein geringes Frühstück zu mir genommen hatte: „Aber, man kann doch unmöglich hungern, von Morgens zwei Uhr bis Nachmittags um vier Uhr. Was wird Ihnen denn in dieser langen Zeit zum Frühstück gereicht?"

„Ein Stück Brod," sagte der Mönch, „etwa von der Größe einer Hand, und Wasser."

Mir wurde in der That immer nüchterner zu Muthe als vorher, wie ich von diesem Stück Brod während eines vierzehnstündigen Fastens hörte.

„Aber," unterbrach ich ihn, „aus wie viel Gängen besteht denn nach einem so langen Fasten das Mittagessen?"

„Aus einer Suppe," erwiderte der Mönch, „und aus einer Portion Gemüse mit einem Stück Brod, zum Dessert einige Früchte, Datteln, Feigen oder Orangen."

„Und kein Fleisch?"

„Wir essen niemals Fleisch. Auch das Gemüse wird nur in Wasser, ohne Butter und ohne Fett gekocht."

Mir wurde noch nüchterner zu Muthe. Ich dachte an

die im Wasser gekochten Gemüse, die ich in England gegessen oder vielmehr nicht gegessen hatte.

„Auch Wein trinken Sie nicht," fragte ich, „auch nicht bei Tisch?"

„Ja, Wein trinken wir bei Tisch, aber nur ein halber Schoppen wird Jedem gereicht."

Nun der Gedanke an den halben Schoppen süßen und angenehm schmeckenden Wein von Staouëli, war der einzige lichte Gedanke in diesem magern täglichen Speisezettel.

„Und wann wird denn schlafen gegangen?"

„Abends um sieben Uhr. Vorher findet noch einmal eine Andacht und ein Spaziergang statt."

„Und während des ganzen Tages wird niemals unter den Brüdern gesprochen?"

„Nein, sprechen dürfen nur diejenigen, welche mit der Verwaltung des Haushaltes, mit der Küche, mit der Herrichtung der Speisen zu thun haben, aber auch nur das, was dringend zur Anordnung dieser Dinge nöthig ist."

„Und können Sie Briefe schreiben und empfangen?"

„Ja, aber nur unter der Censur des Pater Superior, dem alle ankommenden und abgehenden Briefe vorgelegt werden müssen."

„Lesen Sie denn Zeitungen oder Tagesblätter?"

„Nein, wir sind todt in dieser Welt."

„Und Sie wissen nichts von dem, was in der Welt vorfällt?"

„Nichts."

„Haben Sie einmal von Garibaldi gehört?"

„Ich weiß nicht, wer Garibaldi ist. Wir sind, wie ich Ihnen schon sagte, todt in der Welt."

Jetzt schauderte mir, nicht mehr in dem Gedanken an die Nüchternheit im materiellen Leben dieser Menschen,

sondern in dem Gedanken an diese geistige Oede, an diese Wüste des Daseins. Das Leben auf einer Oase in der Wüste Sahara, die ich in einigen Tagen besuchen wollte, mußte paradiesisch sein in Vergleich mit dem Leben in dieser, mitten in einer blühenden Ebene künstlich geschaffenen Wüste des geistigen Daseins. Man muß staunen und entrüstet sein zugleich, wenn man daran denkt, daß der Geist des Menschen, der auf der andern Seite im Interesse der Entwicklung des Menschengeschlechts die Erde, das Meer und den Himmelsraum durchforscht, so weit verkommen kann, sich zur Ehre Gottes in dieser Weise geistig selbst zu tödten.

„Und können Sie nie zurücktreten aus diesem strengen Orden?" fragte ich erstaunt, „wenn Sie einmal eingetreten sind."

„Nie, oder wir verfallen der Strafe der Excommunication. Wir haben ja Zeit, uns den Eintritt zu überlegen. Unser Noviciat dauert zwei Jahr."

„Und wie lange sind Sie schon hier?"

„Fünf Jahre. Aber, wir haben Brüder, welche schon zwanzig Jahre hier sind."

Ich stand auf. Zwanzig Jahre im Grabe dieses Schweigens und dieser Einsamkeit, zwanzig Jahre bei lebendigem Leibe todt sein, der Gedanke machte mich von Neuem schaudern! Unsere eintönige Wanderung führte uns nun nach dem Refectorium. Ein weißgestrichener, unfreundlicher Saal, Bibelsprüche mit schwarzer Schrift an den weißen Wänden. Die Tische waren zu dem Mahl des Schweigens und der Entbehrung, welches täglich hier abgehalten wurde, bereits vorbereitet. Auf jedem Platze lag ein Stück Brod, neben dem Brod eine Serviette, hölzerne Gabel und Messer. Dann besuchten wir die Werkstätten. Sie bildeten die Langseite eines Hofes, in dessen Mitte

wieder fünf prächtige Dattelpalmen wuchsen, nebst den Palmen im ersten Hofe und den Orangebäumen im Klostergarten die einzigen poetischen Erinnerungen, welche mir aus diesem düstern Kloster geblieben sind. Die Werkstätten waren für Tischlerei, für Schmiedearbeit, für Schuhmacher und für Schneiderarbeiten eingerichtet. Ueberall arbeiteten Mönche schweigend und emsig. Stumme und schweigende Begrüßung, während wir hindurchschritten. Dann betraten wir eine lange Cypressenallee, welche zu einem Hügel führte. Zwischen den düstern Cypressenbäumen viereckige Steinwürfel, auf denen alle Stationen der Leidensgeschichte Christi dargestellt waren. Jeder Steinwürfel war mit einem schwarzen Kreuz gekrönt. Gesenkten Hauptes und schweigend schlich der Mönch voran. Ich ahndete, wohin die düstere Allee führte. Sie führte zum Friedhof des Klosters, zu dem düstersten Friedhof, den ich jemals gesehen habe. Schwarze Cypressen reihten sich an der Mauer, welche ein großes Quadrat bildete, dicht aneinander. Sie machten auf mich den Eindruck eines düstern Todtenkranzes. In ihrer Mitte blühte keine Blume; schwarze Kreuze wuchsen aus dem grünen Rasenboden und bezeichneten die Stätten der Heimgegangenen. Nur zwei Denkmäler in der Mitte der schwarzen Todtenkreuze machten einen lichtern und freundlichen Eindruck. Unter einer mächtig weißen Marmorplatte ruhte ein hoher, geistlicher Würdenträger, der in Algier gestorben war, ein zweites Denkmal von Marmor bezeichnete die Ruhestätte eines tapfern Soldaten des Kaiserreichs, der sich bei der Eroberung Algeriens durch die Franzosen gegen die Araber und Mauren vielfach ausgezeichnet hatte, des bekannten Obersten Marengo. Alle Schlachten, in denen er gefochten, waren auf seinem Denkstein verzeichnet. Er hatte die sonderbare Idee gehabt, auf dem Friedhofe der Trappisten begraben zu werden. In

der Mitte des düstern Friedhofes erhob sich ein riesiges Kreuz von schwarzem Gußeisen, und auf dem Sockel desselben war mit schwarzen Buchstaben der Wahlspruch des Ordens zu lesen, den ein menschlich fühlendes Herz, ein Herz, welches es drängt, hier die Entwickelungsgeschichte der Menschheit auf der Bahn der Freiheit und des Fortschritts zu kämpfen, zu streiten und zu leiden, nicht zu begreifen vermag: „Wenn es auch hart ist, in La Trappe zu leben, so ist es doch süß, hier zu sterben.“ Und ringsum über den düstern Kirchhof wölbte sich der afrikanische Himmel, funkelnd, sonnendurchleuchtet, in wunderbarem, weißen Blau des Aethers, wie eine prächtige Kuppel, und am östlichen Horizont stieg das Kabylengebirge empor, vom Gipfel bis zur Sohle in schimmerndes Frühlingsgrün gekleidet.

Als ich nach einem Gang durch den übrigens trefflich angebauten Garten wieder außerhalb der Ringmauer des Klosters in der Stube des Pförtners stand, war mir als sei ich aus einem Gefängniß erlöst, in dem die Isolirung und das Schweigen die freie Seele des Menschen niederdrückt. In der Pförtnerstube traf ich eine schöne und junge Engländerin, deren Mann gerade ebenfalls eine Wanderung durch das düstre Kloster machte. Sie hatte draußen bleiben müssen, weil die Ordensregel den Frauen das Betreten des Klosters untersagt. Neugierig fragte sie mich, was ich im Kloster gesehen; ich erzählte ihr von der Vocation, welche die Mönche da drinnen zum Leiden und zum Entbehren in sich fühlten, und wir sprachen lange und fröhlich miteinander von der Schönheit und der Heiterkeit des Lebens auf dieser Erde. Und wieder mußte ich des Klosters der Camaldoliter auf dem Posilipp bei Neapel gedenken, über deren Pforte die Inschrift auf einer Marmortafel steht: „Kein Weib darf hier eintreten bei Strafe der

Excommunication" und des bekannten Gedenkspruches des großen deutschen Reformators, der zuerst mit mächtiger Hand die Säulen des Papstthums und der päpstlichen Hierarchie erschütterte. Der Geist der Freiheit und der Menschenwürde, der seit fünf Jahren durch Italien schreitet, hat mit seinem mächtigen Hauch jenes Kloster, aus dessen Garten man das Paradies schaut', hinweggeweht. Wie lange wird das Trappistenkloster bei Staouëli in Afrika noch bestehen?

Neuntes Kapitel.

Eine Eisenbahnfahrt durch Algerien.

Abfahrt von Algier. — Ein Wagen dritter Klasse. — Der jardin d'essai. — Hussein Dey. — Maison carrée. — Die Metidscha. — Mangel an Colonisten und Geld. — Bouffarik. — Beni Mered. — Ein französischer Held. — Ankunft in Blida. — Die „Rose des Atlas."

Der Bahnhof von Algier befindet sich eine kleine halbe Stunde von der Stadt. Die Frage warum? weiß ich ebensowenig zu beantworten, wie die Frage, weshalb die Bahnhöfe von Bouffarik und Blida, den beiden größeren Orten, welche die algerische Eisenbahn berührt, ebenso belegen sind. Vielleicht, weil man erwartete, daß die Städte sich soweit ausdehnen würden, und man die Bahnhöfe nicht in die Mitte der künftigen Orte legen wollte. In England geht man praktischerweise von entgegengesetzten Grundsätzen aus; aber lassen wir die Sache fallen und fahren wir von Algier nach Blida und seinem Orangenwalde, am Fuße des Atlas auf der afrikanischen Eisenbahn. Afrika hat bis jetzt nur zwei Eisenbahnen: die Eisenbahn, welche Alexandrien mit Cairo und Suez verbindet, und die Eisenbahn von Algier nach Blida, deren Verlängerung bis Oran projektirt wird.

Es ist 7 Uhr Morgens. Die Messagerie-Omnibus,

welche von dem Regierungsplatz in Algier, auf dem die Statue des Herzogs von Orleans steht, die Reisenden zum Bahnhofe führen, sind bereits vorgefahren; ein Araber, der während der Fahrt auf dem hintern Tritt des Wagens stand, hat sich von jedem Passagier vier Sous zahlen lassen. Die Billette sind genommen und die Thüren der Wartesäle, welche ganz in der bekannten französischen Manier eingerichtet sind, werden nach dem Perron geöffnet. Der Bahnzug steht zur Abfahrt bereit. Steigen wir ein, aber diesmal nicht in ein Coupé erster oder zweiter Classe, sondern in ein Coupé dritter Classe. Die Eisenbahnreisenden, welche in den Coupé's erster oder zweiter Classe fahren, sehen fast überall in der Welt Einer wie der Andere aus. Von Algerien nach Blida fährt in den Coupé's dritter Classe der Araber, der Kabyle, der Neger, das Maurenweib, die Turcos, die Spahi, welche aus ihrer Garnisons-Station in Blida, Milianah oder Medeah einen Besuch in Algier gemacht haben, der Zuave, der aus Mexiko zu seinem in Afrika stationirten Regimente heimgekehrt ist — hier ist es in einem Wagen dritter Classe, der in schweizerischer oder amerikanischer Manier gebaut ist, interessanter; ich bin nach Afrika gereist, um Land und Leute kennen zu lernen. „Eh bien!" Steigen wir ein! Der Conducteur ruft: „En voiture Messieurs!" Es ist Zeit. Die dampfende, pustende Lokomotive befindet sich bereits an der Spitze des Zuges.

Eine Glocke wird geläutet. Der Zug bewegt sich vorwärts. „Braust vorwärts!" kann ich nicht schreiben, denn durch Schnelligkeit zeichnet sich der Eisenbahntrain, der täglich zweimal von Algier nach Blida und zweimal von Blida nach Algier fährt, gerade nicht aus. Rund um mich sitzen Araber, Turcos und Spahis in ihrer malerischen Tracht. Die Conversation wird meistens in arabischer

Sprache geführt, wovon ich kein Wort verstehe. Rechts fliegen die beiden Dörfer Mustapha und die Landhäuser des Gouverneurs, des bekannten Generals Jussuff, und die Gebäude des katholischen Mädchen-Waisenhauses, welche sich durch die Harmonie und Eleganz ihrer maurischen Architektur auszeichnen, vorüber, links die Brandung des Meeres, welches Afrika von Europa trennt. Dann rechts die Palmenkronen und Plantanengipfel des wunderbaren jardin d'essai, wo sich die Pflanzen und Bäume aller Tropen begegnen. Die erste Station auf der algerischen Eisenbahn! „Jardin d'essai, jardin d'essai" wird zwanzigmal auf dem Perron ausgerufen. Wir haben Zeit, einen Blick über die Mauer in diesen Wundergarten zu werfen, denn er liegt gerade unter uns. Welche Menge von Gewächsen aus allen Zonen der Erde, und welche geschmackvolle Gruppirung! Orangen-, Citronen- und Feigenbaumwälder, Rebenlauben dazwischen. Und dort ein Kieferwäldchen. Ich denke an die Mark Brandenburg. Aber dort die Wüste! Eine lange Allee der verschiedensten Palmenarten zieht sich an der ganzen Westseite des Gartens hin. Alle Palmenbäume, welche in Afrika wachsen, erheben hier ihre schönen Häupter, und riesenhafte Cactus und Aloën umschlingen den Fuß ihrer Stämme. Und neben der Palmenallee Bananen, Zuckerrohr, Cochenille, und in der Mitte des Gartens Ziergewächse aus allen Zonen der Erde — aber der Zug braust davon. „Hussein Dey" heißt die nächste Station; nur eine Häusergruppe, eine körperliche Erinnerung, wenigstens dem Namen nach, an den letzten Dey von Algier, der den französischen Consul mit dem Fliegenwedel ins Gesicht schlug. Hier beginnt die Metidscha, die große Ebene, welche sich zwischen dem Meer, zwischen der alten Piratenstadt und dem Atlasgebirge in einer Länge von fünfundzwanzig und in einer Breite von mehreren Stunden ausdehnt. Ich hätte von

dem Anbau derselben nach den Schilderungen anderer Reisenden mehr erwartet, als was ich gefunden habe. Weizenfelder, Gerstenfelder, Tabakpflanzungen, Waideland, nur vereinzelte Häusergruppen. Ein gelber Fluß windet sich durch die Aecker und Wiesen; es ist der Harrach, der vom Atlas kommt; in der Ferne erscheinen bereits die blaudüsteren Höhenzüge des Gebirges, welches die Griechen sich in ihrer Götterlehre in einen Riesen verkörperten, der hier die Erdkugel auf seinen Schultern trüge. Ein Fort erscheint auf grünem Hügel, Häusergruppen um seinen Fuß. „Maison carrée" rufen die Conducteure; der Zug hält. Das Dorf führt von dort seinen Namen; das Fort stammt schon aus der Türkenzeit; heute dient es als Gefängniß für die vor dem Assisenhof wegen Verbrechens bis zu fünfzehn Jahren verurtheilten Araber und Kabylen. Ich besuchte das Gefängniß ein anderesmal, und muß der französischen Regierung das Zeugniß ausstellen, daß sie die Söhne der wilden afrikanischen Stämme humaner und besser behandelt, wie deutsche „Unterthanen" in deutschen Zuchthäusern und Besserungshäusern behandelt werden. Im Fort Maison carrée kennt man den Stock nicht als Disciplinarstrafe; auch hält man das Fleisch dort für kein überflüssiges Nahrungsmittel. Sonst klebt an dem Namen „Maison carrée" eine blutige und düstere Erinnerung. Mit Schaudern gedenke ich der Würgescene, als der alte Savary, der blutige Herzog von Rovigo, den Stamm El-Uffia niedermetzeln ließ, und der blutigen Razzias, welche die Araber, aus dem Atlas herabsteigend, dafür jahrelang in der Umgegend von Maison carrée ausübten.

Weiter dehnt sich von hier die Ebene der Metidscha nach rechts aus. Zur linken Hand verschwindet der Blick auf das Meer; die Höhenzüge des Atlas treten näher heran, und die Contouren seiner Kuppen und Vorberge gestalten

sich zu bestimmteren Formen und Linien. Aber die Zeichen des Anbaues der Ebene schwinden mehr und mehr, große Strecken sind mit Riedgräsern und Binsen überwuchert. Eine Dattelpalme erhebt hie und da über der weiten Ebene ihr Haupt. Sonst ist die Ebene ganz baumlos. Häusergruppen treten noch weit vereinzelter auf wie früher; weit und breit erblicke ich kein Haus. „Warum ist die Ebene hier so schlecht angebaut?“ fragte ich die neben mir sitzenden Soldaten, welche sich von Politik und von der Expedition nach Mexico in französischer Sprache unterhielten. „Ja,“ ruft der Eine mit echt französischer Lebendigkeit aus, „ja, mein Herr, es fehlt an Armen!“ „Und an Geld!“ fügt der Andere hinzu. Colonisten und Capitalien, das sind die beiden Dinge, die der Bodencultur in Algerien fehlen! Gesund ist die Metidscha heute; früher waren einzelne Stellen derselben durch Fieber und Krankheiten übelberüchtigt. In Bouffarik, welches der Bahnzug nach einer halben Stunde erreicht, und seiner Umgegend, starben vor Zeiten die Colonisten massenweise. Den Soldaten galt der Quartierzettel in Buffarik für eine Mahnung an den Tod; zehn Gefechte mit den Arabern wären ihnen lieber gewesen, als ein Monat in der Militär-Station Bouffarik. Bis zum Jahre 1838 war der Ort der äußerste Lagerposten der Franzosen. Heute ist Bouffarik eines der blühendsten Dörfer der Ebene.

Der Zug hält. Ich steige nicht aus, denn ich habe Bouffarik schon früher besucht. Der größte Theil der Araber verläßt den Wagen; in Bouffarik ist heute Viehmarkt. Der Ort ist in großem Maßstab angelegt, auf den Zuwachs berechnet. Häuser, Cafés, Hotels, Plätze, Straßen, Alles ganz französisch. Wenn man durch die breiten Straßen wandert, wo oft Gärten und Felder die Stelle der fehlenden Häuser vertreten müssen, so glaubt man sich

in einem südfranzösischen Dorfe zu befinden. Die größte Besitzung gehört den Jesuiten, welche in einer früheren Kaserne eine große Erziehungsanstalt eingerichtet haben. Auf einem freien Platze, am Ende des Orts, erhebt sich in einem Hain von Orangen-, Citronenbäumen und Dattelpalmen eine hübsche und geräumige Kirche. Nicht weit davon steht zwischen Disteln und Dornen ein verlassener Marabut. In der Mitte eines durch die Endpunkte der Straßen gebildeten Platzes befindet sich ein großes Gebäude von Stein, welches das Polizeibureau, das Tribunal des Kadi, ein französisches Kaffeehaus und Räumlichkeiten, um darin Getreide-Vorräthe zu bewahren, enthält. Die früher so ungesunde Umgegend von Bouffarik gehört jetzt zu der bestangebautesten Strecke der Metidscha. Jede nördliche und südliche Bodencultur wird nebeneinander betrieben. Die Baumwollenstaude wächst neben Obstbäumen; die Tabakpflanze gedeiht neben Gerstenfeldern und Weizenäckern. Der Boden des nördlichen Afrika ist vermöge seiner starken Humusschichte außerordentlich ergiebig.

Und weiter braust der Zug. Immer näher tritt die Atlaskette an die Schienen heran. „Beni-Mered heißt die folgende Station. Ein französisches Dorf aus wenig Häusergruppen bestehend; aber an die Stelle, wo die Häuser stehen, knüpft sich die Erinnerung an den Todeskampf einer kleinen Heldenschaar. Zweiundzwanzig französische Soldaten, welche einen Transport escortirten, wurden hier von dreihundert Arabern angegriffen. Blandau hieß der Sergeant, der sie commandirte. Er wollte trotz der ungeheuren Uebermacht nichts von Ergebung wissen. Tapfer kämpfend fielen Alle bis auf den letzten Mann, und sterbend verschluckte der Sergeant die ihm anvertraute Depesche.

Ein Obelisk erhebt sich auf der Todesstätte als Erinnerung an den Kampf und an den Tod der Helden. Ich kannte die Geschichte von Beni-Mered; aber ich fragte die Soldaten, um sie nochmals zu hören. Jeder von ihnen kannte sie, und jeder wollte mir von dem Sergeanten Blandau und seinen Tapfern zuerst erzählen. Mit Enthusiasmus schilderten sie die Einzelnheiten des Kampfes; nur darüber waren sie nicht einig, ob es dreihundert, fünfhundert oder siebenhundert Araber gewesen waren, mit denen die zweiundzwanzig stritten. Zum Ruhme der französischen Waffen wurden sie schließlich einig, daß es siebenhundert gewesen seien. „Es können auch wohl tausend gewesen sein,“ rief schließlich ein Husaren-Corporal aus. Wäre das Gespräch noch weiter fortgesetzt worden, ich glaube die Tausend wären noch weiter gewachsen. Der Ruf „Blida“ machte der Conversation ein Ende. Blida ist die letzte Station der südlichen Eisenbahn in Algerien, welche, wie schon erwähnt, über Milianah bis nach Oran fortgesetzt werden soll. Blida liegt am Südrande der Metidscha, hart am Fuße des Atlas, ein altmaurisches Städtchen, jetzt ein sehr hübscher maurisch-französischer Ort. Wunderlich nehmen sich die einstöckigen, kleinen Araberwohnungen neben den hohen französischen Häusern, neben den breiten Straßen und den geschmackvollen Plätzen aus. Blida ist der schönste und angenehmste Ort, den ich in Algerien gesehen habe. Wenn ich mich in Nordafrika niederlassen wollte, würde ich nur in Blida wohnen. Rund um die Stadt bilden Orangen- und Citronengärten einen kreisförmigen Zauberhain von stundenlanger Ausdehnung. Orangen-, Citronenbäume, die an Höhe unsern größten Aepfelbäumen gleichkommen, Granaten-, Mandel- und Feigenbäume, die Stämme von der Weinrebe umschlungen, wie in Italien,

unter dem weiten kühlen Blätterdach Rosen und Verbenen, dazwischen hohe, dunkle Cypressen, Cedern vom Berge Libanon, Dattelpalmen, Oelbäume, die einzelnen Gärten von aus riesigen Cactus und Aloës gebildeten Hecken umschlungen, von Orangenblüthenduft umweht, umklungen von Nachtigallengesang und Lerchenjubel. Die „Rose des Atlas" nennt der arabische Dichter Blida.

Zehntes Kapitel.

Orientalische Kaffeehäuser.

Der Kaffee und der Kuskus. — Das dolce far niente des Arabers. — Das Innere arabischer Kaffeehäuser. — Ein Kaffeehaus in Constantine. — Kaffeehaus-Contraste. — Die Feueresse. — Der Kaffeehauswirth. — Die Zubereitung des Kaffees. — Das Paradies Mahomets. — Arabische Gesänge und Dichter. — Arabische Tänzerinnen. — Abd-el-Kader.

Ich weiß in der That nicht, was der Araber in seiner täglichen Lebensweise schwerer entbehren würde, den Kuskus oder den Kaffee, sein Lieblingsgericht oder sein Lieblingsgetränk? Das Verbot des einen oder des anderen seitens des französischen Gouvernements in Algerien würde, glaube ich, eben so leicht einen Aufstand zu Wege bringen, wie die Erhöhung der Palmensteuer. Der Araber ist außerordentlich mäßig in seiner Lebensweise — deshalb wird der französische Colonist auch niemals im Preise der Producte, welche er auf den Markt bringt, mit dem Araber concurriren können — aber Kuskus und Kaffee sind ihm zur Lebensbedingung geworden. Selbst im Paradiese des Propheten spielen beide Genüsse eine Hauptrolle. Die Houri's, welche den Muselmann dort nach seinem Abschiede von der Erde empfangen, credenzen ihm die Puppentasse

mit schwarzem Kaffee, nachdem er im Kuskus geschwelgt hat. Bei jeder Mahlzeit, welche ich arabischer Gastfreundschaft verdanke, sei es unter dem Dache des einfachen Zeltes der Beduinen in der Wüste Sahara oder im mit Marmor und vergoldeter Mosaik geschmückten Saale eines Aga oder Khalifen, bildeten Kuskus und Kaffee die Glanzpunkte arabischer Gourmandise. Das Kaffeehaus fehlt deshalb auch in keinem Orte, wo Araber hausen, weder in den großen Städten des Landes, noch in dem kleinsten Dorfe inmitten der Palmenwälder in der Steppe und Wüste. Dort trifft der Araber seine Freunde und Bekannte, dort liegt er Stunden lang mit untergeschlagenen Beinen auf der Palmmatte, träumend im dolce far niente in den blauen afrikanischen Himmel blickend oder die blauen Dampfwölkchen aus dem Tschibuk in die Luft blasend; dort verhandelt er die Angelegenheiten seines Tribus oder schimpft auf die Roumis, auf die Christenhunde, welche er sämmtlich ins Meer jagen möchte, wenn es nur ginge; dort verbringt er alle überflüssige Zeit, wovon er doch mehr übrig hat, als irgend ein anderes Volk der Erde, weil sein liebstes Geschäft überhaupt das Nichtsthun ist. Den Wein entbehrt der Araber, weil der Koran ihm den Wein verbietet — und weil er ihm überhaupt keinen Geschmack abgewinnen kann; aber den Kaffee würde er schwerer entbehren können, als den Tabak, als den Hadschis und ich glaube, als den Koran selbst, woraus er alle seine Lebensweisheit schöpft.

Auch der Franzose, der Italiener, der Spanier liebt das Kaffeehaus, mehr als der Deutsche, der lieber ins Bierhaus oder ins Weinhaus geht. Man findet deshalb nirgends in Europa so glänzende Kaffeehäuser, wie in Italien, in Frankreich und in Spanien, während in Nord-Deutschland und England die Kaffeehäuser ziemlich stief-

mütterlich ausgestattet sind. Aber man irrt sich vollkommen, wenn man deshalb glaubt, weil dem Araber der Kaffee zur Lebensgewohnheit geworden ist, daß derselbe auf die äußere Ausstattung des Ortes, wo er die meisten Stunden des Tages zubringt, das Mindeste wendet. Zwischen südeuropäischen und arabischen Kaffeehäusern in Afrika giebt es keine Parallele, als den Kaffee selbst. Wenn man in den engen Straßen der arabischen Quartiere der großen Städte, in Algier, in Constantine, in Oran, in Milianah und Medeah umherspaziert, so blickt man zwischen den Verkaufsbuden, zwischen den Schneider- und Schusterwerkstätten, zwischen den stillen, weißen Mohrenhäusern zuweilen in ein ziemlich enges, weißgestrichenes, viereckiges Steingewölbe. Die Thüre bildet zugleich das Fenster, oder der Raum hat vielmehr gar keine Thür. Die viereckige Oeffnung von der Höhe und Breite des Raumes nach der Straße hin muß als Thür und Fenster dienen. Gewöhnlich ist dieselbe ein oder zwei Fuß über dem Erdboden erhöht, und man muß den Fuß hoch aufheben, um einzutreten. Zuweilen sind die innern Wände mit einigen Vogelbauern, Blumentöpfen und Spiegeln ausgeputzt, von der Mitte der weißen Decke hängt ein in buntgemaltem Holz nachgebildeter Dreimaster herab, und von der Spitze der Masten weht die rothe Flagge mit dem Halbmond, vielleicht eine körperliche Erinnerung an die nun verschwundene Seeräuberei auf dem Mittelmeere; meistens aber ist der Raum vollständig kahl. Der Steinboden ist mit Palmmatten belegt, und einige Fuß über dem Boden läuft an den Wänden eine hölzerne Bank herum, deren Decke ebenfalls das Palmengeflecht bildet. Auf diesen Bänken lagern Dutzende von Arabern im weißen Burnus oder auch in prächtiger, bunter Türkentracht, die Beine untereinandergeschlagen, rauchend, träumend, oder in stiller Betrachtung

versunken und auf die enge, halbdunkle Gasse blickend. Die Schuhe liegen sämmtlich auf der Schwelle oder unter den Bänken; die Gäste haben sich sämmtlich ohne Ausnahme der Fußbekleidung entledigt. Im hintersten Winkel des meistens viereckigen, zuweilen auch nach hinten in einen größeren Raum auslaufenden Gemachs glüht eine Feuer-esse auf einem kleinen Herde, und zwischen den schweigen-den und ruhenden Gestalten wandert ein Mann im blauen Haik, rothen, kurzen Hosen, einen bunten Gürtel um den Leib geschlungen, den Kopf mit dem Fez bedeckt, umher und reicht ihnen ganz winzige Täßchen von blauem Por-zellan, in denen sich das Göttergetränk der Araber, siedend-heißer Mocca, befindet, oder nimmt dafür einige Sous in Empfang.

Das viereckige Steingewölbe mit der Feueresse, mit den palmmatten-bedeckten Bänken, mit den schweigenden und lungernden weißen Gestalten, ist ein orientalisches Kaffeehaus. Und ein orientalisches Kaffeehaus sieht ganz aus, wie das andere. Eine Verschiedenheit findet nur in der Größe des Raumes oder in der Decoration der Wände statt, obschon dieselben, wie ich schon erwähnte, meistens ganz kahl sind und nur den gewöhnlichen weißen, gyps-artigen Anstrich haben. Die Kaffeehäuser in Algerien sind eben so stereotyp, wie der weiße Burnus des Arabers, oder wie das weiße, um das Haupt geschlungene Tuch, welches mit kameelhaarenen Schnüren befestigt wird, oder wie das Zelt des Beduinen auf dem gelben Sande der Sahara. Wer ein orientalisches Kaffeehaus gesehen hat, hat sie alle gesehen. Das Kaffeehaus in den Araberdörfern, auf den Oasen in der Wüste, ist in nichts verschieden von dem Kaffeehaus in der Straße der Gazellen in Algier, auf deren Stufen man zu der Kasba, zu der ehemaligen Re-sidenz Hussein Deys hinanklettert, oder im arabischen

Quartier Medeah's, wo einst Abd-el-Kader sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, oder in Bugia, dem Zwing-Uri der kleinen Kabylie. Nur ein einziges orientalisches Kaffeehaus sah ich in Algerien, welches von dem gewohnheitsmäßigen Aussehen aller andern Kaffeehäuser abwich. Es war in Constantine, der interessantesten arabischen Stadt in Nordafrika, interessanter als Algier, als Tunis und Kairo. Fenster hatte das arabische Kaffeehaus in Constantine auch nicht; aber es hatte eine wirkliche große Bogenthür, welche Abends verschlossen werden konnte, und bestand inwendig aus zwei großen Räumen, welche durch einen maurischen Bogen von einander getrennt waren. Die Wände waren mit Bildern von Löwen, Panthern, Tigern, Vögeln, Schiffen und fabelhaften Thiergestalten decorirt, welche frescoartig auf den Kalk gemalt waren, und auf einer niedrigen Estrade paradirten Tänzer und Musikanten in prächtiger Mohrentracht. Zuweilen dienen die Kaffeehäuser auch als Barbierstube, und es ist sonderbar anzusehen, wie zwischen den rauchenden und träumenden weißen Gestalten ein Barbier sitzt, den Kopf eines bärtigen Arabers zwischen seinen Knien, und ihm das Haupt mit blankem Barbiermesser ganz kahl scheert bis auf die einzige Haarlocke, an der der Prophet am großen Auferstehungsmorgen den Gläubigen aus dem Grabe, worin er stehend ruht, zu sich in das Paradies heben soll. Wahrlich, die Genügsamkeit muß ein bleibender Zug im arabischen Charakter sein, sonst ist es gar nicht zu begreifen, wie der Araber sich in seinen engen, halbdunklen Kaffeehäusern wohl befinden kann, wenn er die glänzenden französischen Café's betreten hat, deren große Spiegelscheiben ihn doch heute in allen größern, algierischen Städten anblicken! Die Contraste liegen dort so nahe. Von der rue de Chartres, der Araberstraße im neuen Algier, bis zum

Regierungsplatz oberhalb des Hafens sind es nur wenige Schritte. Und dieser Platz ist von einer Reihe von europäischen Kaffeehäusern umgeben, deren glänzende Einrichtung keinem Kaffeehause in Paris, in Marseille oder Lyon nachsteht. Mit Spiegeln und Vergoldung bedeckte Wände, Marmortische, rothe Plüschsessel, strahlende Kronleuchter, glänzend ausgestattete Büffets, Zeitungen und Journale aller Länder — aber der Araber besucht diese glänzenden lichten Räume selten; er liegt lieber rauchend oder träumend auf seiner mit dem Palmgeflecht bedeckten Bank in dem halbdunkeln, weißgestrichenen Steingewölbe in der rue de Chartres.

Treten wir nun in ein maurisches Kaffeehaus. Der Contrast, wenn wir so eben im goldstrahlenden Café d'Apollon waren, und den Duft der Orangenbäume eingeathmet haben, welche auf dem Platze vor der Thüre neben der hohen, schöne Palmen stehen, ist um desto größer. Heben wir den Fuß recht hoch, um über die Schwelle zu gelangen; denn sie befindet sich wenigstens ein und einen halben Fuß über dem Niveau der Straße. Mehrere Dutzend Schuhe liegen auf der Schwelle, wie vor der Moschee oder vor dem Gerichtssaale des Kadi. Sämmtliche Schuhe sind nach vorn weit ausgeschnitten, so daß sie nur die Fußzehen bedecken, deshalb sind sie auch so leicht auszuziehen. Der steinerne Boden des orientalischen Kaffeehauses ist mit Palmmattengeflecht bedeckt. Vorn auf der niedrigen Bank kauern zwei Araberjünglinge, welche die Dame ziehen. Wenigstens hat das Brett, welches zwischen ihnen auf der Bank liegt, ganz die Form und Gestalt unseres Damenbrettes. Die Steine sind viereckig, aber die Züge sind ganz dieselben, wie bei uns, auch die Sprünge. Drei Araber stehen neben den Spielern und schauen ihren Zügen, wie es scheint, mit größtem Interesse zu. Der hintere Theil der Bank, so wie

die andere Bank ist ganz mit Gästen bedeckt, welche theils ganz ausgestreckt liegen, sich auf den Arm stützend, theils mit untergeschlagenen Beinen sitzen. Mehrere rauchen aus langen Pfeifen mit braunen Thonköpfen und gelben Bernsteinspitzen; eine kleine Tasse von blauem Porzellan neben sich, woraus sie dann und wann, langsam schlürfend, einen Zug thun. Dort hinten in der Ecke sitzen drei alte Mauren in prächtiger Türkentracht, mit langen, weißen Bärten; wenn die dunkeln, feurigen Augen mir nicht sagten, daß Leben in diesen Gestalten sei, so könnte ich denken, sie seien von Holz geschnitzt oder aus Stein gebildet, denn sie rühren kein Glied. Auf der andern Bank kauern Mischlinge verschiedener Raçen, auch ein Neger mit schwarzem Krauskopf, mit weißen Zähnen und dicken Lippen ist unter ihnen; vorn liegt ein kräftiger Maure, anscheinend in der Mitte der vierziger Jahre, mit energischen gebräunten Zügen und einem dunkeln vollem Barte, ganz in einen feinen, weißwollenen Burnus gehüllt, den geschorenen Kopf mit dem weißen, mit kameelharenen Schnüren umwundenen Tuche bedeckt. Auch er raucht aus dem langen Tschibuk und theilt seine Aufmerksamkeit unter die Spieler, welche ihm gerade gegenüber Platz genommen haben, und unter einige arabische Knaben, welche, auf den Fersen hockend, auf der Straße sitzen und in das orientalische Kaffeehaus hineingaffen. Zu ihm setzte ich mich; denn auf seiner Bank ist allein noch ein freier Platz übrig, und fordere eine Tasse Kaffee. Und um das dolce far niente im orientalischen Kaffeehause ganz nach Muße zu genießen, nehme ich türkischen Tabak und Papier aus der Tasche und drehe mir eine Cigarette, denn wie eine Havannahcigarre schmeckt, habe ich leider seit Monaten in diesem Lande vergessen.

Dann tritt der Mann von der Feueresse zu mir heran; er hat meinen Ruf um Kaffee gehört und präsentirt mir

auf einem runden hölzernen Brettchen eine kleine, blaue Porzellantasse, so klein, daß sie sich für die Stube erwachsener Puppen eignen würde; in der winzigen Tasse befindet sich der verlangte Kaffee. Er ist siedendheiß. Vorsichtig nehme ich die Tasse von dem Brette, um mir nicht die Finger zu verbrennen, denn eine Untertasse ist nicht vorhanden, und stelle sie zu mir auf die Bank. Sahne giebt es nicht im arabischen Kaffeehause. Der Zucker befindet sich bereits im gestoßenen Zustande in der Tasse, und hat sich längst mit dem duftenden Mocca chemisch verbunden. Noch einmal erscheint der Araber von der Feueresse und präsentirt mir mit der Feuerzange eine glühende Kohle. Der aufmerksame Wi th hat gesehen, daß ich eine Papiercigarre zwischen den Fingern halte. Ich überreiche ihm einen einzigen Sou. Mit dem Sou ist die Tasse Kaffee einschließlich des Trinkgeldes bezahlt, oder vielmehr das arabische Kaffeehaus ist das einzige Kaffeehaus in Afrika, wo man keine Trinkgelder giebt.

Nun kann ich mich den Genüssen im orientalischen Kaffeehause ganz hingeben. Ich blase die blauen Wölkchen türkischen Tabaks in die Luft und nippe dann und wann an meiner Tasse schwarzen Kaffees, deren Temperatur jetzt allmählich etwas unter den Siedepunkt gesunken ist. Aber der Kaffee ist vortrefflich. Der Geschmack ist rein und kräftig. Nach einer Zeitung, nach einem illustrirten Journal schaue ich mich gar nicht um; denn Zeitungen und illustrirte Journale giebt es in einem arabischen Kaffeehause nicht. Die einzige Lektüre des Arabers ist der Koran. Was auf der großen Schaubühne, welche die Welt heißt, passirt, läßt er sich erzählen. Rund um mich spricht Niemand ein Wort. Auch ich habe nun hinreichende Muße, an „der Oede glühenden Sand“ und an die stillen Palmenwälder jenseits des „Mundes der Wüste“ zu denken,

oder mir die Freuden des Paradieses auszumalen, wohin ich nicht eingehen werde, weil ich nicht an Mahomed glaube und weil ich mir nicht den Kopf scheeren lasse. Nichts stört mich in meiner Träumerei. Die Scenen lärmenden Spektakels oder wüster Rohheit, welche in norddeutschen „Kneipen" vorfallen, sind einem orientalischen Kaffeehause vollkommen fremd. Aber plötzlich erhebt sich ein Streit unter den Spielern mir gegenüber. Alle Umstehenden, auch der Wirth und die nächsten Insassen der Bank nehmen daran Theil. Wie durch einen Zauberschlag ist Leben und Bewegung in diese stillen und schweigenden Gestalten gekommen. Die Augen glühen und funkeln, die Gesichtsnerven zucken, in überraschender Schnelligkeit stoßen die Zungen eine Fluth von rauhen Kehltönen aus, von denen ich kein Wort verstehe, und die Gesticulationen nehmen einen so drohenden Charakter an, daß ich jeden Augenblick glauben muß, der Appell an die ultima ratio der Messer und der Dolche werde unvermeidlich. Auf einmal legt sich der Sturm. Es muß wohl in den mir unverständlich gebliebenen Redensarten irgend ein Wort absoluter Weisheit gefallen sein, dem sich keine der streitenden Parteien hat entziehen können. Die Spieldifferenz ist geschlichtet; die Spieler setzen sich wieder mit untergeschlagenen Beinen zu ihrem Damenspiel, und nichts hindert mich, wieder an die Sahara, an die Palmenwälder und an das Paradies des Propheten zu denken. Eine bleierne Ruhe hat sich von Neuem über die Räume des orientalischen Kaffeehauses ausgebreitet; ich schlürfe die letzten Tropfen des vortrefflichen Mocca aus meinem Puppentäßchen, stehe auf und verlasse das Kaffeehaus, um den Abend unter den Palmen und zwischen den Blumen des Versuchsgartens zuzubringen. Mein Nachbar auf der Bank hat sich während meiner Anwesenheit im Kaffeehause nicht gerührt; auch die Spiel-

differenz hat ihn ganz gleichgiltig gelassen. Wie die „Oelgötzen“ sitzen die drei alten, weißbärtigen Araber in prächtiger Mohrentracht auf ihrer hintern Bank. Ich glaube, wenn ich Abends um elf Uhr, bevor das Kaffeehaus dadurch, daß einige Bretter vor die Thüröffnung geschoben werden, geschlossen wird, nochmals durch die stille Straße wandere, daß sie noch auf demselben Flecke sitzen.

Abends wird es im orientalischen Kaffeehause zuweilen geräuschvoller und lebendiger. Der Raum ist vermittelst einiger Oellämpchen erleuchtet. Alle Bänke sind mit Gästen besetzt, selbst auf dem Boden lagern gruppenweis die weißen Gestalten. Musik und Gesang tönt aus der offenen Thür auf die einsame Gasse. Auf einer etwas über dem Boden erhöhten Estrade befindet sich das Orchester, meistens aus afrikanischen Juden, seltener aus Arabern bestehend. Die Töne der Clarinette, der Violine und der Bratsche vereinigen sich mit den Klängen des Tambourins, um den Gesang einer Moreske zu begleiten, welche eine arabische Romanze singt, deren Versezahl gar kein Ende nehmen will. Ihr Gesang leidet an einer entsetzlichen Einförmigkeit. Während sie singt, hält sie das Taschentuch oder die Hand vor den Mund, weil es für unschicklich gilt, den offenen Mund zu zeigen. Ein europäisch gebildetes Ohr kann diesen Gesang unmöglich schön, nein, kaum erträglich finden. Und dennoch sitzen die Araber stundenlang auf der Palmmatte, rauchend, Kaffee schlürfend und diesem eintönigen Gesange aufmerksam lauschend. Zuweilen greift auch die Hand der Sängerin in die Saiten einer Zither und unterbricht ihren Gesang durch einige Klänge des Instrumentes; niemals spielt und singt sie zu gleicher Zeit. Den Schluß der Romanzen bildet immer die Benennung des berühmten Verfassers. Früher traten auch arabische Tänzerinnen in den Kaffeehäusern auf. Sie zeichneten sich

durch die Pracht ihrer Gewänder und durch die Masse von Schmuck aus, welche sie auf dem Leibe trugen. Das Haar war mit Diamanten geschmückt und mit Perlen durchflochten, den Hals umschlossen breite Perlenbänder mit goldenem Schloß, die Arme und Beine schmückten goldene und silberne Spangen und der Busen und die Schultern waren so leicht und so durchsichtig verhüllt, wie nur irgend möglich. Die französiche Regierung hat diese Tänze im Kaffeehause aus Sittlichkeitsrücksichten in allen algierischen Städten streng untersagt. Vergebens habe ich mich in Constantine und Algier nach einem derartigen Schauspiele erkundigt, in keinem orientalischen Kaffeehause habe ich arabische Tänzerinnen gesehen. „Die Polizei hat die arabischen Bälle aufs strengste verboten,“ war die jedesmalige Antwort, welche ich auf meine Erkundigungen erhielt. Aber bis in die Oasenstädte der Wüste Sahara schien das Verbot der Polizei nicht gedrungen zu sein, oder die Militärregierung duldete dort den arabischen Tanz stillschweigend. Den ganzen Tag über klang mir in Biscara aus dem Karawanenserail gegenüberliegenden Kaffeehause das Tambourin in die Ohren, welches den Tanz der arabischen Tänzerinnen begleitete, und mehrmals brachte ich Abends in diesem Kaffeehause eine halbe Stunde zu, bis mich der Dunst, die Hitze und der Ekel an dem Tanz wieder hinaus unter den funkelnden afrikanischen Sternenhimmel trieb. Ich weiß nicht, wie deutsche Schriftsteller haben entzückende Beschreibungen dieses Tanzes liefern und den Tanz als Verkörperung zarter Liebesgedichte schildern können! Mir sind nur ekelerregende Scenen der gröbsten Sinnlichkeit aus demselben im Gedächtniß geblieben. Die Scenen waren so widerlich, daß ich meine Feder nicht dazu hergeben möchte, sie in ihrer ganzen Nacktheit zu beschreiben. Auch würde sie, wollte ich es thun, höchstens ein schmutziges

Winkelblatt drucken. Die Bewegung des Tanzes bestand nur in einer Bewegung der Hüften, mit denen nach dem Takte der Musik in eigenthümlicher Weise gemahlen wird. Die Hand spielte bei diesem Tanze mit einem Foulard von bunter Seide, dessen Zipfel den Boden berührte, oder beide Hände hoben den Saum des Oberkleides in die Höhe, und bedeckten damit das Gesicht bis zu den Augen. Gewöhnlich tanzte nur eine Tänzerin auf einmal, selten mehrere. Arme, Hals, Beine und der Kopf waren mit Schmuck überladen, die Wangen, die Stirn und die Augenbrauen gefärbt und geschminkt. Auch Neger sah ich mit diesen arabischen Tänzerinnen tanzen; ihre schwarzen, nackten Glieder bogen und wanden sich zu den tollsten Sprüngen und Verzerrungen, und die Augen funkelten in thierischer Gier — — doch, ich muß meine Schilderung schließen. Alle diese arabischen Tänzerinnen gehören dem großen Wüstenstamm der Uled-Nail an und werden von ihren Stammesgenossen nach den Oasenstädten gesandt, um durch die Prostitution Geld zu erwerben. Schon Abd-el-Kader hat diese barbarischen Sitten abschaffen wollen, ohne indeß mit seinen Verboten durchdringen zu können.

Elftes Kapitel.

Ein Spaziergang durch einen Orangenwald.

Blida. — Charakteristik Blida's. — Eine Stadt ohne Geschichte. — Erdbeben. — Die Rose des Atlas. — Die Physiognomie der Stadt und afrikanische Contraste. — Das arabische Blida. — Der Zuave. — Mexikanische Zustände. — Französische Verluste im Krimmkriege. — Die Orangengärten. — Der maurische Palast. — Der französische Gärtner. — Der Minister des Piratenfürsten. — Ein arabischer Garten. — Das Gurbi. — Arabische Eifersucht. — Der Besuch Reinekes bei den Meerkatzen. — Der arabische Gerichtsbaum. — Der Palast des ermordeten Bey. — Blutige Erinnerungen. — Die seidene Schnur. — Deutsche Landsleute.

Am Ausgangspunkte der algerischen Eisenbahn, am Fuße des kleinen Atlas, unter 0° 50' östlicher Länge und 36° 60' nördlicher Breite, liegt 185 Meter über der Fläche des mittelländischen Meeres eine der reizendsten afrikanischen Städte, welche ich gesehen habe. Im Süden hart an der Stadt steigen die Vorberge jenes fabelhaften Gebirges empor, welches in der Gestalt eines Riesen nach den kindlichen geographischen Begriffen der Griechen den Himmel auf seinen Schultern trug. Sie sind hier ausnahmsweise vom Gipfel bis zur Sohle in einen reichen grünen Pflanzenmantel gehüllt, und zahlreiche Quellen und Bäche rieseln

aus ihren Thälern und Schluchten, um die Gärten und Orangenhaine, welche wie ein breites grünes Band die weißen Häusergruppen der Stadt von allen Seiten umschlingen, zu bewässern und zu erfrischen. Der Name dieser reizenden Stadt ist Blida oder El-Boleida, ein arabisches Wort, welches „kleine Stadt" bedeutet. Aber der arabische Dichter nennt Blida die „Rose des Atlas". Während der heißen Monate ist die Stadt durch ihre Lage eine reizende „Sommerfrische"; im Winter schützen sie die Berge vor dem scharfen Hauch der Nordostwinde. Am Ausgangspunkt der algerischen Eisenbahn und im Centralpunkt der Straßen gelegen, welche den Süden und den Westen Algeriens mit der Hauptstadt verbinden, ist Blida das immer pulsirende Herz des commerciellen, militairischen und socialen Lebens des französischen Afrika; alle Truppenzüge, alle Karawanen, alle Wagen, alle Reisenden, welche nach Milianah, nach Oran wollen, oder welche durch die Chiffaschlünde zu den südlichen Kämmen des Atlas hinansteigen, um sich nach den grünen Palmenoasen in der großen Wüste Sahara zu begeben, sie alle berühren Blida. Die Stadt hat durch ihre elegante Bauart, durch ihre breiten Straßen, durch ihre großen Plätze, besonders aber durch den raschen Pulsschlag ihres socialen Lebens einen großstädtischen Anstrich; friedlich stehen das Minaret der Moschee, das vergoldete Kreuz der christlichen Kathedrale und die jüdische Synagoge nebeneinander; von den hohen Terrassen der eleganten französischen Häuser blickt man auf die kleinen, weißen, maurischen Wohnungen, welche mit ihren fensterlosen Straßenfronten alle Schönheiten maurischer Architektur in den innern Höfen concentriren; man speist vortrefflich in den hohen, luftigen Speisesälen französisch eingerichteter Hotels, wie in einem Restaurant des Palais royal, und zum Abend

besucht man nach einem Spaziergange unter Orangen- und Citronenbäumen ein Mohrenbad, und hört nachher noch, wenn man sich noch nicht schlafen legen will, ein heiteres französisches Vaudeville oder den letzten Akt einer Verdi'schen Oper; man trinkt seinen Kaffee, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Palmmattengeflecht eines stillen arabischen Kaffeehauses sitzend und aus der langen Türkenpfeife rauchend, oder man streckt sich auf einen bequemen rothen Plüschsessel eines glänzenden französischen Kaffee's mit großen Spiegelwänden bequem aus, erhält zu der kleinen Tasse schwarzen Kaffee's ein „petit verre“ und liest die neuesten französischen Zeitungen, welche der letzte Courier aus Marseille herübergebracht hat. In Blida berühren sich afrikanisches und europäisches Leben in allen Beziehungen und Seiten, des Klimas, der Vegetation, der socialen Zustände; aber „die Rose des Atlas“ zeigt dem Wanderer von Afrika und Europa nur die angenehme Seite.

Blida hat, wie alle glücklichen Städte, keine Geschichte. Eine Ausnahme unter den afrikanischen Städten, vermag sie ihre Fußstapfen nicht im Zeitalter der Römer wiederzufinden. Kein gebrochener Säulenstumpf, kein wankender Thorbogen, kein epheuumrankter Trümmerhaufen deuten auf jenes Zeitalter vergangener Größe hin. Die berühmte dritte Legion hat nicht durch die Chiffaschlünde die Kämme des Atlas überstiegen, um die siegreichen Adler nach Grätulien zu tragen; i h r e Erinnerungen leben in den Inschriften der Ruinen von Lambessa, von Tebessa und in den Felsen des „Mundes der Wüste“. Alle Conjuncturen der Alterthumsforscher und Gelehrten, hier das alte Bida colonia wiederzufinden, sind falsch. Das Blida mit den weißen und glänzenden Mauern, welches wir heute inmitten seiner immergrünen Orangengärten und Citronen-

haine erblicken, zählt sein Leben nur nach Jahrhunderten, nicht nach Jahrtausenden.

Während der türkischen Herrschaft war Blida sowohl durch die große Zahl seiner Bevölkerung, wie durch seine commerziellen Verbindungen mit dem Lande des Bei von Titeri und durch den Reichthum und die Ausdehnung seiner Gärten eine Stadt von großer Bedeutung. Da brach das Unglück über die Rose des Atlas herein, und entblätterte sie bis zum Stengel. Ein fürchterliches Erdbeben begrub in den Tagen vom 2. bis zum 7. März 1825 nicht weniger wie 7000 Einwohner unter den Trümmern der Synagogen, der Häuser und Moscheen. Nach diesem entsetzlichen Unglück verließen die Ueberlebenden die Trümmerstätte, um sich in einer Entfernung von zwei Kilometer nach Nordost eine neue Heimath zu gründen. Aber die neue Stadt scheint, ich weiß nicht aus welchen Gründen, keine Fortschritte gemacht zu haben. General Bourmont fand auf seiner bekannten militairischen Expedition im Juli 1830, welche ein so schlimmes Ende nahm, das alte Blida auf seiner früheren Trümmerstätte theilweise wieder aufgebaut. In den nächsten Jahren war die Rose des Atlas der Gegenstand blutiger Kämpfe. Ihre Blätter färbten sich purpurroth im französischen und Araberblut. Marschall Clauzel konnte die Stadt nur nach einem heftigen Kampfe nehmen. Nachdem er von seinem Zuge nach Medeah zurückkehrte, war er gezwungen, sie wieder zu räumen. Der Herzog von Rovigo, Savary, der alte napoleonische Sünder, hat auch die Trümmer Blida's mit Blut überströmt. Blida wurde während seiner Statthalterschaft der Sammelplatz von Unzufriedenen und Flüchtlingen. Da ließ der alte Savary die Stadt, nachdem er sie im Sturm genommen hatte, plündern und niederbrennen. Bis zum Jahre 1840 war für sie noch eine recht traurige Zeit. Wie

in allen maurischen Städten, durften sich keine Europäer in der Stadt niederlassen; die französischen Truppen campirten in zwei verschanzten Lagern mehrere Jahre hindurch außerhalb ihrer Mauern. Aber dann war auch für die Rose des Atlas endlich wieder die Zeit ihrer Blüthe gekommen. Blida wurde zum Sitz des Commando's einer Militärdivision, einer Unterpräfektur und eines Tribunals erster Instanz ernannt, und erhob sich nach und nach von einer Einwohnerzahl von 4—500 bis zu der Ziffer von von 8000.

An einem heitern und warmen Märztage fuhr ich in Begleitung eines französischen Offiziers von Algier nach Blida. In Deutschland schneite und fror es bei 24° Réaumur unter Null; in Afrika grünte und blühte der Frühling in seiner ganzen tropischen Pracht, und schenkte mir alle Mittage zu meinem Diner im Hotel de Paris frischen Blumenkohl und grüne junge Schoten. Der Bahnzug war schwach wie immer besetzt und fuhr so langsam, daß man mit einem gut trabenden arabischen Pferde recht bequem nebenher reiten konnte. Wo sollen auch bei einer Zahl von 200,000 Kolonisten — mehr giebt es nämlich in ganz Algerien von der Grenze der Regentschaft Tunis bis zu den Grenzen des Kaiserthums Marocco nicht — die Eisenbahnpassagiere herkommen! Auch auf dem in großen Dimensionen gebauten Bahnhofe ging es recht still her. Ich glaube, außer dem Kapitän und mir und einigen Dutzend Turcos und Spahis war kein Reisender auf dem Morgenzuge. Trotz alle dem wurden wir von Omnibus, Fiacres und diensteifrigen Araberjünglingen empfangen, welche uns ihre Dienste für Stiefelwichsen, Koffertragen und Hotelempfehlungen mit der in Algerien gewöhnlichen Zudringlichkeit anboten.

Im Süden gruppirten sich die weißen Häuser von

Blida auf dem frischgrünen Hintergrunde des kleinen Atlas in reizenden Conturen, und rings um die weißen Häusergruppen schlang sich ein weites Band dunkelgrünen Laubes, wie ein prächtiger Rahmen, und der Südwind wehte wunderbare Orangen- und Citronendüfte zu uns herüber. Das weite grüne Band wurde von den berühmten Orangengärten Blida's geschlossen, den berühmtesten und größten Gärten in Afrika, und der Duft, den der Südwind herüberwehte, entströmte ihren hunderttausenden goldgelben Früchten. Die weitere Umgebung Blida's war vortrefflich und sorgsam angebaut. Der Atlas schickt hier Wasser genug, um die Aecker zu bewässern. Natürlich kletterten wir in keinen Omnibus, sondern zogen es vor, zu gehen. Ueberall auf unserem Wege dasselbe Bild üppiger Fruchtbarkeit und sorgsamen Anbaus. Zwischen dem dunkeln Laube von Cedern und Oliven schimmerten in der Ferne die weißen Häusergruppen hübscher Kolonistendörfer im Glanze der afrikanischen Morgensonne. Wenn Jemand so plötzlich durch die Kraft einer Zauberruthe in die Umgebung von Blida gestellt werden könnte, ohne die weiten, wüsten Strecken, die wasserlosen Ebenen und die kahlen Gebirgszüge des übrigen französischen Afrika gesehen zu haben, so würde er Algerien für ein Paradies von tropischer Fruchtbarkeit und vegetativer Schönheit halten. Aber Blida steht zu dem übrigen französischen Afrika ungefähr in einem Verhältniß, wie die sogenannten Versuchsgärten (jardins d'essai) zu der Umgebung der einzelnen Städte, wo sie die Kunst des Gärtners hervorgezaubert hat.

Ein geschmackvolles Thor führte uns durch eine von weißen und rothgefärbten Steinen erbaute Mauer in die Stadt. Das alte arabische Blida war nur von einer Mauer von Pisé, einer Mischung von Lehm und Sand, umgeben; um das französische neue Blida ist eine 4 Meter

hohe Mauer gezogen, welche sechs verschiedene Thore hat und sich sehr stattlich ausnimmt. Das Aeußere der inneren Stadt war ganz europäisch: breite Straßen, zuweilen mit breitästigen Platanen bepflanzt, hohe Häuser im modernen französischen Styl, mit schlanken Eisenbalcons und tief hinabreichenden Fenstern, aber sämmtlich mit Terrassen statt Dächer gedeckt, was ihnen einen orientalischen Anstrich gab, europäische Magazine und Kaffeehäuser, große und stattliche Gebäude von vier, fünf und sechs Stock welche hie und da noch ein neues Stockwerk erwarten, um für fertig zu gelten. Auch die Bevölkerung schien hier ganz europäisch zu sein, obschon die arabische wohl dieselbe Stärke haben mag — französische Soldaten, Turcos, Spahis und Zuaven in ihren weiten malerischen Anzügen, Damen und Herren in eleganter, französischer Toilette, Offiziere mit dem Kreuz der Ehrenlegion am rothen Bande auf der Brust — ich hätte momentan glauben können, in einer französischen lebhaften Provinzialstadt umherzuspazieren, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich auf afrikanischem Boden sei. Plötzlich wechselte die Scenerie. Wir standen mitten auf einem arabischen Markte. Der Brunnen in der Mitte, die Arkaden mit ihren Magazinen und Kaffeehäusern waren europäisch, aber die lebendige Staffage des Marktes war in ihren Figuren und Trachten ganz arabisch. Bärtige Gestalten in weißen Burnus, die Verkäufer mit untergeschlagenen Beinen hinter ihren Vorräthen von Datteln, Feigen, Citronen und Orangen sitzend, die Bäcker ihre großen runden Brode unaufhörlich zusammenschlagend, um den Käufern zu beweisen, daß sie frisch seien, ganze Berge von Kuskus und Henna anf großen weißen Laken — lauter Bilder des Orients inmitten eines europäischen Rahmens. Eine lange, ganz europäisch garnirte Straße führt auf einen großen, mit Arkaden umgebenen Platz, der ein

vollkommen europäisches Ansehen hatte. Ein Kaffeehaus von glänzendem Aussehen reihte sich an das andere. Durch große Spiegelscheiben und weite Glasthüren blickte ich in hohe mit Spiegeln und Vergoldung decorirte Räume, in denen grüne Billards und rothe Plüschsessel standen, und wo nach französischer Art ein geputztes Mädchen hinter einem mit Krystallflaschen und Gläsern bedeckten erhöhten Comptoire saß. An den Wänden und über den Thüren französische Inschriften, an der Ecke ein großes Hotel, an seinem obersten Stockwerke mit Riesenbuchstaben die Inschrift „Hotel d'Orient“; aus einer Seitenstraße fuhr ein mit sechs weißen normannischen Pferden bespannter Postwagen, ganz in französischem Muster gebaut mit Banquet, Coupé und Imperiale, der Postillon saß oben auf dem Bocke, die sämmtlichen Zügel seiner sechs Pferde in der Hand — ich hätte glauben können, in die Straße Jean Jaques Rousseau in Paris hineinzublicken, wo sich die Postgebäude und Messagerien befinden. Die Straße führte auf einen weiten, großen Platz, welcher ebenfalls von Arkaden und einigen noch unfertigen Gebäuden umgeben war. Auf der einen Seite des Platzes erhob sich auf niedrigem Hügel die Kathedrale Blida's. Aber das goldene Kreuz auf ihrer Spitze hatte den maurischen Charakter der ehemaligen Moschee nicht verwischen können. Jeder Bogen und jeder Stein dieser christlichen Kirche erinnerte daran, daß auf der Stelle, wo jetzt das vergoldete Kreuz in den Strahlen der Mittagssonne funkelte, ehemals der Halbmond glänzte. Mahomet und Christus! Wo heute der christliche Altar steht, saß noch vor dreißig Jahren der Marabout in der Kabba und las den Söhnen des Propheten ein Kapitel aus dem Koran vor. Sonderbare Gegensätze, die dem Wanderer im französischen Afrika in allen maurischen Städten begegnen!

Und wenige Schritte von der christlichen Kirche mit dem funkelnden Kreuz gruppirten sich die kleinen Häuser des arabischen Stadttheils Blida's in engen, finsteren Straßen. Alle Häuser hatten den gewöhnlichen weißen Gypsanstrich, waren ohne Fenster in den nach der Straße belegenen Fronten und bestanden nur aus einem Erdgeschoß, welches mit einer Terrasse statt des Daches gedeckt war. Durch eine stets verschlossen gehaltene, mit metallenen Zierrathen versehene Thür trat man in einen innern, von Arkaden umgebenen Hof. Die Mitte des Hofes war gewöhnlich mit Orangenbäumen und Oleandersträuchern besetzt, Brunnen habe ich in den Höfen, welche ich sah, nicht gefunden. Die kleinen mit Fayençeplatten decorirten Zimmer öffneten sich zu ebener Erde unter den Arkaden oder auf einer Gallerie, welche den Hof in seiner halben Höhe umgab. Ein Haus wurde restaurirt; ich hatte dadurch Gelegenheit, alle seine Räume zu sehen. Sie waren sämmtlich ungewöhnlich klein, theils von oben, theils von den nach dem Hofe gehenden Fenstern erleuchtet; die Wände waren in der obern Hälfte weiß, in der untern Hälfte waren sie mit Fayençeplatten bedeckt. Es giebt wohl keine einfachere Wohnungen, wie diese kleinen maurischen Häuser. Der Araber lebt ebenso einfach, wie er wohnt. Aber das arabische Blida hat sehr viel von seinem früheren prägnanten Charakter verloren. Jene Straßen, deren Erdgeschosse ganz mit maurischen Verkaufsläden und Kaffeehäusern garnirt waren, sind verschwunden; derartige Straßen sieht man nur in Constantinopel; in Algier und in den algerischen Städten treten sie nur noch bruchstückweise in kurzen Strecken auf. Auch die schlanken und graziösen Minarets, welche früher über die Häuserterrassen emporragten, sind nicht mehr da; die beiden Moscheen, welche ich besuchte, waren in architectonischer Beziehung ohne

Bedeutung. In zehn Jahren wird das arabische Blida eine ganz französische Stadt sein.

Vor dem Hotel d'Orient traf der Capitain bei unserer Rückkehr in der europäischen Stadt zwei von seinen Kameraden, welche mit ihm den Feldzug in der Krimm mitgemacht hatten. Sie waren während dem schon wieder in Cochinchina, in Syrien und ich weiß nicht, wo sonst noch gewesen, kurz sie schienen an allen abenteuerlichen Expeditionen Theil genommen zu haben, welche die napoleonische Regierung während der letzten zwölf Jahre mit französischem Blut und französischem Geld unternommen hat, ohne Frankreich damit irgend etwas eingebracht zu haben, als Schulden, Thränen und Jammer, zerfetzte Fahnen und zerschossene Laffetten, aus denen man in dem französischen Arsenale die Trophäen aufbaut, welche die Gloire repräsentiren müssen. Aber die Herren schienen von ihrem orientalischen Feldzuge sehr wenig erbaut zu sein, und die napoleonische Gloire herzlich satt zu haben. Noch aus einem andern Welttheil kam ein Streiter für diese blutbedeckte Gloire, um an unserm gemeinschaftlichen Diner im Hotel d'Orient Theil zu nehmen. Er kam aus Mexico. Der Kapitain erkannte in einem gerade vorüberkommenden Zuaven den Sohn eines Freundes, der vor mehreren Jahren mit einem Expeditionscorps nach Mexico gezogen war. Sergeant in einem in Afrika garnisonirenden Regimente, hatte er seine Tressen im Stich gelassen, um in Mexico schnell Kapitain, vielleicht Oberst zu werden. Aber wie hatte er sich getäuscht. Als gemeiner Zuave kehrte er zurück, wie er gegangen war, mager, abgezehrt und krank. In lebendiger, ergreifender Weise erzählte er, während er sich in salle à manger des Hotels d'Orients die reich besetzten Plats gut schmecken ließ, von dem Elend, den Verlusten und den Gefahren der französischen Armee in Mexico, vom gelben

Fieber, von den Blattern, von einer Heerde von Krankheiten, deren Namen mir neu waren, von den unaufhörlichen Kämpfen und Gefechten mit den Guerillas, welche außerhalb der Mauern der Städte, die französischen Garnisonen besetzt hatten, wie Pilze überall aus der Erde wachsen. „Ich versichere Sie, Messieurs,“ rief er aus, „man kann in Mexico sich nicht aus dem Thore wagen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, erschossen zu werden, wie ein toller Hund. Und diese Krankheiten, diese Fieber — ich bin nur froh, daß ich lebendig wieder bin.“ Seine Schilderungen waren glänzende Illustrationen zu der von den französischen offiziellen Zeitungen täglich berichteten nahe bevorstehenden Pacifikation des mexikanischen Kaiserreichs. Ich möchte die Schilderung der mexikanischen Zustände, welche der junge Zuave, dessen Aussehen bemitleidenswerth war, bei diesem Diner im Hotel d'Orient in Blida gab, dem Moniteur einsenden, wenn er sie drucken wollte. Aber sein kaiserlicher Redakteur würde sich hüten. Dann gaben die Offiziere haarsträubende Schilderungen aus dem Krimmkriege. Die französische Armee hatte sich im Lager von Balaclava und vor Sebastopol fast in derselben traurigen Lage befunden, wie die englische Armee. „Wissen Sie wohl,“ rief einer von den Offizieren, „wie groß die Ziffer der nur in den Hospitälern an Krankheiten nicht an Wunden Gestorbenen ist?“ — Ich rieth verschiedene enorme Ziffern. — „Alles noch nichts,“ erwiderte der Offizier. Ich rieth nun unverhältnißmäßig hoch.

„Immer noch nicht getroffen,“ rief der Offizier, „nun, ich werde es Ihnen nur sagen. Sie errathen die Ziffer doch nicht. 9 Generale, an 700 Offiziere und 73,000 und einige hundert Soldaten und Unteroffiziere. Nochmals, mein Herr, an Krankheiten in den Hospitälern, nicht an Wunden, nicht in der Schlacht.“

Ich staunte.

„Einer meiner Freunde ist der Intendanturoffizier, der die Todtenlisten zusammengestellt hat,“ versicherte der Capitain, „ich habe die Listen selbst gesehen.“

Die übrigen Offiziere bestätigten sämmtlich die Behauptung ihres Kameraden, eine Menge Details hinzufügend. Aber, ich breche hier ab, und beginne den Spaziergang durch den Orangenwald, den schönsten und berühmtesten Orangenwald in Afrika. Aber das Diner in Blida war ein neuer Beitrag zu der Unzufriedenheit der französischen Armee in Afrika mit der napoleonischen Regierung. Die Aeußerungen der Offiziere waren der Commentar zu einer Aeußerung eines Obersten auf meiner Reise durch das südliche Frankreich: „Dans le cas d'une revolution il fera encore quelques coups de force; mais l'armée lui tournera le dos.“ Der mit dem Offizierkreuz der Ehrenlegion dekorirte Mann sprach von Napoleon dem Dritten.

Ein Thor mit einem arabischen Namen, den ich vergessen habe, führte mich zu den Orangengärten. Früher umgaben sie die ganze Stadt; aber der Krieg und seine Verwüstungen haben einen großen Theil derselben zerstört. Auf Nichts versteht der Orient sich so gut, wie auf das Zerstören. Aber trotz alledem dehnten die Gärten sich noch in der Länge von mehr wie einer Stunde im Norden der Stadt aus. Der Anblick dieser Menge von hochstämmigen Bäumen glich dem Anblick eines Waldes, und um so mehr, als die einzelnen Gärten meistens nur durch Hecken von Cactus und Aloe von einander getrennt waren. Ein wunderbarer Duft schwebte über der ganzen Fläche, ein Duft, gemischt aus den Wohlgerüchen der Orange, der Citrone, des Pfirsich und der Limonie. Mehrere Wochen später befand ich mich auf der Hochstraße de Riviera del

Ponente von Nizza nach Genua. Unter mir lagen am blauen Gestade des Mittelländischen Meeres die Orangengärten von Villafranca, Monaco und Mentone, und erfüllten den Frühlingshauch mit ihren Wohlgerüchen. Aber der Duft, der über die Orangengärten Blida's lag, war ein anderer Duft. Wollüstig und sinnberauschend wirkte er auf die Nerven. Er war ein Extrakt aller Wohlgerüche des Orients. Und in dem dunkeln Laube der hochstämmigen Bäume glänzten hunderttausende von goldgelben Früchten, von dem mattgelben Ton der Limonie bis zum rothgelben Ton der Orange alle Töne des Gelb in ihrem Colorit schattirend. Ich sah Orangen von der Größe des Apfels bis zum Umfange eines kleinen Kürbis. Und zwischen den Stämmen der Orangenbäume wuchs eine Wildniß vom frischesten Grün, in deren Zweigen und Blättern die Mandel reifte und der Pfirsich blühte. Hie und da ragte die Krone einer mächtigen Ceder hoch über die Gipfel des wunderbaren Waldes, ernst und dunkel anzuschauen, oder eine Palme wiegte auf hohem schlankem Stamme ihr schönes Haupt. Und im dunkeln Waldrahmen schimmerten aus der Tiefe des Waldes die weißen Wände in maurischem Styl gebauter Villen, und in der dichten Wildniß des Aprikosen- und Mandelgebüsches flötete die Nachtigall, und die Nachmittagssonne streute blendende rothe und gelbe Lichter über die grünen Blätter und über die goldenen Früchte. Eine geheimnißvolle Stille lag über den weiten Gärten ausgebreitet; ich glaubte in einen Zauberhain zu treten, als ich durch ein offenes Gatter einen Eingang in diese tropische Wildniß gefunden hatte. Ich sah Niemanden. Vor mir Rasenplätze mit üppigem frischem Grün, soweit die Blicke reichten, Orangen- und Citronenbäume. Da erblickte ich über den dunkeln Laubkronen die weißglänzende Kuppel eines maurischen Hauses. Ich ging

der Richtung nach und stand vor einem Thor mit maurischen Spitzbogen, von canelirten Säulen von grauem Marmor getragen, deren Kapitäler aus weißen Marmorblättern gebildet waren. Die reich mit vergoldeten Nägeln von Erz geschmückte Thür stand offen; die Klinke bildete eine Schlange von dunkelgrünem Erz. Ich trat in einen maurischen Hof, von Arcaden umgeben, deren Spitzbogen ebenfalls canelirte Marmorsäulen trugen. Vergoldete Mosaikplatten und grüne Fayençetafeln schmückten die inneren Wände der Arcaden, und weiße Marmorbänke luden zur Ruhe im Schatten ihrer schöngeschwungenen Bogen ein. Orangenbäume und blühende Oleandersträuche umgaben in der Mitte des Hofes einen Brunnen von Erz, wo plätschernd krystallhelle Wassersäulen aus dem obern kunstvoll gearbeiteten Becken in ein weiteres unteres Becken fielen. Auch hier Niemand. Ich hörte keinen Laut, nur das Geplätscher der Wassertropfen unterbrach die geheimnißvolle Stille. Ich trat wieder in den Garten und wanderte unter den Orangenbäumen einher. Sie bildeten Alleen oder standen gruppenweise dicht aneinander. Die Stämme waren von der Dicke eines Mannes und hatten eine Höhe von sieben bis acht Fuß. Auf diesen festen dicken Stämmen ruhten Kronen von dunkelgrünem Laube, dichtbesäet mit großen goldgelben Früchten. Endlich erblickte ich in der Ferne eine Gestalt in heller europäischer Kleidung. Ein ebenholzfarbener Mohr oder ein dunkelbrauner Araber in bunter Türkentracht wäre mir in diesem orientalischen Garten nicht so fremdartig erschienen, wie diese europäische Figur mit weißem Cylinder und hellem carrirtem Sommerrock. Es war der Eigenthümer des wunderbaren Gartens. Er begrüßte mich freundlich, führte mich umher, zeigte mir seine neuen Anpflanzungen und schenkte mir zwei goldgelbe Orangen, welche er mit einem Stocke von einem Baume schlug. Ich verzehrte

sie sofort, während er mir von seinem Garten erzählte. Die Früchte hatten eine sehr dünne Schale und waren außerordentlich saftig, obschon sie noch nicht einmal bis zur vollen Reife gediehen waren. Niemals habe ich ähnliche Orangen in Italien gegessen, nicht einmal auf der Insel Sicilien. Der Eigenthümer war ein Pariser Gärtner und hatte den Garten für einen billigen Preis von einem General gekauft, der ihn von der französischen Regierung geschenkt erhalten hatte. Sein früherer Eigenthümer war ein Minister oder Bey Hussein Deys, unter dessen Regentschaft die Franzosen Algier eroberten. Das geheimnißvolle maurische Haus, dessen Hof ich so eben betreten hatte, war die Wohnung des Ministers des Piratenfürsten während der heißen Sommermonate gewesen; es war von Christensclaven erbaut worden. Hier unter den Orangenbäumen, auf diesem duftigen, frischen Rasen hatte er mit seinen Frauen die Abendkühle genossen; hier hatte sein bärtiges Haupt in ihrem Schooße geruht, bis er ausgezogen war in die Christenschlacht, welche an der Stelle geschlagen war, wo noch heute im Hofe des Trappistenklosters von Staouëli die drei mächtigen Dattelpalmen stehen. Niemand wußte, wo er geblieben war. Vielleicht war er in der Schlacht gefallen. Seines Hauses und seines Gartens hatte sich ein französischer General bemächtigt, und es später an den jetzigen Eigenthümer verkauft. Das ist in Algerien überhaupt das Schicksal der meisten türkischen Besitzungen gewesen. So erzählte mir der Gärtner, als er mich bis zum Thore seines Gartens begleitete. Gleich nebenan führte mich eine Oeffnung in einer dichten Cactushecke in einen dichten Orangenhain. Der Hain sah wild und unordentlich aus; kein Weg führte durch die üppige Rasendecke des Bodens. Die Bäume standen in dichten Gruppen durcheinander, von einer regelmäßigen Anpflanznng war hier

keine Rede. Zwischen den Orangenbäumen wuchsen Mandeln, Pfirsich und Aprikosen, das Gebüsch war oft so dicht, daß ich Mühe hatte, mich durchzuwinden. Ich sah, ich war in einem arabischen Garten. Dann kam ich in einen Bananenhain. In der Mitte des Hains stand eine mächtig dicke Ceder, welche sich schon in der Wurzel in drei Stämme getheilt hatte, deren breite Aeste und Zweige sich wie ein weites grünes Dach über den Bananenhain wölbten. Gegen die Cedern haben die Araber eine besondere Verehrung. Sie glauben, daß unter ihren breiten Aesten irgend ein heimgegangener Marabut wohne, und diesem Gedanken haben die meisten Cedern in Nordafrika wohl ihre Erhaltung zu verdanken, da die Araber sonst schonungslos mit den Bäumen umzugehen pflegen. Ich that noch einige Schritte, da erblickte ich ganz nahe vor mir ein Gurbi. Die Mauern waren aus Lehm und Steine zusammengesetzt, Das Dach dieser höchst einfachen arabischen Wohnungen bestand aus einem Strohgeflecht. Die Thüre stand offen. Vor der Thüre krabbelten zwei halbnackte, braune Knaben im Grase umher, auf einer Palmmatte saß ein arabisches Weib und suchte Kuskus aus, der auf einem weißen Tuche auf der Erde ausgebreitet war. Die Frau war in ein buntes kattunenes Gewand gekleidet, die dicken Haarflechten, welche an den Seiten und auf die Mitte des Kopfes hinaufgebunden waren, waren mit bunten wollenen Bändern durchflochten. Ihre nackten braunen, übrigens schön und üppig geformten Arme bedeckten mehrere goldene und silberne Spangen. Ihre Gesichtszüge waren unschön, hart, ohne weiche Formen. Verwundert blickte sie mich aus ihren großen dunkeln Augen an. In den Ohren trug sie große silberne Ohrringe, so groß, daß sie fast die Schultern berührten.

Ich war einen Moment erstaunt über das sonderbare

Bild, was mir so plötzlich zwischen den Orangen und Bananen entgegentrat, stehen geblieben. Da legte sich eine Hand auf meine Schulter und einige arabische Gurgellaute schlugen an mein Ohr, deren Sinn ich freilich nicht verstand, welche mir aber gerade keine wohlwollende Gesinnung auszudrücken schienen. Schnell wandte ich mich um. Vor mir stand ein Araber im blauen Haik, mit nackten Beinen und Armen, auf dem Kopfe den rothen Fez. Ich redete ihn in französischer Sprache an. Er verstand kein Wort von meiner Anrede, wie mir schien, aber er blickte mich drohend und finster an, ohne meinen Arm loszulassen. Seine Geberden ließen mich keinen Augenblick an den Sinn der Worte zweifeln, welche er mir so eben zugerufen hatte. Er war der Eigenthümer des Gartens und wollte mich verhindern, mich dem Gurbi zu nähern. Nun, er brauchte sich nicht zu beunruhigen. Ich kannte diese arabischen Gurbis, wo Männer, Weiber, halbnackte Kinder mit Schafen, Ziegen und Hunden idyllisch zusammenleben, und aus deren inneren Räumen mich oft schon der bloße Geruch vertrieben hatte. Ich dachte an den Besuch, den Reinecke Fuchs bei seinen Vettern und Muhmen, den Meerkatzen machte, und verließ lachend den Garten.

Desto freundlicher nahm mich der Besitzer eines von den angrenzenden Gärten auf. Der Garten war wieder dicht mit Orangenbäumen, Citronenbäumen, Bananen und Limonien besetzt, aber die Bäume waren weder in geordneten Reihen noch in Gruppen gepflanzt. Der Besitzer des Gartens war auch ein Europäer, ein Franzose aus der Provençe. Er führte mich zu einer mächtigen Ceder, einer der größten Cedern, welche ich in Afrika gesehen habe. Die Ceder, erzählte er mir, sei unter der türkischen Herrschaft einer von den Bäumen gewesen, an deren Aesten die wegen Verbrechen gegen den Staat verurtheilten Verbrecher gehenkt

worden wären. Ich blickte in die Höhe. Der Baum war von ganz enormer Größe und hatte mächtige Zweige und Aeste. Wie viele Opfer türkischer Justiz mochten unter ihrem breiten Blätterdach ihr Leben ausgehaucht haben! Ich dachte an die ermordeten fünf Deys, welche die Janitscharen in Algier an einem Tage erdrosselten. Auch an das Haus, welches in der Mitte dieses Orangenhains auf einem freien Platze stand, knüpften sich ähnliche Erinnerungen. Es war von einem hohen Finanzbeamten Hussein Deys, des letzten türkischen Regenten von Algier, bewohnt gewesen. Der hohe Finanzbeamte hatte sich Jahre lang viele und große Unterschleife zu Schulden kommen lassen. Endlich waren seine Unterschleife entdeckt worden und Hussein sandte ihm die seidene Schnur. Der Besitzer des Gartens führte mich in das Haus. In dem zierlichen inneren Hofe war nichts verändert worden. Eine mit weißen und grünen Fayençeplatten ausgelegte enge Treppe führte aus den Arcaden in die oberen Räume, welche sich auf eine Gallerie öffneten. Sie waren eng, aber zierlich und geschmackvoll dekorirt. Nachdem ich mehrere Zimmer durchschritten hatte, trat ich in ein größeres rundes Gemach, welches durch eine mit Glas bedeckte Kuppel von oben her beleuchtet wurde. Die Wände, in ihrer Grundfarbe weiß, waren mit arabischen Charakteren, Mosaik und bunten Malereien geziert, der Boden war von weißem Marmor. Ich stand in dem Gemache, wo der Aga Hussein Deys dem Minister die seidene Schnur überreichte. Aber der Wessir verweigerte den Gehorsam. Hussein Dey konnte keinen Diener finden, der das Urtheil vollstrecken wollte; denn der Wessir war ein tapferer Mann und stand im ganzen Lande in großem Ansehen. Endlich schickte Hussein einen maurischen Juden. Da erdrosselte der Wessir den maurischen Juden mit derselben seidenen Schnur, die ihm der Aga überbracht hatte,

und tödtete sich selbst vermittelst Opium. Alles das geschah vor noch nicht fünfzig Jahren in dem runden maurischen Gemach, wo ich heute stand. Auf denselben Marmorfliesen lagen Beide todt nebeneinander, der maurische Jude und der Wessir. Bunte Bilder aus dem Orient zogen an mir vorüber, als mir der Besitzer des Orangengartens die Schreckensgeschichte des runden Kuppelgemachs erzählte, durch dessen breite Fenster die Abendsonne jetzt so friedlich hineinleuchtete, und farbige Reflexe über die weißen Marmorfliesen streute:

„Daß dich des Blitzes Gluth verzehrt,
O Maulbeerbaum, der du genährt
Den Wurm, der diese Seide spann!
Verdorren soll die Hand dem Mann,“

„Der knechtisch diese Schnur gedreht,
Die — von Roßschweifen einst umweht!
An Leila's — meine Zeit ist um!
Das Schicksal will es — Opium!“

„Ha, daß mich kein Rhodiser Spieß
Im Handgemenge jäh durchstieß!
Ha, daß mich nicht im goldnen Mörser
Zerstampfte der siegtrunkne Perser!“

„Ich war verschont! — Der Strang von Seide
War mir bestimmt!“ *)

Noch bis zum Sonnenuntergange wanderte ich in dem Orangenwalde umher. Ich sah Orangenbäume, Pommeranzenbäume und Citronenbäume, deren Stämme zwei und einen halben Fuß im Durchmesser hatten, während sie bis

*) Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

zu einer Höhe von vierzig Fuß aufragten. Bis zum Gipfel waren die vollen und reichen Kronen dieser prächtigen Bäume dicht mit reifen und grünen Früchten und Blüthen bedeckt. Sie liefern oft im Jahre bei den drei Erndten, welche vorgenommen werden, 3—4000 Früchte. Wer die Orangenbäume nur in der Provence oder Italien gesehen hat, kennt sie, wie ich schon erwähnte, gar nicht in der Mächtigkeit und Schönheit ihres afrikanischen Wachsthums.

In einem großen und schön gepflegten Garten sah ich mehrere Kinder mit flachsblondem Haar und blauen Augen, spielen. Die Erscheinung war mir in Algerien zu neu, um sie nicht näher zu untersuchen. Ich ging in den Garten und redete die Kinder in deutscher Sprache an. Verwundert blickten sie mich aus den großen blauen Augen an und erwiderten mir französisch, daß sie mich nicht verständen; dann trat eine stattliche blonde Frau aus der Thüre des sehr reinlich gehaltenen Hauses von europäischer Bauart. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die Frau verstand mich. Sie war eine Württembergerin und als ganz junges Mädchen mit ihren Eltern, welche sich als Colonisten bei Algier ansiedeln wollten, nach Afrika gekommen. Die Eltern waren am Fieber gestorben, und sie hatte sich mit einem Landsmann aus Baiern, der in der Fremdenlegion als Soldat diente, verheirathet. Sie waren Eigenthümer des Gartens geworden und lebten von seinem Ertrage in ziemlich guten Verhältnissen. Die Kinder hatten die Sprache der Heimath ihrer Eltern nie erlernt. Derartige Anomalien sind, mit Bedauern muß ich es sagen, auch nur bei deutschen Auswanderern möglich. Wie wird ein Franzose, ein Italiener, ein Engländer mit seinen Kindern nicht die Sprache seines Vaterlandes in der Fremde sprechen! An diesem Mangel an Nationalgefühl leidet nur der Deutsche. Ver-

drießlich verließ ich den Orangengartens, um nach Blida zurückzukehren um in Gesellschaft des Kapitains noch mit dem letzten Abendzuge nach Algier zu fahren. In der Thüre begegnete mir die älteste Tochter der Frau, ein hübsches Mädchen von siebenzehn Jahren, von echt süddeutschem Typus. Auch sie verstand kein Wort Deutsch.

Zwölftes Kapitel.

Arabische Frauen und Mädchen.

Die Frau ist eine Sache. — Der Sohn, das Pferd, der Hund des Arabers. — Der Häuptling der Tribus der Haraita. — Das Leben des Arabers. — Das Leben des arabischen Weibes. — Das Leben der Maurin. — Die Frau des Kabylen. — Die Geburt eines arabischen Mädchens. — Ihre Taufe. — Die Namen. — Erziehung und Unterricht. — Ein maurisches Pensionat in Algier. — Die Hochzeit. — Das eheliche Leben nach der Hochzeit. — Ein Mädchen aus „gutem Hause". — Arabische und deutsche Aerzte. — Dr. Wolters und die Frau des maurischen Kaufmanns. — Das Vorurtheil und die Kanone.

„Ich kann meine Frau tödten, wie ich eine Fliege tödte," sagte mir eines Tages in der Wüste Sahara ein Araber, der lange Zeit mit den Franzosen gelebt hatte, fertig französisch sprach und in europäischen Anschauungen und Sitten recht gut unterrichtet war. Trotz alledem sprach er das, was er sprach, mit voller Ueberzeugung. Der Standpunkt, den Frauen und Mädchen unter der arabischen Bevölkerung Nordafrikas einnehmen, ist mit einem solchen Ausspruch hinreichend gekennzeichnet. Die Frau ist in den Anschauungen des Arabers eine Sache, ein Gegenstand, aber keine berechtigte Persönlichkeit. Der Araber, welcher seinem Freunde auf der Straße begegnet, fragt: „Wie geht es Deinem Sohne, was macht Dein Pferd, ist Dein Hund wieder gesund?" Er sagt nie: „Was macht Deine

Frau?" Die Frage nach der Frau wäre eine Beleidigung, oder wenigstens eine Albernheit, ein Verstoß gegen den guten Ton. Der Araber fragt eben so wenig nach dem Befinden der Frauen und Töchter seiner Freunde, wie ein Europäer sich nach dem Zustande eines Tisches oder eines Stuhles erkundigen würde. Wenn einem Araber ein Sohn geboren wird, so sagt er: „Das ist ein Segen für mein Haus!" Wird ihm eine Tochter geboren, so erklärt er es für einen Fluch, für ein Unglück, welches über ihn gekommen ist. Ich sah Araber, welche in derselben Zeit ihren Sohn in der zärtlichsten Weise liebkosten, während sie für ihre schöne erwachsene Tochter nicht einen Blick hatten. Und ist es bei derartigen Anschauungen zu verwundern, wenn sich Araber eine Behandlung ihrer Frauen erlauben, wie die folgende, deren Wahrheit ich verbürgen kann? Der Chef des Tribus der Haraita, welcher zwischen Aïn-Beïda und der alten Römerstadt Tebessa wohnt, machte eine Reise nach Constantine. Nach einigen Tagen kommt er plötzlich bei Anbruch des Tages zurück und ruft seine Frau. Erstaunt über seine plötzliche Rückkehr, welche sie erst in mehreren Tagen erwartete, fragt sie, was sein Begehren sei? Er befiehlt ihr Stricke und einen Stock zu bringen. Als sein Befehl befolgt ist, entkleidet er sie, bindet ihr Hände und Füße mit den Stricken und schlägt nun unbarmherzig mit dem Stocke auf sie los. Das entsetzliche Geschrei der Unglücklichen, welche gar nicht weiß, was sie verbrochen hat, um plötzlich in einer so grausamen Weise behandelt zu werden, weckt alle Nachbarn aus dem Schlafe. Sie stürzen herbei, sie sehen die Frau ihres Chefs gebunden und zerschlagen auf der Erde liegen; vergebens fragen sie, was vorgefallen sei, vergebens suchen sie die Arme des Wüthenden festzuhalten. „Was hat Deine Frau gethan, daß Du sie so behandelst?" ruft man ihm zu, „sie ist ja

die Perle des ganzen Tribus, sie ist eine vortreffliche Mutter, das Muster einer Gattin." — „Was sie mir gethan hat?" ruft der Häuptling wüthend und verdoppelt seine Schläge, „mir hat sie nichts gethan, aber ich werde sie todtschlagen!" Endlich verlassen den Wüthenden seine Kräfte, ermattet hält er inne, und nun erfahren seine erstaunten Stammesgenossen Folgendes: „Er war in Constantine, er sah, daß eine Frau, vertrauend auf den Schutz der französischen Behörden, ihren Mann vor den Richterstuhl des Kadi führt, um sich über ihn zu beklagen. Und der Kadi giebt der Frau Recht. Er verurtheilt den Mann in eine Geldstrafe, und droht ihm sogar mit einer Gefängnißstrafe, falls er die schlechte Behandlung seiner Frau wiederhole. Das hatte der Häuptling des Stammes der Haraita noch nicht gesehen. Die Sache kam ihm ungeheuerlich, unerhört vor. Eine solche Behandlung eines Mannes Seitens seiner Frau erschien ihm so ungeheuerlich, daß er ganz den Zweck seiner Reise vergaß und schleunigst nach Hause zurückkehrte, um an seiner armen Frau den Schimpf zu rächen, der vor seinen Augen in Constantine dem starken Geschlecht angethan ward."

Der Araber lebt unter dem Zelt. Er zieht im Lande umher, er geht auf die Jagd, er beaufsichtigt seine Heerden, er arbeitet nicht, er pflanzt keine Bäume und besäet keinen Acker. Träumend liegt er auf der Palmmatte; höchstens beschäftigt er sich mit dem Anfertigen von Sätteln und Zäumen für seine Pferde. Abwechselnd stolz und kriechend, wie es gerade kommt, eitel und abergläubisch, faul und träge im Denken und im Thun, überläßt er alle Arbeit seinen Frauen, welcher er meistens mehrere hat. Die Frauen weben die Stoffe seiner Kleider, sie verfertigen die Teppiche, auf denen er mit untergeschlagenen Beinen träumend und rauchend und den schwarzen Kaffee schlürfend

ausruht, sie füttern die Pferde, sie bereiten den Kuskus, sie pflegen die Kinder, sie waschen, nähen und flicken, sie sind ein zweites Hausthier, während das Pferd, was er reitet, weit höher in seiner Achtung und Liebe steht. Wenn er auf seinen Nomadenzügen aus der Wüste auf die Hochplateaus des Atlas, um dort den Sommer zuzubringen und seine Heerden zu weiden, hoch oben auf dem Kameel thront, geht sie zu Fuß hintendrein; sie hält ihm den Steigbügel, wenn er vom Pferde steigt; er beachtet sie nur als Gegenstand seiner Sinnlichkeit, als die Pflegerin seiner Söhne und als das Lastthier, welches für ihn arbeitet, sein Vermögen vermehrt und seinen Besitzstand erhält. Ganz dieselbe Stellung dem Manne gegenüber hat die Frau des arabischen Städtebewohners, des „Mauren", nur mit dem Unterschiede, daß sich ihre Thätigkeit nur innerhalb der Mauern seines Hauses erstreckt, welches sie niemals verlassen darf, und daß sie die Zeit, welche der nothwendigste Haushalt nicht in Anspruch nimmt, im vollständigsten Nichtsthun verbringt. Nur die Frau des Kabylen, der seinen Ursprung von den alten Vandalen ableitet, nimmt unter den arabischen Frauen in Nordafrika eine andere Stellung ein. Der Kabyle führt kein Nomadenleben; er bleibt zu Hause; er wohnt nicht unter dem Zelt, sondern in Häusern aus Stein und Holz, er bebaut seine Aecker, säet und pflanzt in seinen Gärten, er ist nüchtern, fleißig, arbeitsam, thätig und betreibt jedes Handwerk, welches er zu seiner Lebensweise braucht. Er führt ein wirkliches Familienleben, von dem der Araber kaum eine Ahnung hat; gewöhnlich hat er auch nur eine Frau, an welche er sich mit Liebe und Aufrichtigkeit anschließt. Sie steht zu ihm nicht in dem elenden Unterthänigkeitsverhältniß, wie die Frau des Arabers. Sie hat nicht allein Pflichten, sie hat auch Rechte. Die Frau des Kabylen arbeitet mit

ihrem Manne, sie fordert ihn zum Kampfe auf gegen seine Feinde, sie pflegt und verbindet seine Wunden, sie nimmt sein Gewehr, wenn er gefallen ist, und sie geht oft in den Tod, um ihn zu rächen. Und wie sie im Kampf an seiner Seite steht, so spricht sie zum Frieden, wenn der Kampf beendigt ist. Wie der Kabyle seine Marabuts, seine Priester hat, so hat sie auch ihre Priesterinnen, weibliche Marabuts.

Und wie leben sie, die Frauen und Töchter der arabischen Städtebewohner, der Mauren, welche die hohen, weißen Häuser in Algier, in Constantine, in Milianah, in Tlemcen, in Mostaganem, in Oran, in den Städten an der Nordküste von Afrika bewohnen? Sie führen das unglückseligste Leben, welches eine Frau führen kann, ein Leben in Unthätigkeit, in Nichtsthun, ein Leben ohne jedes geistige Interesse, ein Leben voll Unwissenheit und Erniedrigung. Wenn das Mädchen zur Welt kommt, so erhält es den Namen „Fatme“. Fatme war die Mutter Mohamet's. Acht Tage später ist ihr Namenstag. Dann erhält sie ihren bestimmten und eigentlichen Namen. Man nennt sie Halima, Mimi, Zina, Zohra, Meriam, Rosa, Safia, Bedra, Aicha, oder sie behält auch den Namen Fatme. Sind die Eltern arm, so sehen sie in ihrer Tochter nur eine Last. Sind sie reich, so gedenkt der Vater seiner Tochter nur zu der Zeit erst wieder, wenn er sie verheirathet, und von ihrem zukünftigen Manne eine Summe Geldes erhält, als Preis dafür, daß er sie bis dahin gefüttert hat, während die Mutter für das Kind die vollkommenste Gleichgültigkeit zur Schau trägt. Selbst mit zwölf bis vierzehn Jahren verheirathet, haben Sinnlichkeit und Koketterie längst alle edlen Eigenschaften in ihrem Herzen erstickt. Und wie sie schnell altert, so wird sie in der Geburt ihres Kindes nichts anderes sehen, als eine neue Ursache der Verringerung ihrer Reize. Das arme Mädchen

wird in den Winkel gesteckt und die Sorge für dasselbe irgend einer Negerin oder einer anderen Dienerin überlassen. Niemand kümmert sich darum. Das Weib ist ja nach den muselmännischen Begriffen eine Sache, ein Gegenstand, um den man sich nicht bekümmern muß, an den man nur dann denkt, wenn es gar nicht anders geht. Von Erziehung, von Unterricht, von einer geistigen Heranbildung ist deshalb gar keine Rede. Das Mädchen ißt, trinkt, schläft, wird größer, entwickelt sich körperlich; den Geist, die Seele nehmen nur die Koketterie, die Putzsucht und einige Intriguen in Anspruch. Und doch ist das unglückliche Töchterchen des Mauren ebenso fähig, geistige Bildung und Erziehung zu empfangen, wie das Kind jedes Europäers. Ich habe in Algier eine französische Dame kennen gelernt, welche eine Erziehungsanstalt für maurische Mädchen gegründet hat. Das Pensionat hatte über hundert Zöglinge im Alter von vier bis zehn Jahren. Die Kinder beantworteten Dinge in der Arithmetik, Grammatik, Geschichte, Geographie ebenso gut, wie es europäische Kinder in ihrem Alter gethan haben würden, und wußten ebenso gut mit der Nähterei, Stickerei und anderen weiblichen Handarbeiten umzugehen. Aber, wie gesagt, in Folge der albernsten und bornirtesten Vorurtheile, welche der Araber nun einmal in Betreff der Frauen hat, würden selbst die Reichen glauben, eine Sünde zu begehen, wenn sie ihren Töchtern auch nur den geringsten Unterricht geben lassen würden. Es sind mir nur höchst seltene Fälle bekannt geworden, wo reiche Mauren ihre Töchter in die arabisch-französischen Schulen, oder in ein Pensionat, wie das jener französischen Dame in Algier ist, schicken — und dann geschieht es meistens auch nicht in der Absicht, um den Kindern eine geistige Bildung zu geben, sondern eigentlich nur, um sie aus dem Hause los zu werden.

Und ist die Verehelichung in dem einsamen, langweiligen und eigentlich nur animalischen Leben des arabischen Mädchens ein Wendepunkt; tritt sie mit ihrer Verheirathung in eine freiere, fröhlichere und glücklichere Existenz? Nicht im mindesten. Der Druck des Vorurtheils, unter dem sie seit ihrer Geburt seufzt, lastet auf ihr, bis sie nach ihrem Tode in das Paradies eingeht, welches Mahomet den Gläubigen verspricht. Der Vater ist verpflichtet, seine Tochter bis zum achtzehnten Jahre zu verheirathen; der Koran gebietet es ihm. Aber das Mädchen hat keine Wahl. Er verkauft es für den bestmöglichsten Preis, den er erzielen zu können glaubt, an den Mann, dem seine Tochter zusagt. Sie kostet 500, 1000, 3000, 4000 Franken, je nachdem sie hübsch ist, je nachdem der Mann, der sie will, ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten in der Ehe zu seinem Nutzen ausbeuten zu können denkt. Die Ehe ist bei den Arabern ein Kauf, wie der Kauf eines Pferdes oder eines Kameels, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Kauf in eine gewisse Form gekleidet und von Musik und Tanz begleitet wird. Die Verwandten, Freunde, Freundinnen und Gespielinnen des Bräutigams und der Braut versammeln sich — in der Oasenstadt Lischana in der Wüste Sahara fand die Versammlung auf dem Marktplatze statt — die Mädchen sind mit ihren reichsten Kleidern geschmückt, große silberne oder goldene Ohrringe, oft mit Diamanten und anderen kostbaren Steinen ausgelegt, zieren ihre Ohren, den Hals umgeben sechs Reihen Perlen, goldene Armbänder umfassen über dem Handgelenk ihre Arme, und ähnliche Spangen schmücken ihre Füße oberhalb der Knöchel, die „Klila“ ist von goldgestickter Seide, die weit ausgeschnittenen Schuhe von grünem oder rothem Sammet, die Haarzöpfe sind mit seidenen Bändern oder Foulards

eingebunden. Das Tambourin und die zweisaitige Guitarre ertönen zu einem sanft und harmonisch klingenden Gesange von kurzer, schöner und schwermüthiger Melodie. Eine Erklärung des Vaters der Braut und des Bräutigams in Gegenwart des Marabuts bildet den formellen Theil der Handlung, wodurch das Mädchen in das Eigenthum des Mannes übergeht. Der Kaufpreis ist dem Vater vorher in blanken Gold- und Silberstücken erlegt worden.

Von Neuem ertönt der Gesang, wiederum erklingen Tambourin und Guitarre. Die Feierlichkeit ist beendigt, und die Trennung zwischen Männern und Frauen, welche sich durch das ganze gesellschaftliche Leben der Araber zieht, tritt hiemit sofort von Neuem ein. Selbst das Hochzeitsmahl wird von den bei der Feierlichkeit anwesenden Männern und Frauen nicht zusammen genossen.

Und nach der Hochzeit? Der Mann findet seine Frau im Frauengemache vor. Sie ist dort allein, falls sie seine erste Frau ist, oder sie theilt dasselbe mit den anderen Frauen, wenn er schon vorher verheirathet war. Ihr einförmiges, gedankenloses und rein animalisches Leben bleibt dasselbe, wie früher. Sie färbt sich die Nägel der Hände und der Füße mit Henna, sie legt sich weiß und roth auf, sie bemalt sich die Augenbrauen mit aus Galläpfeln gezogenem Dintenstoff, sie flechtet sich das Haar mit bunten Bändern ein, sie schmückt sich Hände und Füße mit goldenen und silbernen Spangen und den Hals mit Perlenschnüren, sie zieht ihre seidenen, goldgestickten Gewänder, ihre „Klilas", „Foutas" und die „Sarma" mehrmals des Tages aus und an, sie besucht die Mohrenbäder, oder sie liegt träumend, schlafend oder rauchend auf dem Divan, sie zankt sich mit den anderen Frauen ihres Mannes, sie besucht zuweilen irgend eine heilige Koubba, um Frucht-

barkeit durch die Bitten der Marabuts zu erflehen, und Abends steigt sie auf die Terrasse ihres Hauses, um frische Luft zu schöpfen. Ausgehen thut sie, außer ihren Besuchen in den heißen Mohrenbädern oder in irgend einer heiligen Koubba, nie, wenn sie aus „gutem Hause“ ist, und in diesem Falle ist sie immer, um sie zu beaufsichtigen, von einer oder mehreren Dienerinnen begleitet, das Gesicht bis zu den Augen mit einem weißen Tuche bedeckt, und die ganze Gestalt in einen weißen Schleier gehüllt, der bis zu den Füßen hinabreicht. Es ist in ihrem traurigen und einförmigen Leben eben keine Veränderung vorgegangen, als daß sie aus dem Eigenthum ihres Vaters in das Eigenthum ihres Mannes übergegangen ist. Das Auge eines Mannes erblickt außer ihrem eigenen Manne niemals ihr Antlitz. Seine Freunde, seine Bekannte sind für sie nicht da. Er empfängt sie im Hofe oder in seinen eigenen Gemächern, und die Frauen und Mädchen verschwinden sofort, falls sie zufällig dort anwesend sein sollten. Das Gesetz des Propheten gebietet diese fortwährende Einsamkeit, zu der die maurische Frau verurtheilt ist, nicht; es ist lediglich die Eifersucht und das Vorurtheil des Mannes, welches sie in dieser Abgeschlossenheit hält. „Du bist ein Europäer und verläßt noch heute die Oase, um niemals wiederzukehren, Du kannst mir nicht schaden,“ sagte zu mir ein arabischer Scheik in der Wüste Sahara, als er meinen Wunsch, mir seine Frauen zu zeigen, erfüllte. Selbst in den Küstenstädten, wo man doch glauben sollte, daß die Berührung mit europäischen Sitten und Gewohnheiten auf arabische Sitten und Anschauungen Einfluß haben würde, wird die Isolirung der Frau bis in die äußersten Consequenzen durchgeführt. Wie viel arabische Frauen und Mädchen sterben elendiglich um der einfachsten Krankheiten willen, weil sie sich keiner Aerzte bedienen wollen. Ein mir be-

freundeter deutscher Arzt in Algier, Dr. Wolters, wurde nach dem Landhause eines bei Ober-Mustapha wohnenden reichen maurischen Kaufmanns geholt, dessen Frau schwer erkrankt war. „Sie lag auf dem Divan, mit einem Teppich bedeckt, den Kopf und das Gesicht in der gewöhnlichen Weise mit einem weißen Tuche umhüllt," erzählte er mir, „so daß ich nur die Augen sah. Sie klagte über Unterleibsschmerzen und über Hitze im Kopf und in den Gliedern. Ich fühlte ihren Puls, sie hatte heftiges Fieber. Ich ersuchte sie nun, mir die Zunge zu zeigen. Alle Bitten und Vorstellungen waren vergeblich, weil sie bei dieser Gelegenheit das Gesicht hätte enthüllen müssen. Endlich warf sie die Bettdecke ab, legte die Hand auf ihren Leib und sagte: „Da sieh hin, da bin ich krank." Ihr Gesicht habe ich nicht gesehen."

In Constantine habe ich niemals eine maurische Frau auf der Straße gesehen. Bei meinen Wanderungen durch das Land, bei meinen Besuchen in den arabischen Dörfern und in den Oasenstädten in der Wüste habe ich sie oft überrascht und unverschleiert gesehen; meistens liefen sie aber augenblicklich davon, sobald sie mich erblickten. „Und sind die arabischen Frauen hübsch?" werden meine schönen Leserinnen fragen. „Wie in allen europäischen Ländern," muß ich antworten, „schön und häßlich, aber mehr hübsch, wie häßlich. Als Kinder und ganz junge Mädchen sind sie reizende Geschöpfe. Sie sind von mittlerer Größe, zarter, aber voller und üppiger Gestalt, von feiner Taille, das Haar gewöhnlich von einem tiefen Schwarz, das Gesicht von einem schönen Oval. Sie haben kleine Hände, feine Handgelenke und Fußgelenke, aber oft große Füße und große Ohren. In späteren Jahren, wenn sie sich verheirathen, werden ihre Gesichtszüge leicht ein wenig stark und hart."

Und was sagen Sie nun, meine schönen europäischen

Leserinnen zu dem physischen, moralischen und geistigen Leben der arabischen Frauen und Mädchen, wie ich es mit wenigen Strichen, soweit der beschränkte Raum es mir gestattete, zu zeichnen versucht habe? Ist nicht die Lage der ärmsten und niedrigsten unter Ihnen dem Schicksal der Frau und der Tochter des vornehmsten und reichsten arabischen Agas bei weitem vorzuziehen? Stand die Sclaverei der Negerinnen und der farbigen Frauen in Amerika, welcher heute durch den glorreichen Sieg der großen Republik jenseits des Oceans endlich ein Ende gemacht ist, nicht ganz auf demselben Niveau, wie heute noch die Knechtschaft der arabischen Frauen und Mädchen in Afrika? Lange schon haben die französischen Hörner die Freiheit der Neger in Nordafrika verkündet; die Kanonen, welche bei Eroberung Algiers und Constantines donnerten, waren die Boten des Aufhörens ihrer Knechtschaft. Aber die Sclaverei der arabischen Frauen und Mädchen in Afrika wird schwerlich jemals aufhören. Das Vorurtheil und die Sitte sind unsichtbare Götzen, welche keine Kanonenkugel niederschmettern kann.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Hochstraße im Atlasgebirge.

Die Chiffaschlucht. — Die Hochstraße. — Die Affenschlucht. — „Aux deux bons amis." — Ein Adler. — Affen. — Affenhöhlen. — Großartiger und wilder Charakter der Chiffaschlucht. — Das Musaiathal. — „Au repos de St. Helène." — Löwen, Schakale, Hyänen. — Arabisches Raubgesindel. — Ein Panther. — Ankunft in Medeah. — Physiognomie Medeahs und seiner Bevölkerung.

Es war in Blida, am Fuße des Atlas. Gerade vor mir stiegen die Höhen und Kuppen des eigentlich bis zu der französischen Occupation Algeriens noch ganz unbekannten Gebirges steil in die Höhe. Ein leichter, mit drei Pferden bespannter Wagen hielt vor meiner Thüre. Ich war außerordentlich begierig, heute das großartigste Thal des Atlasgebirges zu sehen. Man hatte mir von Adlern, Affen, Hyänen und Schakalen und auch von einem Löwen oder Panther gesprochen, welche mir, wenn ich Glück hätte, begegnen könnten. Nach einigen Minuten rollte der Wagen zum westlichen Thore Blida's hinaus, westwärts in die Ebene auf breiter Fahrstraße. Eine Brücke führte über das mit blühendem Lorbeer geschmückte Flußbett der Chiffa. Dann theilte sich die Straße, der eine Zweig derselben führte nach El-Afroun und von dort südlich über das Gebirge nach Milianah, der andere bog rechtwinklig nach Süden

um und stieg aufwärts dem Atlas zu. Der Wagen schlug den letzteren Weg ein. Noch eine halbe Stunde und vor mir öffnete sich eine Schlucht, es war die Schlucht der Chiffa. Die Schlucht sah fast aus wie die Taminaschlucht bei Ragaz. Steil stiegen die Felsen in die Höhe, der schwarze Thonschiefer war mit dichter Waldung bekleidet, allmälig wand sich die Straße am rechten Abhange hinauf, die Chiffa brauste in der Tiefe. Die Schlucht war der Eingang zu dem Chiffathal, welches sich an Wildheit und Großartigkeit an einigen Stellen mit der Via Mala messen kann.

Im Trabe zogen die Pferde den leichten Wagen die bequem ansteigende Straße hinauf. Die Straße ist von französischen Ingenieuren angelegt und von französischen Soldaten erbaut. Zur Zeit, als Hussein Dey noch auf der Casbah in Algier residirte, gab es in Algerien keine Straßen. Die Straße im Chiffathal wurde, wie die Straße durch den Finstermünzpaß in Tyrol, nur wenig über dem Flußbett der Chiffa angelegt; aber das Austreten des Stromes im Winter und im Frühjahr und die Bergabstürze bei Regenwetter zwangen die Ingenieure bald, die Straße höher hinaufzulegen. Sie ist nicht an allen Stellen so breit, daß zwei Wagen, welche sich begegnen, neben einander passiren können, auch ist sie nicht überall mit Brustwehren versehen. Trotz alledem ist sie ein Meisterwerk einer Hochstraße und die Kosten ihrer Anlage sind verhältnißmäßig nicht hoch. Die Straße kostet bis Medeah, auf einer Länge von mindestens acht Stunden, nur eine Million Franken, wie mir ein Genieoffizier versicherte. Aber fahren wir aufwärts.

Drei Stunden lang ist der Charakter des Thales eigentlich nicht wild zu nennen. Die Gebirgsabhänge sind mit dichter Waldung bekleidet, aber es ist eine andere Waldnng, wie in den schweizerischen Alpen. Der Atlaswald

besteht meist aus verschiedenen Eichenarten von zwergartigem, kümmerlichen Wuchs und aus anderen niederen Bäumen und Sträuchern. Der Mastixbaum, der Wachholderbaum, der Johannisbrodbaum sehen aus wie niederes Gestrüpp. Hie und da ragte der wilde Oelbaum aus den dichten Gruppen von Zwergeichen hervor. Der untere Theil des Thales erhielt durch diese Waldung einen sehr eintönigen Charakter. Nichts von diesen blühenden, mit grünen Matten bekleideten Vorbergen, auf denen weiße Häusergruppen sich um gothische Kirchthüme schaaren, wie in den Alpenthälern, nichts von diesen rauschenden Eichenwäldern und Tannenforsten, welche von den grünen Vorbergen zu den höchsten Kuppen der Abhänge hinaufklimmen, hie und da von weißen Schneehäuptern und blitzenden Gletschern überragt — im Atlas steigen die Gebirgsabhänge ohne Wechsel der Vegetation in eintönigen Formen steil in die Höhe, nur hie und da von einem Bergsturz unterbrochen, kein Dorf, kein Haus, kein Thurm, kein Schloß auf waldiger Höhe, immer dieselben Bergformen, immer derselbe Pflanzenmantel von zwergartigen Bäumen und Gestrüpp. Nur hie und da entdeckte das Auge die Strohdächer einiger arabischer Gurbis auf schwindelnder Höhe. Dann und wann ein Haus an der Straße, wo man ein Unterkommen findet, wo Kaffee, Absinth und Wein geschenkt wird für die Reisenden, welche die Straße passiren, sonst tiefe Einsamkeit auf den Höhen und in den Schluchten, durch nichts unterbrochen, wie durch das Rauschen des Windes und das Brausen des Bergstroms.

Nach drei Stunden hielt mein Wagen auf einem kleinen Plateau, auf dem sich eine wilde Schlucht öffnet. Durch Olivenbäume stürzte ein schäumendes Bergwasser aus der Schlucht in die Chiffa. Die Schlucht führt den Namen der Affenschlucht. Das kleine Wirthshaus mit dem Aus-

hängeschild, auf dem zwei Affen in rührender Eintracht mit einander frühstücken und mit der Unterschrift: „Aux deux bons amis," wovon Reisende erzählen, welche vor einigen Jahren hier waren, hat sich jetzt in ein hübsch gebautes Haus, Gartenanlage und Springbrunnen vor der Thüre, verwandelt, und der Besitzer hat seinem Hause auch ein großes, neues Aushängeschild gegeben, worauf die Worte: „grânde hautel" und noch eine Menge grammatikalischer Schnitzer zu lesen sind, welche dem Vorübergehenden andeuten sollen, daß man hier gut wohnen, gut essen und gut trinken kann. Ein Affe sprang in dem kleinen, hinter dem Hause belegenen Gärtchen, an einem langen Stricke gefesselt, umher, und die Frau des Wirths erzählte mir, daß er nur deshalb angebunden sei, weil er sonst im Hause Gläser, Flaschen und Teller zu seinem Vergnügen aus dem Fenster werfe. Sonst sei er weder böse noch wild, trinke Wein, Bier und Milch und besuche zuweilen seine Freunde, Brüder und Verwandte, welche zu vielen Hunderten in der Schlucht wohnten, kehre aber regelmäßig von diesem Besuche wieder zurück. Der Affe, als wenn er den Kommentar zu seiner Charakterschilderung thätlich geben wollte, sprang während dem an der Frau in die Höhe, streichelte ihr das Gesicht, umarmte sie, reichte ihr die Pfote und benahm sich so artig und liebenswürdig, wie die Frau es von ihrem Manne nur hätte wünschen können.

Von diesem kleinen Plateau an beginnt der wirklich großartige Theil des Chiffathals. Die Felsenwände treten nun näher zusammen, fallen oft ganz steil ab und ragen in schwindelnder Höhe auf. Schlangenförmig windet sich die Straße von Fels zu Fels, die Vorsprünge, welche oft so nahe zusammentreten, daß nur für das Strombett und für die Straße Raum bleibt, umklimmend, die Vegetation verschwindet auf diesen nackten, schwarzen Schieferabhängen;

zur linken Hand der Straße gähnen tiefe Abgründe, in deren unterster Tiefe das Auge den brausenden Bergstrom erblickt, Wasserfälle rauschen zwischen den Felsvorsprüngen nieder und werfen den Schaum der Stürze bis in die Mitte der Straße, schwarz und dunkel ist die ganze Umgebung, unten in der Tiefe braust der Strom, oben in der Höhe rauscht das Wasser der Fälle. Plötzlich stand der Wagen still.

„Voila, Voila!" rief der Kutscher und zeigte mit dem Finger in die Höhe.

Ich blickte gerade in die Höhe. Ein schwarzer Punkt schwebte hoch über mir im blauen Aether. Er senkte sich immer tiefer und tiefer. Allmählig erkannte ich die Gestalt eines Vogels. „Was ist das?" rief ich.

„Ein Adler," erwiderte der Kutscher. „Es sind viele Adler hier im Gebirge."

Der Adler senkte sich immer tiefer hinab. Nun konnte ich seine Gestalt ganz deutlich erkennen.

„Sehen Sie," rief der Mann und zeigte mit dem Finger nach dem Strombett hinab. Ich bemerkte unten am steinigen Ufer einen todten Körper, wie es mir schien, den Körper eines berberischen Esels. Plötzlich schoß der Adler hinab, hart an der Straße vorbei. Ich erblickte ihn unten neben dem Strome über dem Körper des gefallenen Thieres wieder.

„Tiens, Tiens!" schrie der Kutscher. „Keine Hyäne, kein Schakal darf sich an die dort unten gefallenen Thiere machen, so lange der Adler in der Luft schwebt."

Der Wagen rollte wieder bergan. Wir bogen um einen neuen Felsenvorsprung; schluchtartig, mit Gestrüpp und Gebüsch bewachsen, bauten sich die Felsen auf. Wieder hielt der Wagen und der Kutscher sah aufmerksam in die Höhe, dann legte er den Finger auf den Mund. Ich verstand und blickte nun auch schweigend aufwärts. Da wurde

es über mir in den Zweigen lebendig. Affen erschienen, sprangen und wiegten sich auf den Zweigen, verschwanden dann zwischen den Blättern, um an einer andern Stelle wieder zum Vorschein zu kommen. Plötzlich klatschte der Mann in die Hände. Da war es, als ob das ganze Laubwerk da oben lebendig wurde. In allen Winkeln des obern Theiles der Schlucht erschienen auf Momente Affen, um in dem folgenden Moment wieder zu verschwinden. Dann war es plötzlich still, ich hörte nur das Rauschen der Wasserstürze und das Brausen des Bergstroms.

„Es ist merkwürdig," sagte der Kutscher, „welche Liebe die Thiere für die Jungen haben. Sehen Sie einmal dort unten hin, über den Fluß, dort, am Abhang. Bemerken Sie dort die Eingänge zu mehreren Höhlen? Sie sehen, es führen sogar Wege vom Strombett hinauf.

Ich bemerkte ganz deutlich die Höhlen. „Eh bien, wer hat die Höhlen gemacht? Sie sind offenbar nicht durch die Natur entstanden."

„Wer anders, als die Affen? Bei schlechtem Wetter und bei großer Kälte bringen sie ihre Jungen und die Alten hinein. Sie bemerken deutlich die Wege, wie Fußpfade. Sie werden die Affen gleich sehen."

Dann klatschte er wieder in die Hände. Aber diesmal schien das Experiment nicht gelingen zu wollen oder es befanden sich zufällig keine Affen in den Höhlen. Es kam keiner zum Vorschein.

Ich befand mich an der Rückwand der Affenschlucht, welche auf dem kleinen Plateau, wo das Häuschen steht, mündete.

Der Charakter des Thales wurde immer wilder und schroffer. Oft traten die Wände so nahe an einander, daß man denken mußte, Straße und Fluß fänden keinen Raum, um sich durchzuwinden. Dann und wann war die Straße

in doppelter Breite in die Felsen gesprengt, um Platz für einen etwa begegnenden Wagen zu gewinnen. Noch ein Stunde und die Wände traten weiter auseinander, das Thal wurde lichter und heller und nahm nach und nach wieder den Charakter an, den es in seinem unteren Theile gehabt hatte. Dann öffnete sich ein zweites Plateau. Links zeigte sich ein Haus, rechts blickte ich in ein Seitenthal, dessen Abhänge ganz bewachsen waren. Das Thal strich von Ost nach West. An dem südlichen Abhange zog sich ein schlecht gebahnter Fußweg hin.

„Dort ist der Eingang in das Musaiathal," sagte der Kutscher.

Dann hielt er vor der Thüre des Hauses. „Au repos de St. Helène" las ich auf dem Wirthshausschilde. Ich stieg vom Wagen, um mich mit dem Wirth und seiner Frau zu unterhalten, während die Pferde gefüttert wurden. Nach ihren Mittheilungen war der Aufenthalt in diesem Hause wohl nur für die Heilige, deren Bild auf dem Aushängeschild gemalt war, ein ruhiger zu nennen, nicht für die Bewohner, welche Fleisch und Bein hatten. Der Mann war früher Soldat gewesen und mußte nach der Auszeichnung und der Denkmünze, die er während eines zehnjährigen Felddienstes in Afrika erhalten hatte, ein tapferer Mann sein. Vor einem halben Jahre hatte er einen Löwen erschossen, der sich bis auf die Hochfläche gewagt hatte, auf der sein Häuschen steht. Hyänen und Schakale zeigten sich alle Abend in der Nähe des Hauses. „Indeß sie sind durchaus nicht gefährlich," äußerte die Frau. „Sehen Sie, noch vor einigen Abenden erschienen dort an der Schwelle zwei Hyänen. Ich schlug ihnen die Thüre vor der Nase zu." Aber auch sonst konnte man auf dem Ruhesitz der heiligen Helene vor arabischem Raubgesindel nicht sicher sein. Noch vor Kurzem hatte ein Haufen Araber am späten Abend

einen Raubanfall auf das Haus versucht. Nur die Frau war im Hause. Sie hatte die Thür mit einem Balken verriegelt und war durch eins der hinteren Fenster entflohen. Ich war recht froh, daß ich nicht genöthigt war, auf dem Ruheplatz der heiligen Helene eine Nacht auszuruhen, als ich während einer halben Stunde von nichts Anderem, als von Löwen, Hyänen, Schakalen und arabischem Raubgesindel gehört hatte.

Das oberste Drittheil des Chiffathals, welches ich nun hinauffuhr, nahm einen immer öderen und trostloseren Charakter an, je höher ich kam. Die schroffen Abhänge, die düsteren Engen, die schwarzen Felsabstürze und die rauschenden Wasserfälle waren verschwunden, langsamer und ruhiger floß der Strom in der Tiefe, aber die Thalwände bestanden oft nur aus öden Steinmassen, welche wenig oder gar nicht bewachsen waren. Nur Gestrüpp oder strauchartiges Gebüsch, kein größerer Baum, kein Haus, kein Dorf. Zwei oder drei Mal erblickte ich einige arabische Gurbis auf den Höhen. Immer höher und höher, steiler und steiler ging es hinan. Nur zweimal wurde die Einsamkeit durch an der Straße stehende Häuser, welche zum Aufenthalt der Straßenarbeiter dienen, unterbrochen. Dann und wann kamen uns Araber in zerlumptem Burnus, auf kleinen, berberischen Eseln reitend, entgegen, welche ihren Weg abwärts in die Ebene nahmen. Wie mag wohl der frühere Weg über den sogenannten Col nach Medeah ausgesehen haben, bevor die französische Armee die Kunststraße gebaut hat, auf der ich heute fuhr? Endlich, nach noch drei Stunden Aufsteigens, zeigte sich hie und da auf den Hügeln einige Cultur. Es erschienen Spuren, daß hier geackert, gepflügt und gepflanzt wurde. Dann mehrere Häusergruppen, mit Gärten und Feldern umgeben. Als der Wagen neuerdings um eine Thalbiegung eine neue

Höhe hinanfuhr, zeigte mir der Kutscher eine Stelle, wo kürzlich ein Panther getödtet sei. Ich kann nicht leugnen, daß es mir recht angenehm war, daß er mir heute nicht lebendig begegnete. Noch eine Thalbiegung und wir waren auf dem Plateau. Gärten und bebaute Felder nahmen beide Seiten der Straße ein. Nun erschienen die Ringmauern einer Stadt; über der Stadt baute sich auf grünem Hügel ein weitläufiges Fort mit Redouten und Bastionen auf. Noch einige Minuten und der Wagen rollte durch das Thor über einen mit Bäumen besetzten Platz, der von hübschen Häusern umgeben war, nach der Post. Ich war in Medeah angekommen.

Medeah ist eine alte arabische Stadt. Sie war lange Zeit der Wohnsitz Abd-el-Kaders. Viermal wurde die arabische Stadt in den Jahren 1830 bis 1840 durch französische Truppen genommen und dreimal von den Arabern wieder erobert. Die Hügel ringsum sind mit Franzosenblut und Araberblut roth gefärbt. Seit 1840 blieb Medeah im Besitz der Franzosen. St. Arnaud sagt in einem Briefe an seinen Bruder von Medeah: „Medeah liegt auf der Höhe; es ist schwarz und dunkel, wie ein Grab in einer englischen Gartenanlage; denn die Umgebungen sind bewunderungswürdig schön.“ Medeah trägt noch heute, wenigstens in seinen Bewohnern, ganz den Charakter einer arabischen Stadt. In seinen Gebäuden, in seinen Straßen und Plätzen, hat sich dieser Charakter heute in zwei große Gruppen getheilt, der arabische Theil der Stadt hat seinen Charakter nicht im Mindesten in den letzten fünfundzwanzig Jahren verändert; rund um denselben baut sich das neue Medeah in stattlichen Häusern nach französischem Muster, in viereckigen und runden, mit Akazienbäumen besetzten Plätzen, Springbrunnen in der Mitte, in Gasthöfen und Kaffeehäusern nach Pariser Schnitt, in Magazinen

und Boutiken jeglicher Art auf. Auf den höchsten Punkten erhebt sich jetzt ein stolzes Fort mit Kasernen, Spital, Vörrathshäusern, seine Fronte und seine Kanonen der Wüste zugekehrt, von Bastionen und Redouten umgeben, so umfangreich, daß man Medeah ein halbes Dutzend Mal hineinstellen könnte. Mit besonderer Genugthuung führten mich die Officiere auf den neu angelegten, hübschen Platz, wo die Parade und der tägliche Spaziergang der beau monde vor und nach dem Diner stattfindet. Ein junger Officier in der malerischen Tracht der Spahis auf einem prächtigen arabischen Pferde ritt im Galopp über den Platz. Er saß vortrefflich auf dem sich bäumenden Pferde, und sah recht stattlich aus. „Wissen Sie, wer er ist?“ fragte mich Einer der Herren. „Wie kann ich das wissen, ich bin seit einer Stunde in Medeah.“ — „Es ist Herr Mocquard, der Sohn des kürzlich verstorbenen Cabinetschefs des Kaisers.“ — „Ach so, ja jetzt weiß ich.“ — „Er ist schon Commandant und Officier der Ehrenlegion und kaum achtundzwanzig Jahre.“ — Dann schritt ein stattlicher, etwas korpulenter Mann in der Uniform eines Capitains der Infanterie über den Platz, hinter ihm eine ganze Heerde Araber. „Und wer ist denn der Capitain da, mit seinem sonderbaren arabischen Gefolge?“ — „Das ist der Capitain Boirsier, der jetzige Chef des arabischen Büreaus.“ — Ah so, jetzt begreife ich, der Kapitain ist der Chef eines arabischen Büreaus erster Klasse; ich werde ihm nachher einen Besuch machen und ihn um einen Empfehlungsbrief an den Agha Boilem, den arabischen Häuptling, bitten, der bei Milianah wohnt; ich werde bei ihm morgen die Nacht zubringen.“ Der Chef eines arabischen Büreaus erster Klasse ist in der Verwaltung Algeriens ein wichtiger Mann in seinem Kreise. Die arabischen Büreaus cumuliren die heterogensten Funktionen. In ihren Händen

befindet sich die ganze Administrativ-Verwaltung, die Steuerverwaltung, die Polizei und ein großer Theil der Justiz, indem sie die Appellationsinstanz für die Gerichtsverwaltung des Kadi bilden und die Untersuchung bei schweren Verbrechen in erster Instanz führen; sie dirigiren den Verkehr zwischen den Eingeborenen und den Arabern. Sollte der Chef eines solchen Büreaus, der sich mit dem Wohl und Wehe von oft Tausenden von Menschen beschäftigt, nicht eine wichtige und bedeutende Persönlichkeit in seinem Kreise sein?

Aber besuchen wir die Araberstadt. Hier ist Alles noch, wie es vor dreißig Jahren war, und wenn St. Arnaud dies Quartier im Auge hatte, als er Medeah dunkel wie ein Grab nannte, so hat er Recht gehabt. Kleine Häuser ohne Fenster, nur mit vergitterten Oeffnungen versehen, die Fronte dem inneren Hof zugekehrt, schwere verschlossene Thüren mit dem maurischen Spitzbogen, enge, dumpfe Straßen, die Verkaufs- und Arbeitslokale der Gewerbetreibenden und Handwerker zu ebener Erde, enge Höhlen, in denen die Thüren zugleich die Stelle der Fenster vertreten. Die große Moschee ist dunkel und finster, sie verdient ihren Namen nicht; denn sie würde kaum vierhundert Personen fassen können. Als ich vorüberging und einen Blick hineinwarf, wurde gerade ein Kapitel aus dem Koran vorgelesen und von der ganzen Gemeinde, deren sämmtliche Schuhe auf der Schwelle lagen, nachgesungen. Es war dasselbe eintönige Geplärr, was ich täglich in Algier oder in Blida gehört hatte, wenn ich an den offenen Thüren der Moscheen vorüberging.

Die ganze Stadt, auch der französische Theil derselben, schien nur eine und dieselbe Bevölkerung zu haben, nämlich eine arabische. Wenn in Algier ein Araber auf drei Franzosen, Spanier, Malteser und Juden kam, so

kamen hier wenigstens drei Araber auf einen Franzosen. So viel zerlumpte Burnus habe ich in keinem algerischen Orte gesehen, wie in Medeah. Zu Dutzenden standen die Abkommen Ismaels auf den Straßen nebeneinander, mit nackten Armen und Beinen, in Burnus von Sackleinwand gehüllt, meistens große, kräftige, starkknochige Gestalten, weit größer und kräftiger, wie ich sie in der Ebene gesehen hatte, finstere Gesichter mit unheimlichen, düsteren Augen, mit wilden Bärten und geschorenen Köpfen. Es war fast Alles reines Blut, Kabylen und Araber; Mischlinge und Neger, wie in Algier oder in der Ebene, habe ich in Medeah fast gar nicht gesehen. Oder sie lagen lungernd im süßen Nichtsthun an den Straßenecken oder auf den Plätzen, träumerisch ins Leere starrend. Und als ich zu dem Capitain auf das arabische Büreau ging, um mir den Empfehlungsbrief an den Agha Boilem zu holen, standen sie in dem engen Gange, der zu dem Dienstzimmer des Chefs führte, an beiden Seiten an die Wände gelehnt, stumm und finster, wie Bilder von Stein. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit versprach der Capitain, mir zum Abend den Empfehlungsbrief an den Agha zu schicken.

Nach einer Stunde wußte die ganze arabische Bevölkerung des Ortes, daß ich am andern Morgen durch das Gebirge zu Boilem reiten wolle. Ein baumhoher Araber erschien in Begleitung mehrerer anderer Araber und bot mir seine Pferde an. Nach langem Handeln wurden wir endlich über den Preis einig. Der Araber verlangte ein Draufgeld und ich gab ihm zwanzig Franken. Er versprach am andern Morgen um acht Uhr mit den Pferden vor der Thür zu sein. Abends erschien ein Spahi im rothen Burnus und brachte mir von Seiten des Chefs des arabischen Büreaus den in arabischer Sprache geschriebenen Empfehlungsbrief an den Agha.

Am anderen Morgen war der Himmel mit Wolken bedeckt. Es hatte die ganze Nacht in Strömen geregnet. Die Reise durch das Gebirge war unmöglich. Die Officiere im Kaffeehause machten mir die dringendsten Vorstellungen, den Ritt durch das Gebirge heute aufzuschieben, da ich mehrere Male den Bergstrom passiren müßte, und derselbe durch den Regen so reißend geworden sei, daß dies nur mit Lebensgefahr geschehen könne. Nun wurde der Araber in das Kaffeehaus geholt. Er verweigerte die Herausgabe des Geldes unter den nichtigsten Vorwänden. Erst meine Drohung, ihn auf das arabische Büreau zu führen, brachte ihn auf andere Gedanken. Aber dreimal verließ er das Kaffeehaus und dreimal kam er wieder, um andere Vorwände hervorzusuchen, um wenigstens einen Theil des Geldes für sich zu beanspruchen. Er war immer von einem halben Dutzend Freunde begleitet, welche in den Handel mit hineinsprachen und ihr Gutachten abgaben. Lachend ließ ich ihm schließlich die Hälfte des Geldes, und als ich Abends nach Blida zurückfuhr, mußte ich unwillkürlich, wie der Marschall St. Arnaud, von der Bevölkerung der Araberstadt sagen: „Ich habe immer Abraham, Isaak und Jakob gesehen."

Vierzehntes Kapitel.

Eine Fahrt an der nordafrikanischen Küste.

Dr. Wolters. — Ein deutscher Baron. — Die Passagierplätze auf französischen Kriegsschiffen. — Wie man Plätze geschenkt erhält. — Der „Akhbar" und die „Opinion Nationale". — Französische Dampfschifffahrt auf dem Mittelmeer. — Marschall Mac-Mahon und Oberst Borel. — Der Monat März auf dem Mittelmeer. — Abfahrt nach Stora. — Die Gestalt der nordafrikanischen Küste. — Dellys. — Die Einrichtung der Postcabinen auf einem französischen Kriegsschiff. — Passagiere, welche bezahlen und nicht bezahlen. — Der Sturm. — Die Bucht von Bugia. — Dorf und Stadt Bugia. — Abfahrt nach Dschidschelli. - Fahrt im Sturm. — Zum zweiten Mal in Bugia. — Der Chef des arabischen Büreaus. — Der Aufstand in der Kabylie. — Schönes Wetter. — Landung in Dschidschelli. — Ausschiffung in Stora. — Ankunft in Philippeville.

„Ich höre, Sie wollen am Dienstag mit der „Gorgone" nach Stora gehen," sagte zu mir an einem regnerischen stürmischen Märztage, als ich auf dem Gouvernementsplatz einmal wieder vergeblich mich nach dem „Courrier de Marseille" umsah, der seit vier Tagen erwartet wurde, ein in Algier wohnender deutscher Arzt, Dr. Wolters, „ich rathe ihnen davon ab."

„Aber, wissen Sie ein anderes Mittel, lieber Doctor," erwiderte ich ungeduldig über diese neue Interpellation meiner beabsichtigten Reise nach Constantine, welche ich seit acht Tagen täglich in anderer Form hatte hören

müssen, „wissen Sie einen andern Weg, um nach Constantine zu kommen? Zu Lande kann ich doch nicht gehen; von Algier nach Aumale führt freilich jetzt eine Straße, aber zwischen Aumale und Setif hört jede Verbindung auf, und noch gestern rieth mir ein Officier des hiesigen arabischen Büreaus dringend davon ab, selbst mit den Empfehlungen des Marschalls in der Tasche, die Reise von Aumale nach Setif zu versuchen, wenn ich es nicht riskiren wollte, daß die Araber mir den Kopf abschnitten, oder daß ich günstigsten Falls auf den jetzt grundlosen Saumthierpfaden im Schmutz stecken bliebe. Ich glaube, Sie werden mir Recht geben, daß ich weder zu der einen noch zu der andern Alternative die geringste Lust verspüre."

Der Doctor zuckte die Achseln. „Nein, um des Himmels Willen nicht zu Lande," sagte er, „im Sommer würde es möglich sein, aber jetzt, und bei dem Aufstande in der Kabylie! Sie können allerdings Ihren Kopf riskiren."

Ein deutscher Baron, der seiner Gesundheit wegen mehrere Jahre in der Provinz Constantine gelebt hatte, und sich jetzt dort ankaufen wollte, trat hinzu. Er hatte den Schluß unseres Gesprächs gehört: „Zu Lande kommen Sie nicht nach Constantine," sagte auch er, „glauben Sie mir, ich kenne die Straße; unmöglich! Aber mit dem Kriegsschiff, mit der „Gorgone"? Ob Sie einen Kajütplatz bekommen, ist zweifelhaft, da nur sehr wenige Plätze für die zweite Kajüte von der Regierung ausgegeben werden — und dann müssen Sie auf Deck bleiben. Ich bin vor acht Tagen auch mit einem Kriegsschiff von Bona hier angekommen. Da es keine Plätze in der zweiten Kajüte gab — für die erste Kajüte werden alle Plätze für Officiere reservirt — so mußte ich einen Platz auf Deck nehmen. An diese Nacht werde ich mein Lebelang gedenken.

Der Sturm und der Regen wütheie die ganze Nacht hindurch. Ich bat den Capitain, mir zu erlauben, in die Officierskajüte einzutreten. Ich war preußischer Husarenofficier und hatte einen Brief des Kaisers Napoleon an den Marschall Mac-Mahon in der Tasche. Trotz alledem erfüllte der Capitain meine doch gewiß bescheidene Bitte nicht. Er streckte die Hand gegen das Vorderdeck aus und sagte: Mein Herr, das ganze Deck steht Ihnen zu Gebote."

Der Doctor und ich lachten. „Nun, zum Lachen war die Geschichte nicht," sagte der Baron, „die Nacht gehört zu den schrecklichsten Nächten meines Lebens, aber, ich bitte, nennen Sie meinen Namen nicht, wenn Sie die Geschichte in Deutschland erzählen."

Der Doctor legte den Finger an die Nase und machte ein Gesicht, als wenn er das Räthsel meiner Reise nach Constantine gelöst hätte. „Auf dem Kriegsschiffe sind alle Ihre Empfehlungsbriefe Null," sagte er, „Sie sehen es an dem Baron. Sein Schwiegervater ist Senator des Kaiserreichs, er speist beim Marschall zu Mittag und küßt der Frau Herzogin die Hand. Aber bei dem Kommandanten des Kriegsschiffes zog nicht einmal der Brief des Kaisers Napoleon an den Generalgouverneur — er mußte trotz alledem während Sturm und Regen auf Deck bleiben. Lassen Sie sich von dem Gouvernement einen Platz auf der „Gorgone" schenken. Sie können das ja haben! Sie werden dann in die Officierskajüte aufgenommen und gut verpflegt. Aber gegen einen Platz in der zweiten Kajüte muß ich durchaus protestiren."

Ich sah mir den Doctor ernstlich an. „Sie scherzen wohl, ich soll mir von dem französischen Gouvernement einen Platz schenken lassen? Für das Geschenk hat meine Feder eine Verpflichtung. Ich danke. Ich bin reich

genug, meine Plätze zu bezahlen, Doctor, und will auch hier freie Hand behalten, über französische Colonisation und Algerien zu schreiben, was ich will, selbst wenn ich, wie der Baron auf dem Deck der „Gorgone", in Sturm und Regen nach Bona fahre. Adieu, Messieurs, à revoir."

Ein Regenguß trieb mich ins Café Apollon. Und als ob der Himmel mich hätte warnen wollen, auf dem Tische lag eine Nummer des „Akhbar", eine in Algier erscheinende Zeitung, und der „Akhbar" brachte als Leitartikel einen aus der Pariser „Opinion Nationale" entnommenen Artikel mit der Ueberschrift: „Französische Dampfschifffahrt auf dem Mittelmeer." In dem Artikel in schlagender Weise auseinandergesetzt, wie zwischen den beiden Provinzen Algier und Constantine eigentlich zu Wasser und zu Lande gar keine Verbindung existire. Ein Saumthierpfad zu Lande, den man eine strategische Linie nenne, und ein Kriegsschiff zu Wasser, welches die Wasserstraße alle zehn Tage einmal befahre, gerade wie von Algier nach Oran, vermittelten die commerziellen, industriellen und maritimen Beziehungen zwischen zwei Provinzen nun seit zwanzig Jahren. Seit fünf Jahren habe die Regierung die Einrichtung einer Dampfschifffahrtslinie zwischen Oran, Algier und Philippeville den Colonisten versprochen, und seit fünf Jahren sei die Sache beim Alten geblieben. Was aus der Colonisation von Provinzen werden könne, welche factisch von einander getrennt seien? Um von Algier nach Oran oder nach Constantine zu Wasser zu kommen, müsse man von Algier nach Marseille reisen. Dann ging der Schreiber des Artikels auf die Verbindung der drei Provinzen durch den Kriegsdampfer über, welcher alle zehn Tage einmal von Oran nach Algier und von Algier nach Philippeville fahre, aber keine Waaren, sondern nur Passagiere befördere, und schilderte die Lage der

Passagiere auf diesem Regierungsdampfer in den schrecklichsten Farben. Selbst die Maulesel und Pferde würden dort besser behandelt, wie die Passagiere, denen man einen Winkel des Deckes zum Aufenthalt anweise, da sämmtliche Kajütplätze von den Officieren persönlich in Beschlag genommen würden. Er schloß mit einer überaus heftigen Ansprache an die französische Regierung, endlich einmal das zu thun, was seit zwanzig Jahren, falls aus der Colonisation Algeriens etwas werden solle, ihre Pflicht gewesen wäre, nämlich eine regelmäßige Dampfschifffahrt für Passagiere und Waaren zwischen Oran, Algier und Constantine herzustellen.

Gelesen hatte ich nun den Artikel freilich. Er bestätigte mir nur das, was mir die Freunde alle Tage erzählten. Ich legte den „Akhbar" wieder auf den Tisch und sagte mir selbst: „Aber ich muß doch nun einmal nach Constantine reisen. Und es gibt doch nun einmal kein anderes Mittel, wie die „Gorgone", wenn ich es nicht riskiren will, daß die Araber mir den Kopf abschneiden." Ich leerte das Glas Absinth, der Regen hatte aufgehört, und ich ging über den Platz nach dem prächtigen Palaste des Marschalls Mac-Mahon, den ehemals zur Zeit der Regentschaft Hussein Deys irgend ein Bey oder Pascha — ich glaube, der Edle hieß Mustapha — bewohnt hatte, um mit dem Obersten Borel, dem ersten Adjutanten des Generalgouverneurs, zu sprechen.

Der Oberst empfing mich, wie immer, sehr liebenswürdig, aber er schien den Kopf heute voll von Geschäften zu haben. Ich sprach mit ihm von meiner beabsichtigten Reise nach Constantine und ersuchte ihn, dem Kommandanten der „Gorgone" zu befehlen, mir vier Plätze in der ersten Kajüte für mich, meinen Zeichner und zwei Begleiter verkaufen zu lassen. Der Oberst sah mich verwundert

an. „Sie verlangen vier Plätze für sich, Herr Doctor," sagte er, „und vier Plätze in der ersten Kajüte und wollen diese vier Plätze bezahlen."

„Allerdings verlange ich vier Plätze in der ersten Kajüte, mein Oberst, und zwar für mein Geld; denn zu Lande kann ich doch nicht nach Constantine kommen."

„Ich würde auch nicht dazu rathen, aber die Plätze erster Kajüte werden nicht verkauft, sondern nur von der Regierung vergeben; verkauft werden nur Plätze in der zweiten Kajüte und nur Deckplätze; schwerlich werden Sie aber vier Plätze in der zweiten Kajüte kaufen können, weil auch diese Plätze nur dann erst verkauft werden, wenn die Regierung nicht darüber disponirt."

„Auf Deck möchte ich aber nicht nach Stora fahren; ich habe an der Erzählung des Barons von X. genug, der diese Fahrt vor acht Tagen machte."

„Ja, ja, ich weiß, noch gestern erzählte der Baron der Frau Herzogin beim Diner von seinen Leiden, das war eine sehr fatale Fahrt."

„Also, Herr Oberst, bitte ich den Herrn Marschall, dem Kommandanten der „Gorgone" zu befehlen, mir vier Plätze zweiter Kajüte zu verkaufen."

„Unmöglich, der Commandant steht nicht unter den Befehlen Seiner Excellenz. Das könnte nur der Kriegsminister in Paris."

Ich wurde verdrießlich. „Wohlan, mein Oberst, auf eine Fahrt auf Deck verzichte ich. Zu Lande schneidet man mir den Kopf ab oder ich bleibe im Schmutz zwischen Setif und Aumale stecken. Ich reise also morgen von Algier nach Marseille und werde den Zeitungen in Deutschland, als deren Berichterstatter ich Nordafrika bereise, melden: „Zwischen Algier und Constantine gibt es keine Verbindung."

„Nein, nein, thun Sie das nicht. Verstehen Sie nur. Es ist ja nicht unsere Schuld. Das Gesetz schreibt ausdrücklich vor: Die Regierung verkauft die übrig bleibenden Plätze nach Philippeville; ich kann das Gesetz nicht umstoßen. Gehen Sie auf die Post, vielleicht erhalten Sie noch vier Plätze. Und wenn es nicht ist, kommen Sie wieder zu mir, ich will dann mit dem Marschall sprechen, und sehen, wie Ihnen zu helfen ist."

Ich ging in die Straße Babazoun nach der Post. Durch einen Zufall waren wirklich noch drei Plätze in der zweiten Kajüte zu haben. Ein vierter Platz war nicht zu beschaffen. Ich kaufte drei Plätze und berieth mich mit meinen Reisegefährten. Herr Iwan Heyer, ein junger Russe, faßte den heroischen Entschluß, für sich einen Platz auf Deck zu nehmen. „Es ist ja nur eine Nacht und ein Tag," sagte er, sich selbst tröstend. Die Palmenwälder in der Wüste Sahara übten eine so mächtige Anziehungskraft auf ihn aus, daß er nicht daran dachte, was aus ihm werden solle, wenn er statt einer zwei oder auch drei oder auch vier Nächte auf See bleiben müsse! Der Monat März war auf dem Mittelmeer sehr stürmisch gewesen. Der „Courrier de Marseille" hatte mehrmals auf der Reise von Marseille nach Algier vier, auch sechs Tage zugebracht. Am 28. März sollte die Gorgone absegeln. Und auf den 30. und 31. März war von einem bekannten Wetterpropheten in Algier ein großer Sturm prophezeiht. Ich ging mit Iwan nach dem Quai. Ein Kahn brachte uns an Bord der Gorgone, welche auf der Rhede lag. Die Gorgone war ein sehr großes, stattliches, festgebautes Kriegsschiff mit einer starken Maschine. Nur waren die unteren Räume etwas schmutzig. Die sogenannten Postcabinen, die Plätze, welche an Passagiere verkauft werden, hatten eine recht fatale Lage. Sie waren in der Nähe der

Maschine. Wenn die Maschine geheizt war, mußte in diesen engen Räumen, von denen jeder fünf Lagerstätten umfaßte, eine schreckliche Temperatur herrschen. Und der Eingang zu denselben war von der Treppe, welche in das Zwischendeck führte. Indeß, was war zu machen? Wir trösteten uns mit dem Gedanken, daß die Reise nur vierundzwanzig Stunden dauere, und ich beneidete, als ich mir diese schwülen, engen Räume noch einmal ansah, im Stillen meinen russischen Reisegefährten beinahe, daß er die Nacht auf Deck verbringen sollte. Von dem, was uns bevorstehen würde, hatten wir Beide keine Ahnung. Das schönste Geschenk, was der Weltgeist dem Menschen gemacht hat, besteht darin, daß er die Zukunft nicht kennt. Wir gingen nach der Post und kauften noch einen Deckplatz. Der Postbeamte sah uns zweifelnd und lächelnd an, als er für 37 Franken das Billet durch den Schalter reichte.

Am andern Tage nahm ich Abschied vom Obersten Borel. Zum Abend schickte er mir die Empfehlungsbriefe des Marschalls an den commandirenden General in Constantine und an die Commandanten und Militärchefs von Batna und Biskra mit einigen liebenswürdigen Zeilen seinerseits, worin er mir eine glückliche Reise wünschte, in mein Hotel.

Der Morgen des 28. März war nichts weniger als vertrauenerregend. Der Himmel war bedeckt, und die See ging hoch. Nachmittags um 2 Uhr begab ich mich in Begleitung Iwans, meines Bruders und eines Königsberger Kaufmanns, Herrn Dürand, der sich seiner Gesundheit wegen in Algier aufgehalten hatte und mich auf meiner Reise in die große Wüste Sahara begleiten wollte, an Bord der Gorgone. Das Deck des Schiffes bot einen höchst unerquicklichen Aufenthalt. Das ganze Vorderdeck

war mit Soldaten und Arabern angefüllt. Zu beiden Seiten desselben waren Ställe für einige dreißig Maulesel hergerichtet. Soldaten und Maulesel sollten an der Küste der kleinen Kabylie gelandet werden, wo der Aufstand seit Kurzem im vollen Gange war. Das Hinterdeck wurde für die Schiffsofficiere, für die Passagiere erster und zweiter Klasse frei gehalten. Die rechte Hälfte war den ersteren, die linke den anderen eingeräumt. Die Passagiere erster Klasse bestanden aus Officieren; die Passagiere zweiter Klasse außer mir und meinen Begleitern aus französischen Kaufleuten, aus drei Damen, zwei Officiersfrauen und einer älteren Dame aus Algier, welche ihre verheirathete Tochter besuchen wollte. Sie führte den ominösen Namen „Madame Lambert".

Pünktlich um zwei ein halb Uhr lichtete die Gorgone die Anker und fuhr ab. Als wir ins offene Meer kamen, erfaßte uns Alle eine trübe Ahnung, daß der Wetterprophet in Algier und Mathieu de la Drôme auch diesmal Recht behalten würden, und daß wir einen Sturm in Aussicht hätten. Ein scharfer Wind blies aus den Schluchten des Atlasgebirges und des Djurjura, und das Meer war rollend. Nach einer halben Stunde waren sämmtliche Passagiere, außer mir selbst und der jungen Frau eines Officiers, welche nach Bougia zu ihrem Manne reiste, seekrank, und in den unteren Räumen des Schiffes verschwunden. Wir setzten uns auf den für die Schiffsofficiere bestimmten Theil des Deckes auf eine dort befestigte Bank, und blickten auf die afrikanische Küste, welche in malerischen Höhenzügen vor uns aufstieg. Nach einigen Minuten erschien ein Schiffssoldat mit der Aufforderung, uns auf die andere Seite des Deckes zu begeben, da diese Seite für die Officiere bestimmt sei. Ich erwiderte ihm, daß wir den Platz den Officieren überlassen würden, falls sie ihn bean-

sprüchten, bis dahin ihn aber zu behalten vorzögen. Nach einigem Hin- und Widerreden entfernte er sich mit der Drohung, dem Capitain unsere Weigerung anzuzeigen. Aber er kam nicht wieder und kein Officier erschien, um uns von unserer Bank zu vertreiben. Ich muß überhaupt den Officieren der Gorgone nachsagen, daß sie sich gegen die Passagiere während der ganzen Fahrt sehr artig und zuvorkommend benahmen.

Die Küstenstrecke des nördlichen Afrika von Algier bis nach Bona besteht aus steil nach dem Meere abfallenden Höhenzügen, welche sich nur bei Bugia und bei Stora zu großen Buchten und natürlichen Häfen formen, und im Uebrigen fast in gerader Linie fortlaufen. Die Ausschiffung und die Landung ist deshalb bei hochgehender See nur an diesen beiden Punkten möglich und die Fahrt an der Küste um deshalb schwierig und auch gefährlich, weil die aus den Gebirgen kommenden Winde fortwährend wechseln und oft sehr heftig auftreten. Aus diesen Gründen sollte unsere heutige Seefahrt bis Stora, welche bei ruhigem Wetter von einem guten Dampfer in sechsundzwanzig Stunden gemacht werden kann, nicht weniger als sechs volle Tage dauern. Die Franzosen haben auf den Küstenstrecken von Algier bis nach Philippeville fünf Punkte durch Forts befestigt. Dellys auf der Küste der großen Kabylie, Bugia und Dschidschelli auf der Küste der kleinen Kabylie, Kollo und Philippeville auf der Küste der Provinz Constantine. Häfen haben, wie gesagt, unter diesen Punkten nur Bugia und Philippeville. Der Wind war uns übrigens während der ersten Stunde unserer Küstenfahrt günstig; um sechs Uhr kamen wir bereits auf der Höhe von Dellys an, wo zwei Officiere die Gorgone verließen.

Ich stieg nun die Kajüttreppe hinab, um mich nach

dem Mittagessen umzusehen, und sah jetzt die untern Räume der Gorgone eigentlich zum ersten Male, da mein erster Besuch an Bord der Gorgone auf der Rhede von Algier sich nur auf die Besichtigung der an der andern Seite des Schiffs liegenden Postcabinen erstreckt hatte. Rechts öffnete sich die Aussicht auf die erste Kajüte, welche für die Schiffs-Offiziere und für Passagiere, welche Offiziere waren, reservirt war. Es war ein sehr bequem und hübsch mit Divans und Sesseln eingerichteter Salon. Links von der Treppe betrat man die zweite Kajüte, ein jeder Bequemlichkeit entbehrender Raum, von dessen beiden Langseiten Thüren zu Damencabinen und Cabinen, welche die Offizierpassagiere als Schlafstellen benutzten, führten. Das ganze Meublement der zweiten Kajüte bestand aus einem runden Tisch und einem Dutzend hölzerner Stühle. Von einem Sessel, Feldstuhl oder Divan war gar kein Rede. Auf den Stühlen saßen mehrere Passagiere, an den Nachwehen der Seekrankheit, deren erstes Stadium sie so eben in ihren Cabinen überstanden hatten, leidend. Vor dem Tische stand ein großer Mann mit krausem Haar und von mulattenähnlicher Gesichtsfarbe und Gesichtsausdruck, mit der Herrichtung mehrere Schüsseln, auf denen er Salade anmachte und Fleisch zerschnitt, beschäftigt. Es war der Schiffskoch oder der Militairkoch, wie ich sogleich erfahren sollte. An der andern Seite des Tisches wusch ein Schiffsjunge Teller und in einer Ecke putzte ein anderer Schiffsjunge ein Paar Offizierstiefeln. Ich zweifelte beim Anblick dieser sonderbaren Staffage einen Moment, ob ich mich wirklich in der zweiten Kajüte befände, und fragte den Mulatten, wann dinirt würde?

„In der ersten Kajüte augenblicklich," erwiderte er, „in der zweiten Kajüte um sieben Uhr."

Noch nichts Arges denkend, verlange ich von ihm einen Teller Bouillon. Der Mulatte setzte mich nun davon in Kenntniß, daß er der Militärkoch sei, der nur die erste Kajüte versehe, daß ich mich mit allen meinen Wünschen in Betreff meiner Ernährung und Verpflegung an den Civilkoch zu wenden habe, daß mir dies aber augenblicklich ja gar nichts helfen würde, da jetzt das Diner für die Herren Offiziere in der ersten Kajüte angerichtet würde, und die Passagiere der zweiten Kajüte so lange mit ihrem Diner zu warten hätten, bis die Herren Offiziere abgespeist hätten. „Erst die Herren, welche nicht bezahlen," so schloß er seine mit höchster Naivetät vorgetragene Rede, „dann die Herren, welche bezahlen."

Ich wußte nicht, ob ich lachen oder ob ich mich ärgern sollte, und verlangte die sofortige Entfernung der tellerwaschenden und stiefelputzenden Individuen. Sie verschwanden nach einigem Murren. Den drei Passagieren, welche in halber Seekrankheit an dem großen Tische saßen, schien das Verständniß für die Lage zu fehlen. Sie nickten einige Male mit dem Kopfe und schwiegen. Nun erschien ein ärmlich und fadenscheinig aussehender Mensch, in keiner Beziehung ein Pendant des wohlgenährten und gutgekleideten Mulatten, sagte mir, daß er der Civilkoch sei, er aber das Diner nicht eher als um sieben Uhr anrichten könne, weil erst die Herren gespeist haben müßten, welche nicht bezahlten. Was war zu machen? Ich begab mich wieder auf Deck, um geduldig bis 7 Uhr zu warten. Als ich an der Thür der ersten Kajüte vorüberkam, war man dort mit dem Diner auf das Eifrigste beschäftigt. Ich dachte an den Artikel des „Akhbar."

Um 7 Uhr wurde endlich das Diner in der zweiten Kajüte angerichtet. Das Tischtuch war von sehr zweifelhaftem Charakter. Die Erleuchtung war äußerst spärlich

und ging von einer an der Decke hängenden, mit einer zerbrochenen Glasglocke umgebenen Oellampe aus. Der Tisch war schwach besetzt; von meinen Reisegefährten erschien nur Herr Dürand. Die Schüsseln waren von geringer Qualität; selbst die Karavanserais in der Steppe sollten das Diner auf dem „Gorgone“ bei Weitem übertreffen; der Preis stand mit den Preisen der ersten Hôtels in Algier ganz auf gleichem Niveau. Wir trösteten uns damit, daß das Diner das erste und das letzte auf dem „Gorgone“ sein würde. Beim Dessert zerbrach die Glasglocke der an der Decke baumelnden Oellampe. Der Civilkoch steckte ein Licht auf einen Flaschenhals und stellte die Flasche mitten auf die Tafel, indem er behauptete, eine andere Glocke sei nicht vorräthig. Wir trösteten uns damit, daß wir am nächsten Mittag im Hotel de France in Philippeville in einem wohlerleuchteten Salon speisen würden, und stiegen, nachdem wir bei der matten Beleuchtung des Talglichts unsern Kaffee genommen hatten, wieder auf Deck. Die Schiffsuhr zeigte auf acht. Die See ging hoch. Der Wind wehte heftiger als vor einer Stunde. Das Herannahen eines Sturmes schien mir unzweifelhaft. Auf dem Vorderdeck richteten sich die Soldaten und Araber für die Nacht ein, indem Jeder seine Decke aufrollte, sich in dieselbe einhüllte und sich dann einen Platz aussuchte, wo er hoffen konnte, am wenigsten gestört zu werden. Ich versuchte einen Gang über das Vorderdeck zu machen. Es war unmöglich, wenn ich nicht fortwährend über Menschengruppen hinwegsteigen wollte. Sogar die Gänge waren dicht von lagernden und schlafenden Soldaten besetzt. Von den Passagieren erschien Niemand mehr auf Deck. Um 10 Uhr stieg ich auch wieder die Kajütentreppe hinab, um meine Lagerstätte in der Postcabine aufzusuchen.

Aber welch' einen Zustand fand ich unten vor! Das auf einen Flaschenhals gesteckte Talglicht in der zweiten Kajüte war längst erloschen. Es wäre dort stockdunkel gewesen, wenn der Raum nicht einige spärliche Lichtstrahlen von den in der Offizierscajüte befindlichen großen Astrallampen erhalten hätte, welche durch die offene Thüre fielen. Vergebens rief ich nach dem Garçon, nach dem Schiffsjungen, nach dem Civilkoch, um mir Licht zu bringen. Niemand ließ sich sehen. Auch der Raum, auf dem sich die nach dem Zwischendeck führende Treppe öffnete, war ganz dunkel, und erhielt sein Licht nur durch die Luke, durch welche man auf Deck stieg. Vollkommen dunkel waren die Postcabinen, welche sich auf diesem Raum öffneten. Die Hitze war durch die Nähe der Maschine tropisch. Und um mich tastend bis zu meiner Cabine hinzufühlen, mußte ich über Dutzende von schnarchenden Menschen klettern, welche sich rund um die Treppe herum zum Schlafen niedergekauert hatten. Nur mit Mühe, und immer in Gefahr, einem der Armen auf den Kopf oder auf den Leib zu treten, fand ich tastend den Weg zu meiner Cabine, wo bereits vier Menschen schnarchten und wo eine fast unerträgliche Temperatur herrschte. Ohne mich zu entkleiden, schlief ich ein.

Als ich erwachte, stand das Schiff still. Die Cabine und der Treppenraum war matt vom Tageslicht erleuchtet. Meine Uhr zeigte auf sechs. Mein Bruder, Herr Dürand, und zwei mir unbekannte Menschen krochen aus ihren Lagerstätten hervor, und Jeder fragte den Andern, was das Stillstehen des Schiffes bedeute? Unmöglich konnten wir schon in Stora angekommen sein. Dann erschien Iwan an der offenen Thür der Cabine. Er hatte, weil er eigentlich Deckpassagier war, die Nacht in elender Weise auf einem Stuhle in der zweiten Kajüte zugebracht. Er

theilte uns mit, daß das Schiff gegen Anbruch des Morgens durch das stürmische Wetter genöthigt worden sei, in der Bucht von Bugia eine Zuflucht zu suchen, und daß wir hier vor Anker lägen, weil auf dem Meere ein heftiger Sturm tobe. Die Cabine, wo wir die Nacht zugebracht hatten, war, wie ich jetzt bei Tageslicht sah, in einem fabelhaften Zustande. Keine Matratze hatte ein Betttuch. Kopfkissen und Decken waren von derselben Beschaffenheit. Von einem Waschgeschirr oder irgend einem zur Morgentoilette gehörigen Gegenstande war nichts zu entdecken. Ich machte meinen Reisegefährten, welche doch schon mehrere Stunden am vergangenen Tage in diesem unkomfortablen Raume zugebracht haben mußten, Vorwürfe, schweigend eine derartige Behandlung hingenommen zu haben. Sie entgegneten mir, daß die Seekrankheit sie vollkommen unfähig gemacht habe, sich um den Zustand der Cabine zu bekümmern. Alles Rufen nach dem Garçon war vergeblich. Für die Passagiere, welche ihren Platz auf der Gorgone bezahlten, gab es keinen Garçon. Endlich gelang es mir, eines Schiffsjungen habhaft zu werden, welcher sich bewogen fand, mir für das Geschenk eines Franken Wasser zu bringen. Gläser und Handtücher, versicherte er mich, seien auf der „Gorgone" für Postpassagiere nicht vorhanden. Nachdem ich mich meines Taschentuchs statt des Handtuchs bedient hatte, stieg ich auf Deck, um mit dem Capitain und Commandanten der Gorgone zu sprechen. Beim Vorübergehen an den Cabinen der Offiziere und der Offizierspassagiere sah ich, daß dort Alles in bester Ordnung war. Blendendweiße Betttücher, Handtücher, Waschgeschirre, Gläser, nichts fehlte.

Die Gorgone lag in einer, von malerischen, mit Olivenbäumen und Kastanien bedeckten Höhenzügen umkränzten Bucht, in deren Hintergrunde die Mauern eines

Forts und einige Häusergruppen aufstiegen. Das Fort gehört zu den Befestigungen von Bugia. Wenige Klafter von der Gorgone lag eine große, hochbordige Fregatte vor Anker, welche ebenfalls sich vor dem Sturm in der verflossenen Nacht in die schützende Bucht von Bugia geflüchtet hatte. Sie hatte, wie mir einer von den Schiffs-Offizieren erzählte, den ich ersuchte, mich zu dem Commandanten der Gorgone zu führen, 2000 Soldaten an Bord, welche in Dschidschelli ausgeschifft werden sollten. Den Commandanten, einen wettergebräunten, gutmüthig aussehenden Seemann in den fünfziger Jahren, fand ich auf dem Hinterdecke hin- und herspazierend und eine Cigarre rauchend. Ich stellte mich ihm als einen Passagier der zweiten Kajüte vor, schilderte ihm die dort und in den Postcabinen herrschenden Zustände, und verlangte sofortige Abhülfe. Der Commandant erwiderte mir unter höflichem Bedauern, daß ihm und seinen Offizieren die Behandlung und Verpflegung der Civilpassagiere auf der Gorgone gar nichts anginge, sich aber auf dem Schiffe ein Mann befände, der den Titel „Timonier" führe, und ich mich an diesen Mann zu wenden hätte. Ich überreichte ihm nun, da ich sah, daß er mich durch Verweisung an eine untergeordnete Person nur los zu werden wünschte, die Briefe des Marschalls und des Obersten Borel, sagte ihm, daß ich als Berichterstatter für große deutsche Journale das französische Nordafrika bereise, von ihm, als dem ersten Commandanten der Gorgone, die sofortige Aenderung unerträglicher Zustände verlange, widrigenfalls ich mich genöthigt sähe, noch heute von Bord der Gorgone, in Paris und Algier Beschwerde zu führen und in deutschen Journalen Alles das zu wiederholen, was die „Opinion Nationale" und die Journale in Algier erst vor wenigen Tagen in der härtesten und bittersten Weise ge-

rügt hätten. Das half. Nachdem der Commandant jeden einzelnen mit dem großen Siegel des Generalgouverneurs gesiegelten Brief sich genau angesehen hatte, befahl er einem Matrosen, augenblicklich den Timonier herbeizuschaffen. Der Timonier erschien. „Warum hat dieser Herr keine Betttücher, keine Handtücher, kein Glas, keine Waschschüssel?" fuhr der Commandant den erschrockenen Menschen an.

„Die Gläser und Waschschüsseln sind zerbrochen, im Magazin in Algier hat man uns mit neuen Gläsern und Waschschüsseln nicht versehen, mein Commandant," war die Antwort.

„Geht mich nichts an, wo Sie das hernehmen, was nicht da ist. Sofort versehen Sie den Herren mit Allem, was er braucht."

Der Timonier entfernte sich schweigend, mir einen erbitterten Blick zuwerfend. Ich bedauere wirklich, daß es Ihnen so ergeht, mein Herr," hub der Commandant an, „verlangen Sie von dem Timonier, was Sie brauchen, und erhalten Sie es nicht, wenden Sie sich an mich. Ich muß so lange hier bleiben, bis das Meer ruhig ist. Bei stürmischem Wetter kann ich die Soldaten und das Material in Dschidschelli nicht debarquiren. Sehen Sie dorthin, hinter jenen Felsvorsprung, wie das Meer stürmt! Sagen Sie das gefälligst auch Ihren Reisegefährten. Die Zögerung ist mir ebenso fatal, wie Ihnen."

Die Aussichten, die Reise fortzusetzen, waren, wie ich nun einsah, trübe genug. Es galt, sich auf der Gorgone so gut wie möglich, einzurichten. Ich theilte meinen Reisegefährten und den übrigen Passagieren den Inhalt meines Gesprächs mit dem Commandanten beim Dejeuner mit, welches in der zweiten Kajüte, nachdem die Offiziere in der ersten Kajüte gespeist hatten, stattfand. Aber vergebens

forderte ich sie auf, sich über die in ihren Cabinen herrschenden Zustände beim Commandanten zu beschweren, und sofortige Abhülfe zu verlangen. Sie erwiderten mir, daß man auf einem Staatsschiff nichts fordern könne, was nicht freiwillig gegeben werde, daß derartige Zustände in den Postcabinen der Kriegsschiffe, welche alle zehn Tage einmal die Verbindung zwischen Oran, Algier und Constantine unterhielten, notorisch seien und daß sie lieber vorzögen, so lange die Gorgone in der Bucht von Bugia bleibe, die Nächte am Lande zuzubringen, als sich mit den Schiffs-Offizieren in Conflicte zu setzen. Was ging es mich an! Hatten sie nicht den Muth, ihre eigene Lage zu bessern, so mochten sie in derselben verbleiben! Nach dem Dejeuner ging ich in meine Cabine, um zu sehen, wie die Befehle des Commandanten vollzogen waren. Sie waren in Betreff meiner eigenen Lagerstätte pünktlich ausgeführt; die übrigen Lagerstätten befanden sich ganz in demselben schmutzigen und mangelhaften Zustande. Ich erkannte den bösen Willen des Timoniers, sich überhaupt um die Civilpassagiere auf der Gorgone zu bekümmern, jetzt ganz klar, stieg auf Deck, und interpellirte den Commandanten zum zweiten Male, von ihm dieselben Vergünstigungen, welche mir zu Theil geworden waren, für meine Begleiter fordernd. Von Neuem wurde der Timonier herbeibefohlen, in kategorischer Weise angefahren, und ihm die sofortige Erfüllung meiner Wünsche aufgegeben. Jetzt schien der Mann zu merken, daß mir die Sache Ernst sei. Nach einer Stunde waren alle Lagerstätte in der Cabine in musterhafter Ordnung, und sogar Gläser und Waschschüsseln herbeigeschafft worden. Aber eine Bedienung war nicht zu beschaffen. Der Timonier blieb dabei, daß eine Bedienung für die Civilpassagiere auf dem Staatsschiff nicht existire, auch nie existirt habe.

— Es blieb mir nichts anderes übrig, als einen Schiffsjungen gegen das Versprechen hoher Gage für mich und meine Begleiter in besonderen Dienst zu nehmen.

Um Mittag fuhren wir alle an Land, da der Commandant ein Telegramm von Dschidschelli erhalten hatte, daß das Wetter stürmischer werde, und das Debarquement unmöglich sei. Er versprach mir, falls eine Aenderung eintrete, und die Gorgone ihre Fahrt fortsetzen würde, uns durch einen Kanonenschuß zu benachrichtigen.

Bugia ist ein unbedeutender Küstenort, aus wenigen Straßen bestehend, welche fast nur Kaffeehäuser, Wirthshäuser, Soldaten- und Beamtenwohnungen enthalten. Die ganze Einwohnerzahl wird 2000 nicht übersteigen; ein Fort, eine Kaserne, ein Arsenal und ein Hospital erheben sich auf den malerischen Höhen rund um das am Hafen sich ausbreitende Städtchen, welches von Orangen- und Feigenbäumen, Oliven und Kastanien umgeben ist. Schon Plinius erwähnt des Ortes, als einer von Augustus gegründeten Colonie in Mauritanien. Später wurde Bugia die Hauptstadt der Vandalen. Während der Herrschaft der verschiedenen arabischen Dynastien in Afrika war es der Küstenpunkt, mit dem europäische Kaufleute und Handelsleute vielfache und ausgedehnte Verbindungen unterhielten. Bugia exportirte Weizen, Wolle, Korallen, Oel und Kupfer. Aber trotz dieser commerziellen Verbindungen wurde von Bugia aus viel Seeräuberei getrieben, so daß König Ferdinand von Spanien im Jahre 1509, nachdem er sich Orans bemächtigt hatte, mit 15,000 Mann auf vierzehn großen Schiffen die Stadt von der Seeseite angriff, sich derselben bemächtigte und auf einer den Hafen dominirenden Höhe ein festes Schloß baute, um dort eine beständige Besatzung zu halten. Aber vierzig Jahre später belagerte der Pascha Salah-Rais von Algier Bugia zu

Wasser und zu Lande mit einer Heeresmacht von 40,000 Mann und zwang die nur geringe spanische Besatzung zur Uebergabe; damit war aber der Wohlstand der Stadt auch vorüber. Der Ritter d'Arvieux besuchte Bugia im Jahre 1674. Er fand dort höchstens 600 Einwohner vor. Der Hafen, der wegen seiner Größe und Sicherheit früher berühmt war, war öde und verlassen; ein Theil der Stadt lag in Ruinen. Die Ursache des Verfalls der einst so blühenden Stadt war die Eifersucht der Bewohner von Algier, welche den Handel und die Seeräuberei derselben absichtlich vernichteten, um sich beider Erwerbsquellen allein zu bemächtigen. Die Franzosen bemächtigten sich Bugias im Jahre 1833 fast ohne Kampf. Sie haben dasselbe jetzt zu einem stark befestigten Küstenpunkt gemacht und durch Anlegung dreier Forts und eines Blockhauses auf den Stadt und Hafen dominirenden Höhen damit den spitzen Winkel des Dreiecks gebildet, vermittelst dessen sie durch die Befestigungen von Dschidschelli und Setif die arabische Bevölkerung der kleinen Kabylie in Schach halten. Es ist interessant, daß alle Völkerstämme, welche seit zwanzig Jahrhunderten im Besitze von Bugia waren, dort auch die Spuren ihrer Befestigungen zurückgelassen haben. Der alte Römerwall und die spätere Sarazenenmauer sind noch heute an vielen Punkten vollkommen erkennbar; die Ruinen des spanischen Schlosses überragen noch jetzt den Hafen und im Fort Barral kann man römisches Mauerwerk, sarazenische Thürme und moderne Befestigungslinien neben und übereinander sehen.

Jedenfalls beschäftigte die Besichtigung der Stadt und ihrer nächsten Umgebung mich und meine Reisegefährten den Tag über. Abends kehrten wir an Bord der Gorgone zurück, während alle übrigen Passagiere das Nachtquartier in der Stadt der Unreinlichkeit und der Verwahrlosung in

ihren Cabinen vorzogen. Und wie bedauerten wir trotz der reinlichen Herrichtung unserer Lagerstätten nicht ihrem Beispiele gefolgt zu sein. Die Erleuchtung der zweiten Kajüte mußte wieder vermittelst des auf einen Flaschenhals gesteckten Talglichtes bewerkstelligt werden, und während der Nacht wurden wir unaufhörlich durch die Matrosen und Soldaten gestört, welche sich den kleinen, vor den Postcabinen befindlichen Raum wiederum zur Lagerstätte gewählt hatten. Vergebens verlangte ich am andern Morgen vom Commandanten die Abstellung dieser Beschwerden. Die zum Zwischendeck führende Luke konnte nicht geschlossen werden, und so lange dies nicht möglich war, war der Zutritt der Soldaten und Matrosen zu dem Raum, auf denen die Postcabinen sich öffneten, nicht zu hindern. Am nächsten Mittag rief ein Kanonenschuß die übrigen Passagiere vom Lande an Bord zurück. Der Telegraph hatte dem Commandanten mitgetheilt, daß die Ausschiffung der Maulesel und Soldaten möglich sein würde. Aber Nachmittag hatte sich das Wetter bei Dschidschelli wieder geändert, und die Abfahrt wurde nochmals hinausgeschoben. Wir sahen der dritten, höchst unangenehmen Nacht am Bord der Gorgone entgegen. Die Landung der Maulesel in Dschidschelli war die Aufgabe des Commandanten; das Schicksal der Passagiere war vollkommene Nebensache. War die erstere noch in acht Tagen nicht zu bewerkstelligen, so mußten die Passagiere noch acht Tage an Bord bleiben. Um den Zustand der Cabinen und um ihre sonstigen Bedürfnisse bekümmerte sich Niemand. Endlich gegen Abend wurde die Maschine geheizt. Dunst und Hitze in der Postcabine wurden unerträglich. Jedenfalls hatten wir die Aussicht, nur noch eine Nacht an Bord des Kriegsschiffes zuzubringen, und dieser Trost machte uns den Dunst, die Hitze in der Cabine und den höchst

ungemüthlichen Aufenthalt in der Kajüte erträglicher. Um Mitternacht verließ die „Gorgone" die Bucht von Bugia; in der Hoffnung, am nächsten Abend in Stora zu sein, legten wir uns schlafen. Der unglückliche Russe verbrachte wiederum auf einem Stuhle die Nacht.

Beim Anbruch des Tages erwachten wir durch den Lärm der Matrosen, welche vor den offenen Thüren unserer Cabinen schliefen und zur Ablösung commandirt wurden. Das Schiff schwankte heftig; auf dem Meere schien ein fürchterliches Wetter zu wüthen. Nur mit Mühe war ich im Stande mich anzukleiden; über die Leiber und Beine der Matrosen und Soldaten kletternd, mich rechts und links an den Wänden anhaltend, um nicht zu fallen, gelangte ich durch die zweite Kajüte auf Deck. Der Himmel war mit dicken, grauen Wolken bedeckt, die See ging hoch, der Wind wehte aus Westen und schien von Minute zu Minute heftiger auftreten zu wollen; aber — was mich weit mehr, als dies Alles erschreckte, die Gorgone hatte gewendet und segelte nicht in östlicher, sondern in westlicher Richtung. Wir konnten unmöglich auf dem Wege nach Stora sein. Einige Schritte von der Kajütentreppe begegnete ich einem von den Seeoffizieren. „Wir sind auf dem Rückwege nach Bugia," rief er zu mir, „als wir Dschidschelli bereits im Gesicht hatten, wurde das Wetter so heftig, daß es nicht möglich gewesen wäre, die Maulesel zu debarquiren, wir mußten unsern Rückweg in die Bucht von Bugia antreten."

„Aber, war es nicht möglich, nach Kollo zu fahren, wir segeln ja gegen den Wind?"

„Gewiß wäre das möglich gewesen, wir hätten sogar um Mittag in Stora sein können; aber die Maulesel konnten bei dieser hochgehenden See in Dschidschelli nicht ausgeladen werden."

Also zum zweiten Male den Mauleseln geopfert! Ich stieg wieder die Kajütentreppe hinab, um den übrigen Passagieren, welche noch gar keine Ahnung ihres Unglücks hatten, die Schreckensmähr zu verkünden. In der Kajüte traf ich Iwan, der, heftig von der Seekrankheit mitgenommen, in einem traurigen Zustande war. Niemand wollte mir in den Postcabinen meine Nachricht glauben. Als endlich daran nicht mehr zu zweifeln war, geriethen diejenigen, welche die wie eine Seuche plötzlich unter ihnen ausgebrochene Seekrankheit noch nicht gegen allen Schmerz und alles Weh unempfindlich gemacht hatte, außer sich, daß, statt am Ende zu sein, eine neue Epoche ihrer Leiden auf der Gorgone beginnen solle, deren Ende nicht abzusehen war; wenige von ihnen hatten die Entschlossenheit, aufzustehen und den dunsterfüllten, unerträglich heißen Raum zu verlassen; die meisten blieben in stumpfer Gleichgültigkeit auf ihren unreinlichen Lagerstätten liegen. Draußen trat das Unwetter immer heftiger auf; stromweise stürzte der Regen aus den schwarzen, schweren Wolken auf das Deck und trieb die unglücklichen Deckpassagiere und Soldaten nach den Räumen des Zwischendecks; eng aneinander gedrängt füllten sie den Raum, auf den sich die Thüren der Postcabinen öffneten, so dicht, daß ich mich nur mit Mühe hindurch arbeiten konnte, um wieder nach der zweiten Kajüte zu gelangen. Die beiden Damen, welche die dortigen Cabinen einnahmen, befanden sich in einem trostlosen Zustande. Ein heftiger Anfall der Seekrankheit jagte bei ihnen den andern. Vergebens riefen sie nach den gewöhnlichen Hülfeleistungen. Am Bord der „Gorgone" gab es für Damen keine Pflegerin oder Aufwärterin. Niemand kümmerte sich um sie. Das Schiff schwankte so heftig, daß die Maulesel in ihren eigenen Ställen auf dem Verdeck häufig umgeworfen wurden. Wenn sie sich dann wieder

aufrafften, so verursachten die aufschlagenden Hufe der Thiere ein donnerndes Geräusch, welches zwischen dem Pfeifen des Sturmes, dem Brausen der Wellen, dem Tumult der Soldaten und Deckpassagiere, welche ohne einen Schutz dem herabströmenden Regen und den über das Deck hinschlagenden Wellen ausgesetzt waren, wohl geeignet gewesen wäre, auch stärkere Nerven, wie die der unglücklichen Frauen, zu erschüttern, welche das Scheitern an der felsigen Küste und das Zerbrechen des Schiffes nahe wähnten, und in verzweiflungsvolles Geschrei ausbrachen, sobald die Hufe der umstürzenden Thiere von Neuem an die Bretter des Decks schlugen. Ich stieg wiederum auf Deck, oder vielmehr, ich kletterte die Treppe hinauf und kroch nach dem Hinterdeck zu der Bank, wo ich am ersten Tage unserer Fahrt aus dem Hafen von Algier gesessen hatte. Dort hatte ich am wenigsten von dem Schwanken des Schiffes zu leiden und zugleich einen Stützpunkt, um nicht umgeworfen oder gar von den Wellen über Bord gespült zu werden. Der Regen hatte plötzlich aufgehört. Der Wind trieb die dunkeln Wolkenmassen aus einander, und hie und da trat der afrikanische Himmel in seinem tiefblauen Colorit hervor. Schon hoffte ich, es würde eine Aenderung des Wetters eintreten. Aber nach einer halben Stunde hatte sich der Horizont wieder in einen dunkleren Regenmantel gehüllt, als vorher, plötzliche Regenschauer wechselten mit Hagelwetter, die Farbe des Meeres hatte einen dunkelgrünen Ton angenommen, wie Berge thürmten sich die Wellen an der Küste in die Höhe, um sich dann auf das Schiff zu stürzen. Aber die Gorgone kämpfte tapfer mit Sturm und Wellen, die Wogenberge brachen sich an ihrer starken Flanke, weithin spritzte der weiße Schaum über das Verdeck, aber der Kiel des Schiffes drückte fast ohne zu schwanken die Wellen unter sich, bis

sie in ihrer Kraft gebrochen, sich noch einmal an der andern Seite aufbäumten. Es war ein ebenso prächtiges, wie großartiges Schauspiel. Auch Herr Dürand kroch jetzt über die Höhe der Kajütentreppe auf Deck, und gelangte fallend und gleitend bis zu meiner Bank. „Die Gorgone ist ein starkes Schiff," rief er, als er glücklich neben mir saß, „aber wenn uns das Geringste an der Maschine passirt, gehen wir sämmtlich zum Teufel." Der Wind blies immer aus Nordwest und trieb uns der Küste zu, welche in der Form steiler und schroff abfallender Felsen aus der Brandung aufstieg. „Aber die Maschine ist stark," sagte ich, mich selbst damit tröstend, „wo mag sich die Fregatte befinden, welche neben uns in der Bucht von Bugia lag?"

Die schäumenden Spitzen neuer dunkelgrüner Wellenberge, welche von der Küste herangebraust waren, warfen sich über das Verdeck und unterbrachen unser Gespräch. Das Schiff schwankte heftiger wie vorher, donnernd schlugen die eisernen Hufe der stürzenden Maulesel auf die Planken; aber die Gorgone hielt sich tapfer; gebändigt bäumten sich die Wogen noch einmal auf der andern Seite in die Höhe, um in das Meer zu stürzen. Ein Schiffslieutenant ging vorüber, um sich nach dem Vorderdeck zu begeben. „Ist die Sache gefährlich?" fragte ich ihn. „Oh nein, noch nicht," erwiderte er, „aber, wenn das Wetter noch ärger wird" .... „Aber, das Schiff ist stark," unterbrach ich ihn. Er zuckte die Achsel, „pas si fort, Monsieur" .... Ich machte ein bedenkliches Gesicht. „Was sagte der Lieutenant?" sagte Herr Dürand, der unser Gespräch nicht verstanden hatte. „Sie machen ja ein so bedenkliches Gesicht."

„Oh, er sagte, die Maschine sei recht stark."

„Ja, ja, darauf kommt es an, ich sagte es ja schon,

die Fregatte hielte den Sturm nicht aus, am Ende wird sie gar nicht ausgelaufen sein."

Wir blickten uns um. Auf dem Meere war nirgends ein Segel zu erblicken. Nur dunkelgrüne Wellenberge, welche sich aufthürmten, um brausend wieder zusammenzustürzen. Ich blickte in die Höhe, der Himmel war ganz dunkel. Der Sturm peitschte einen schwarzen Wolkenzug vorüber. Neue Hagelschauer stürzten herab und prasselten auf das Deck. „Kommen Sie hinunter," sagte ich zu meinem Reisegefährten, „hier oben ist's fast nicht auszuhalten. Niemals fahre ich wieder mit einem Kriegsschiff, wo ich den Mauleseln geopfert werde." Wir krochen wieder in die Kajüte hinab. Mein Bruder saß an dem großen Tische, mit dem Verzehren von etwas kalter Küche beschäftigt. An ein ordentliches Dejeuner war heute nicht zu denken. Auch war der Civilkoch, wie ich hörte, von der Seekrankheit auf das Heftigste mitgenommen. Wir versuchten eine Partie Schach zu spielen. Bevor nur zehn Figuren auf dem Brette aufgestellt waren, schwankte das Schiff einige Male so heftig, daß Figuren und Brett am Boden lagen, und wir uns nur dadurch vor dem Fallen schützten, daß wir uns an dem Tische festhielten. Aber wir stürzten mit dem Tische gegen die Kajütenwand. Zu gleicher Zeit wiederholte sich das donnernde Gepolter der stürzenden Thiere auf Deck. Die Damen schrieen und jammerten, auf das Heftigste von dem Geräusch erschreckt, welches unten noch weit fürchterlicher lautete. Keine Versicherung meinerseits konnte sie beruhigen, um so mehr, da sich das Geräusch alle fünf Minuten wiederholte, und Tisch und Stühle immer wieder gegen die Wand ihrer Cabine geworfen wurden. So brachten wir über eine Stunde unten zu; dann krochen wir von Neuem auf Deck. Der Wind hatte sich etwas nach Süden gedreht. Die Matro-

sen waren in Begriff ein Segel aufzuziehen, um der Maschine die Arbeit zu erleichtern, das Schiff von der Küste abzuhalten. Wenn der Wind nur weiter aus dieser Richtung blies, waren wir wenigstens vor der Gefahr geschützt, an die felsige Küste geworfen zu werden. Aber nirgends wechselt der Wind auf dem Mittelmeere so häufig wie an der afrikanischen Küste. Es war bereits Mittag. Um sechs Uhr Morgens waren wir auf der Höhe von Dschidschelli gewesen. Wir hatten also sechs Stunden gebraucht, um kaum die Hälfte des Rückweges nach Bugia zurückzulegen. Endlich um drei Uhr erblickten wir die vorspringenden Felsen, welche die Bucht von Bugia nach Osten abschließen. Niemals sind mir die Viertelstunden so langsam verflossen, wie an diesem Nachmittage. Ich stieg nicht wieder in die Kajüte hinab. Den Blick unverwandt auf das schützende Gestade gerichtet, blieb ich auf meiner Bank sitzen. „Noch eine Stunde," sagte der Capitain, der eben abgelöst war, und sich zu mir setzte, „noch eine halbe Stunde, noch eine Viertelstunde," hieß es dann, „noch fünf Minuten," die Gorgone segelte an dem Felsen vorüber, das Meer war plötzlich ganz ruhig, das Pfeifen und Zischen des Sturmes hörte auf einmal auf — wir waren in der Bucht angekommen. Die Fregatte lag bereits im Hafen. Sie hatte sich nur eine Stunde hinausgewagt, um dann wieder umzukehren. Wir waren fünfzehn Stunden in See gewesen. Der Capitain stand auf. „Ich glaube, es wäre Zeit zum Diniren," sagte er lächelnd, „es war eine schöne Promenade im Sturm. Kostet auch Tausend Franken."

Am andern Morgen nahm ich mir vor, die Gorgone auf immer zu verlassen, umsomehr, als der Commandant mir sagte, daß er eine „Fortdauer heiteren Wetters" abwarten müsse, um nochmals die Landung seiner Soldaten und Maulesel bei Dschidschelli zu versuchen. In diesem

Falle hatte ich die Aussicht, vielleicht noch acht Tage an der afrikanischen Küste umherzusegeln. Alle Passagiere verließen das Schiff, „um die Fortdauer heiteren Wetters" am Lande abzuwarten. Iwan war in einem ganz beklagenswerthen Zustande, da er bereits die fünfte Nacht auf einem Stuhle zugebracht hatte, ohne sich niederlegen zu können. Der Commandant versprach den Passagieren, sie durch einen Kanonenschuß zu benachrichtigen, falls ihm telegraphisch „die Fortdauer heiteren Wetters" von Dschidschelli mitgetheilt werde, und nach dem Kanonenschuß noch eine Stunde auf ihre Rückkehr zu warten. In Bugia ließ ich mich auf das dortige arabische Büreau führen. Ich ersuchte den Chef des Büreaus unter Vorzeigung meiner Briefe des Marschalls, mir Pferde und militärische Bedeckung zu geben, um zu Lande nach Setif zu gelangen. Er führte mich zu einer an der Wand hängenden Karte. „Hier," sagte er, mit dem Finger auf die Karte deutend, „ist Bugia, dort sehen Sie Dschidschelli, hier unten Setif. Setif ist die Spitze des Dreiecks. In diesem Dreieck hat sich der Aufruhr festgesetzt. Um nach Setif zu gelangen, müssen Sie die eine Seite des Dreiecks überschreiten. Selbst wenn ich Ihnen die ganze Besatzung von Bugia mitgeben könnte, wäre es nicht möglich, nach Setif auf diesem Wege zu gelangen. Aber ich kann Sie mit Umwegen von fünf bis sechs Tagen über das Gebirge nach Setif bringen lassen. Ihr Kopf ist dabei wohl nicht in Gefahr; schwerlich würden Sie aber bei dieser Witterung die Schluchten passiren können. Ich rathe Ihnen auf das Dringendste ab. Glauben Sie mir, ich kenne den Weg." — Die Antwort vernichtete alle meine Hoffnungen mit einem Schlage. Ich erzählte dem Capitain von dem Zustande der Passagiere auf der Gorgone. „Trotz alledem," sagte er lächelnd, „sind Sie immer noch besser auf der Gorgone

aufgehoben, als auf dem Wege nach Setif. Wenigstens riskiren Sie nicht Ihren Kopf."

Am Abend kehrte ich wieder an Bord des Kriegsschiffes zurück. Die Zukunft war ebenso dunkel wie der Himmel, der immer noch in seinem grauen Regenrock gekleidet war. Der Abend verstrich sehr trübselig beim Scheine des auf einen Flaschenhals gesteckten Talglichtes. Aber um Mitternacht ertönte der verhängnißvolle Kanonenschuß. Der Mond hatte gewechselt. Das von Dschidschelli eingelaufene Telegramm lautete; „la mer très calme, le debarquement très facile." Um zwei Uhr waren sämmtliche Passagiere an Bord. Um fünf Uhr war der Himmel klar und heiter. Nach einer halben Stunde verließ die Gorgone den Hafen. Die Fregatte folgte uns in einiger Entfernung. Um zehn Uhr lagen wir dem Fort Dschidschelli gegenüber, und die Ausschiffung der Soldaten und Maulesel wurde ohne jede Schwierigkeit bewerkstelligt. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, der Himmel von azurfarbener Bläue. Um ein Uhr segelten wir nach Kollo, und zwei Uhr Nachts lagen wir in der Bucht von Stora. Ein Fischerkahn führte mich und meine drei Gefährten beim Aufgang der Sonne in einer Stunde in den kleinen Hafen von Philippeville.

Wir hatten nicht weniger als sechs Tage an Bord der Gorgone zugebracht. Die Fahrt war eine charakteristische Illustration zu dem Artikel der „Opinion Nationale" gewesen: „Französische Dampfschifffahrt auf dem Mittelmeer."

Fünfzehntes Kapitel.

Eine Fahrt durch die afrikanische Mittelmeerregion.

Geologischer, vegetativer und animalischer Charakter der afrikanischen Mittelmeerregion. — Philippeville. — Die alte Römerstadt Rusicada. — Abfahrt von Philippeville. — Physiognomie des Zeramnathals. — Der Saf-Saf. — Saint Antoine. — Saint Charles. — Römertrümmer. — El-Kanturs. — Hamma. — Anblick Constantines.

Die afrikanische Mittelmeerregion scheint nur eine Fortsetzung dieser Region auf den gegenüberliegenden Küsten des Meeres zu sein, welches Europa von Afrika trennt, so sehr gleichen sich die Küsten beider Welttheile in ihrem physischen und geologischen Charakter, in ihrem vegetativen und animalischen Leben. Die Flora der afrikanischen Küstenstrecken gleicht der Flora des südlichen Europa in ganz auffallender Weise; jede Provinz Algeriens bringt dieselben Blumen, Bäume und Pflanzen hervor, wie die gegenüberliegende Küste Europas. Die Flora der Provinz Oran ruft dem ankommenden Reisenden die Flora Spaniens ins Gedächtniß zurück, die Vegetation der Provinz Algier hat die auffallendste Aehnlichkeit mit der Vegetation der Provence und des Languedoc; der vegetative

Charakter von Constantine erinnert bei jedem Schritt an die Flora Siciliens. Von 1428 Pflanzenarten, welche der berühmte Botaniker Cosson in der Provinz Constantine entdeckte, finden sich nicht weniger wie 1056 im südlichen Europa wieder; die anderen stammen aus dem Orient oder sind Spezialitäten dieses Theiles von Afrika. Die Dattelpalme ist, wie jeder Reisende in Afrika weiß, gar keine Pflanze der afrikanischen Mittelmeerregion — die Wüste Sahara, wo ihre Früchte reifen, ist ihr Vaterland. Ganz dasselbe ist der Fall mit dem animalischen Leben der gegenüberliegenden Küsten des Mittelmeeres. Eine Menge von Vögeln ziehen aus Afrika nach dem südlichen Frankreich. Eine große Zahl derselben vierfüßigen Thiere und Insekten findet sich auf gleiche Weise in beiden Ländern wieder. Aber, wird man mir erwidern, wie ist es mit dem Löwen, mit dem Panther, mit der Hyäne, mit dem Schakal; sie kommen doch nicht im südlichen Frankreich vor? Momentan freilich nicht; aber sie sind dort vorgekommen. In den zahlreichen Höhlen und Schluchten der südfranzösischen Gebirge findet man noch heute ihre Knochen und Gerippe. Der Löwe, der Panther, die Hyäne würde heutigen Tages noch recht gut in den Cevennen fortkommen können, ebenso gut, wie in der afrikanischen Steppe und im Atlasgebirge; das Klima beider Gebirgsketten ist nur sehr wenig von einander verschieden; aber die Civilisation hat die Nachbarschaft dieser wilden und unbequemen Gäste nicht ertragen. Nicht das Klima hat sie im südlichen Frankreich ausgerottet, sondern der Mensch, während daß der Araber ihre Gegenwart in einem schwach bevölkerten Lande duldet. Die berühmten Löwenjäger und Pantherjäger, welche die wilden Thiere an den südlichen Abhängen des Atlasgebirges ausrotten, sind sämmtlich Franzosen, keine Araber. Kurz, abgesehen von einzelnen, auftretenden Verschieden-

heiten, welche aus dem Orient stammen, der animalische und vegetative Charakter der Mittelmeerregion ist auf der afrikanischen Küste derselbe, wie auf der europäischen an der anderen Seite des Meeres, welches nur als ein großer Binnensee anzusehen ist. Dort wie hier, diesseits wie jenseits, wachsen die Olive, der Lorbeer, die Orange, die Limonie, die Citrone, der Mandelbaum, der Feigenbaum, die Myrthe, der Lentiskenbaum, die Kiefer von Aleppo, die weiße Pappel, die Aloë und der Oleander. Und was die geologische Formation anbetrifft, so haben alle Gebirgsstrecken am mittelländischen Meere dieselbe Gestalt. Die Bergketten laufen parallel mit der Küste, nur ein verhältnißmäßig schmaler Streifen ebenen Landes trennt sie von den blauen Fluthen des Meeres. Die Cevennen, die Seealpen, die Appeninen, der Taurus, der Libanon, der Atlas, die Sierra Nevada — sie haben alle denselben geologischen Charakter. Das ist auch der Grund, daß der Lauf der Flüsse, welche in diesen Gebirgen entspringen und ins Meer fließen, nur kurz sein kann, ebensowenig wie ihre Wassermasse von großer Bedeutung ist. Der Ebro, die Rhone und der Nil sind die einzigen schiffbaren Flüsse, welche ihren Lauf ins mittelländische Meer nehmen; auf der ganzen afrikanischen Küste, von Marocco bis nach Egypten, gibt es, außer der Seybouse in der Nähe von Bona, gar keinen schiffbaren Strom.

Die Mittelmeerregion hat in der Provinz Constantine ungefähr eine Breite von 120 Kilometer, wenn man die Straße, welche von Philippeville nach Batna führt, als ihre Durchschnittslinie annimmt. Philippeville bildet den Hafenplatz von Constantine, und ist eine höchst langweilige Schöpfung der französischen Colonisationsprojecte von Algerien seit den letzten zwanzig Jahren. Sie trägt das Stigma der französischen Militair- und Colonisations-

stadt an der Stirn, und besteht aus nichts, als aus Kasernen, Verwaltungsgebäuden, Wirthshäusern, Kaffeehäusern und Läden. Inmitten dieser Gebäude, welche sämmtlich den Charakter des Unfertigen und der Eile tragen, ragen die Trümmer der alten Römerstadt Rusicada in den Resten eines großen Amphitheaters hervor. Hat man diese Trümmer besucht und die treffliche kleine Sammlung Römischer Alterthümer des Herrn Roger, eines Verwandten des berühmten Sängers, gesehen und noch einen Spaziergang nach Stora gemacht, wenn man nicht, wie gewöhnlich, in Stora gelandet ist, so hat man nur einen Wunsch, nämlich, Philippeville so schleunigst wie möglich zu verlassen, und benutzt die erste Diligence, welche abfährt, um nach Constantine zu kommen. Philippeville ist nämlich der Ausgangspunkt der Straße, welche von der Küste des Mittelmeeres direct in die Wüste Sahara führt. Die Straße vermittelt die Verbindung der Oasengruppe der Siban mit dem mittelländischen Meere, und nimmt ganz dieselbe Richtung, welche vor fast zweitausend Jahren die alte Römerstraße nahm, auf der Marius einst mit seinen Legionen nach Gätulien und Zebe, in das Land der Löwen, der Panther und Kameele zog. Man bilde sich indeß gar nicht ein, wenn man diese Straße auch auf den Karten von Algier mit einem starken Strich verzeichnet sieht, daß man eine Straße von dem Charakter unserer europäischen Heerstraßen vor sich hat. Diesen Charakter trägt die Straße zu der großen Wüste Sahara nur bis einige 40 Kilometer hinter Constantine, dann verwandelt sie sich plötzlich in einen Steppenweg, auf dem man selbst am Tage Hals und Beine brechen und während der Nacht höchst unangenehme Rencontres mit umherspazierenden Löwen und umherschwärmendem arabischen Raubgesindel haben kann.

Morgens um sieben Uhr stieg ich mit meinen drei

Reisegefährten in das Coupé eines mit vier Pferden bespannten Messageriewagens, der uns noch an demselben Tage nach Constantine führen sollte. Die Entfernung zwischen Philippeville und Constantine beträgt 83 Kilometer. Die nächste Umgebung von Philippeville war reich und schön. Der Wagen rollte durch eine Landstrecke, welche auf beiden Seiten des Weges auf das Fleißigste angebaut war. So weit das Auge reichte, Getreidefelder, Gemüseäcker, Olivenbäume, mit Cactushecken eingerahmte Gärten, Cedern und Cypressen, Mandelbäume, Citronenbäume, Pfirsichbäume, hübsche Landhäuser, die Landschaft von sanft ansteigenden Höhenzügen geschlossen, deren untere Hälfte Olivenwälder bedeckten, die Straße mit prächtigen Platanen besetzt, welche im Sommer, wenn sie in ihrem vollen Laubschmuck stehen, breite Schattenstreifen werfen — ein üppiges, reichdecorirtes afrikanisches Landschaftsbild, über welches der junge Frühling einen zauberischen Reiz ausgegossen hatte. Es war ein herrlicher, heller Apriltag, kühl, frisch und heiter, azurblau der Himmel, Vogelgesang tönte aus Garten und Flur. Die Straße war sehr belebt: Araber auf den kleinen berberischen Eseln reitend, welche wilde Schweine, an denen die Umgegend von Philippeville besonders reich ist, zur Stadt brachten, die bekannten, mit sechs Pferden hinter einander bespannten, französischen, zweirädrigen Karren, Messageriewagen, welche von Constantine nach Philippeville fuhren, die Pferde mit Schellengeklingel, hoch oben auf der Decke des Wagens das Gepäck, und oben auf dem Gepäck noch ein Paar Passagiere, welche im Morgenwinde eine Umschau der Gegend hielten.

Aber kaum war eine starke Stunde verflossen, so begann die Cultur des Weges bereits abzunehmen. Die Platanen an dem Rande der Straße fingen an zu verschwinden, die Landhäuser wurden seltener; hie und da

zwischen den Getreidefeldern bereits unbebaute Strecken, auf denen Gestrüpp und Unkraut lustig wucherte; mit dem hübschen Weiler St. Antoine schien das schöne Zeramnathal, welches wir bis jetzt durchfahren hatten, bereits ein Ende zu nehmen. Ein Fluß mit ziemlich starkem Gefälle erschien und verschwand abwechselnd zwischen Gärten, Wiesen und Baumschlag auf der rechten Seite der Straße. Es war der Saf-Saf, der von den Gebirgshöhen kommt, welche Constantine im Osten umschließen und zum mittelländischen Meere strömt. Langsamer stieg der Wagen einen Höhenzug hinan, der nur mit Gestrüpp und kurzem Strauchwerk bewachsen war, welches theils aus wilden Myrthen zu bestehen schien.

Nach und nach erschienen dann wieder in der Landschaft Zeichen der Cultur, wenn sie auch sehr vereinzelt auftraten. Einzelne Colonistenhäuschen, von Aeckern und umzäunten Gärtchen umgeben, dann und wann auch wieder mehrere zusammenhängende Getreidefelder. Unter den Arbeitern an der Straße, welche die zum Bau derselben aufgehäuften Steine zerklopften, sah ich mehrmals Neger in französischer Tracht, in rothen Soldatenhosen und blauer Blouse. Den schwarzen Kopf umwand gewöhnlich ein weißer Turban. Es war das erste Mal, daß ich Eingeborene in französischer Tracht sah. Der Araber, der auf der nächsten Station frische Pferde an den Wagen schirrte, war bis auf den rothen Fez ganz französisch gekleidet. Nach anderthalb Stunden hielten wir in einem recht hübschen, reinlichen Orte. Die Häuser waren sämmtlich französisch gebaut, von der Höhe blickte eine christliche Capelle und ein verfallenes Maurenhaus herab. Es war Saint Charles, ein im Jahre 1847 gegründeter französischer Colonistenort von ungefähr siebenhundert Einwohnern, wie mir beim Umspannen der Pferde gesagt wurde.

Hier fließt die Zerga in den Saf-Saf, der seinen Lauf, wie gesagt, nach dem mittelländischen Meere nimmt. Die Umgegend von Saint Charles schien fleißig und reich angebaut zu sein, wie ich beim Hinausfahren sah. Rechts von der Straße bemerkte ich Vorarbeiten zu der Eisenbahn, welche von Philippeville nach Constantine führen soll, und im Bau begriffen ist. Wann sie fertig werden wird, wird wahrscheinlich auch mehr eine Frage des Geldes als der Zeit sein, wie mir ein französischer Genie-Offizier von der Straße sagte, welche Medeah mit der Oase Laghuat verbinden soll.

Von Saint Charles bis El-Harruch, welches 27 Kilometer von Constantine entfernt ist, liegen hie und da Ruinen römischer Bauwerke an der Straße, Trümmerhaufen von bedeutender Größe und Ausdehnung. Bei Gastonville sah man noch im Jahre 1849 Trümmer eines Römertempels, Spuren einer Cisterne und zerschlagene, halbverwitterte Mosaikplatten. Jetzt ist auch jede Spur davon verschwunden. Wo sie hingekommen sind, weiß ich nicht. Das nördliche Afrika hat in den verflossenen zwei Jahrtausenden so ungeheure Wandlungen in seinen Culturzuständen und Völkerstämmen erlebt, daß man sich nicht wundern kann, wenn auch die letzten Trümmer einer Vergangenheit verschwinden, welche nur der Griffel der Geschichtsschreiber in der Erinnerung der Menschen aufbewahrt. Kann man doch nur annähernd vermuthen, wo Carthago gestanden hat; sind doch fast alle Spuren dieser im Alterthum so reichen und mächtigen Stadt, welche mit Rom um die Herrschaft der Welt kämpfte, vom afrikanischen Boden verschwunden! —

Bis El-Kanturs — nicht weit davon erblickt man auch noch einige unbedeutende Ruinenreste einer römischen Stadt — steigt die Straße nun fortwährend an. Sie

klimmt die einzelnen Höhenzüge hinauf, welche, neben einander hinziehend, die Parallelketten des Atlas bilden, die die Nordküste Algeriens nach dem Meere zu umgeben, und dort meistens sehr steil und in malerischen Formen abfallen. Nur noch zwei kleine Ortschaften, keine über fünfhundert Einwohner, liegen an der Straße. Sonst wird die Gegend, je höher die Straße steigt, nach und nach immer öder, unfruchtbarer und einsamer. Die weißen Häuser verschwinden in dem Landschaftsbilde, welches sich hinter El-Harruch aufrollt, immer mehr; nur hie und da aufsteigende einzelne Rauchsäulen verkünden, daß Colonisten beginnen, sich hier anzusiedeln, und mit dem Ausroden und Ausbrennen des Bodens den Anfang ihrer Colonisationspläne machen. Der schwache Baumwuchs, der am Fuß der Höhenzüge sich bis El-Harruch noch bemerkbar machte, verschwindet dann gänzlich; trübe und kahl bauen sich die Thalwände auf, und in der Form von gewaltigen Spitzkegeln von graugelbem Schiefer tritt das Gebirge aus den kahlen Höhenzügen hervor, welche dann und wann noch mit spärlichem Weideland bedeckt sind. Die Flächen, welche aus der Thalsohle zu der Bodenerhöhung ansteigen, bedecken Millionen Meerzwiebeln mit ihrem charakteristischen Blätterschmucke. Nur das Leben auf der Straße gibt noch Zeugniß davon, daß das Land überhaupt bewohnt ist. El-Kanturs liegt 800 Meter über dem Spiegel des Saf-Saf. Es war schon recht frisch und kühl, obschon die Uhr auf zwei zeigte, als der Wagen in El-Kanturs Halt machte, um die Pferde zu wechseln, und den Reisenden die Gelegenheit zu geben, ein recht gutes Dejeuner einzunehmen, welches mit einem halben Dutzend Schüsseln, Wein und Kaffee nur drei Franken kostete.

El-Kanturs ist der höchste Punkt der Straße, welche nach Constantine führt, und ein schöner Beweis der Thä-

tigkeit der französischen Armee in Afrika ist. Von nun an rollt der Wagen immer abwärts. Nach und nach fangen die steil ansteigenden, graugelben Schieferkegel an, zu verschwinden; die Höhenzüge nehmen wieder ihre frühere, gefällige, runde Form an; an die Stelle der Meerzwiebel treten wieder Wiese und Weideland, Acker und Flur. Das frische helle Wasser eines Baches rauscht neben der Straße; er fließt schon nach Süden; die Höhe von El-Kanturs bildete die Wasserscheide in der Parallelkette des Atlas, die ich überstiegen hatte. In dem Landschaftsbilde, welches sich vor mir im Hinabsteigen aufrollte, traten wieder weiße Colonistenhäuser, Olivenbäume und hübsche Weiler auf; um vier Uhr Nachmittags wurden in einem reizenden Thale, wo Bäche rauschten, wo Pfirsichbäume und Mandelbäume blühten, und goldgelbe Citronen und Limonien zwischen dunkelgrünen Blättern schimmerten, zum letztenmale frische Pferde an den Wagen gespannt. Ein schlanker Palmbaum erhob sein schönes Haupt zum azurblauen Himmel. Es war die erste Palme, welche ich, seitdem ich die Meeresküste verließ, wiedersah. Hamma hieß die Häusergruppe in dem reizenden Thale. Hier stand eine Römerstadt, welche Agimatia genannt wurde. Das Wort „Hamma" ist numidischen Ursprungs, und bedeutet „heißes Wasser, heiße Quelle". Die heißen Quellen fließen bei Hamma noch heute.

Nun ging es wieder aufwärts. Als sich die Straße um eine Thalbiegung wand, stieg ein sonderbares Bild vor mir auf. Ich hatte den Wagen verlassen, und ging zu Fuß die Straße hinan. Zwei Felsen erhoben sich vor mir; graugelbe, dunkle Schieferfelsen, in der Mitte von einander geklüftet, als wenn ein Erdbeben sie gespalten hätte. In der Tiefe der Kluft brauste ein Strom, oben auf dem Felsen stand eine Stadt; beide Felsen waren durch

eine Brücke mit einander verbunden. Die Stadt war Constantine, die einstige Residenz des Piratenfürsten Ahmed Bey. Der Fluß war der Wed-Rumel, der vom Atlas kommt. Noch eine Stunde steilen Hinansteigens, und ich stand vor dem Thore der Stadt, deren Charakter und äußeres Gepräge noch heute vollkommen arabisch ist, neben Tunis und Cairo die interessanteste Stadt in Nordafrika.

Sechszehntes Kapitel.

Spaziergänge durch Constantine.

Einfahrt durch das Thor Valée. — Koudiat-Ali. — Grabmal des Präcilius. — Platz Nemours. — Geschichte Constantine's. — Der letzte Bey von Constantine. — Arabisches Quartier. — Französisches Quartier. — Ein Spaziergang durch das französische Quartier. — Physiognomie desselben. — Die Kasbah. — Ein Palast aus Tausend und Einer Nacht.

Es ging schon gegen Abend, als wir durch das Thor Valée in Constantine einfuhren. Das Thor, welches seinen Namen von dem Eroberer von Constantine, dem Marschall Valée trägt, ist der Haupteingang in die alte Araberstadt. Alle Wagen, welche aus Philippeville, aus Setif, aus Batna kommen, alle Araberzüge und Karavanen, alle Reisende, mögen sie zu Pferde oder zu Fuß sein, müssen dieses Thor passiren. Außerhalb des Thores befindet sich ein heute mit Alleen und Baumgruppen bepflanztes Plateau, an dessen Rändern der Fels, auf dem Constantine steht, ziemlich steil in die Ebene abfällt. Auf diesem Plateau stand die Batterie, welche die Bresche in die Mauer legte, durch welche die Franzosen in die Stadt eindrangen. Links, dem Plateau gegenüber, durch die steil absteigende Straße, welche nach Philippeville führt, von demselben getrennt, erhebt sich auf einem Hügel die Vorstadt Koudiat-Ali, welche nach einander die Römer, die Araber und die

Franzosen erbaut haben, und welche ebenso oft bei den vielen Belagerungen, welche die Stadt ausgehalten hat, zerstört worden ist, weil der Hügel, auf dem sie steht, eine Hauptposition sowohl für die Belagerer wie für die Belagerten ist. Bei Koudiat-Ali befanden sich auch immer die Friedhöfe — der französische Friedhof befindet sich noch heute dort — und in den Gängen und Höhlen des Hügels sind die Knochen aller der Generationen angehäuft, welche seit Jahrtausenden den Felsen von Cirta bewohnt haben. Rechts von dem Plateau, welches ebenfalls von dem tapfern Eroberer von Constantine seinen Namen führt, steigt man auf einem Fußpfade, der sich durch die Gurbis eines Araberdorfes windet, zu einem großen Römischen Grabmale hinab. Noch heute erhebt sich der steinerne Sarkophag mit den Gebeinen der dort Ruhenden innerhalb eines mit Fresken und Mosaiken geschmückten Gewölbes, auf hohem Piedestale, und eine Inschrift in lateinischen Versen belehrt den Wanderer, daß hier der Goldschmied Präcilius begraben liege, nachdem er über hundert Jahre heiter und fröhlich mit seiner Frau und mit seinen Freunden gelebt habe.

So ist die äußere Umgebung des Hauptthores von Constantine. Von dem Plateau hat man einen weiten und prächtigen Blick auf das Thal und auf die die Stadt umgebenden Höhenzüge. Innerhalb des Thores betritt man einen großen Platz, der den Namen des Herzogs von Nemours trägt. Er hat ein ganz europäisches Ansehen und ist einer der belebtesten Plätze von Constantine, da die drei Hauptstraßen, welche sich strahlenförmig durch die französische Stadt ziehen, auf ihm münden. Als wir durch das Thor des Generals Valée in die Stadt einfuhren, bot der Platz das Schauspiel eines arabischen Marktes, Gruppen von Arabern, Mauren und Türken bewegten sich

in allen Trachten des nördlichen Afrika zwischen den aufgehäuften Vorräthen von Früchten, Blumen und Broden, sonst hätten wir glauben können, in eine europäische Stadt einzufahren. Am Platze befanden sich die Büreaus der verschiedenen Messagerien, welche die Verbindung Constantines mit dem Meere und mit der Steppe vermitteln. Daß das Lumpengesindel aller Farben und Raçen, welches in allen afrikanischen Städten die Ankunft des Couriers erwartet, um den mitkommenden Fremden seine Dienste anzubieten, auch hier nicht fehlte versteht sich von selbst. Dutzende von braunen, schwarzen und weißen Händen bemächtigten sich unseres Gepäckes, um dasselbe in das Hotel des Colonies zu schaffen, welches vier oder fünf Stock hoch, alle andere Häuser am Platze Nemours überragt, und als wir uns in den hübschen und wohl eingerichteten Zimmern desselben einquartiert hatten, erschien wenigstens ein Dutzend Mischlinge aller Farben, um Jeder für die bedeutenden Dienste, welche er uns geleistet haben wollte, ein besonderes Trinkgeld zu verlangen.

Constantine ist unbedingt die interessanteste Stadt des französischen Afrika.

Der Ursprung Constantines verliert sich in das tiefe Dunkel verflossener Jahrhunderte. Ihren Namen verdankt die Stadt wohl ihrer sonderbaren Lage auf steilem Felsen. „Cirta" bedeutet in numidischer Sprache „der Fels." Der Name Cirtas erscheint in der Geschichte zum ersten Male im zweiten punischen Kriege. Livius theilt uns mit, daß Syphax Cirta zu seiner Hauptstadt machte. Er erbaute dort einen Palast, und die Stadt war schon damals so stark befestigt, daß Massinissa, obschon er an der Spitze einer bedeutenden Armee stand, sie nicht anzugreifen wagte. Strabo sagt von Cirta: „Cirta, die königliche Residenz Massinissa's und seiner Nachfolger, ist eine sehr feste Stadt

und ist mit vielen großen und prächtigen Gebäuden geschmückt, welche sie hauptsächlich Micipsa zu danken hat. Sallust spricht von fruchtbaren Ebenen, welche sich im Osten und Süden der Stadt ausbreiten. Im Jahre 311 wurde Cirta verbrannt und zerstört, und als die Stadt im Jahre 313 wieder aufgebaut wurde, nahm sie den Namen „Constantine“ an.

Während der arabischen Besitznahme des Landes, in der Epoche, wo die Dynastie der Beni-Hafs regierte, war Constantine nach Tunis der schönste Edelstein in ihrer Krone. Edrissi, ein arabischer Schriftsteller und Reisender jener Zeit sagt: „Constantine ist eine bevölkerte, reiche und handeltreibende Stadt. Ihre Bewohner vermitteln alle Handelsbeziehungen der Araber unter sich und beschäftigten sich ebenso vielfach mit dem Ackerbau. Es herrscht großer Reichthum in der Stadt. Dieselbe ist auf einer Art von isolirtem Vorgebirge von viereckiger Gestalt erbaut, und von allen Seiten von einem Flusse umgeben, der aus dem Süden kommt, seinen weiteren Lauf erst nach Osten, dann nach Westen nimmt und sich in's Meer ergießt. Constantine ist einer der stärksten Plätze der Welt und beherrscht weite und ausgedehnte mit Getreide und Gerste bedeckte Ebenen.“ Constantine hat viele und zerstörende Belagerungen erlebt — in einem französischen Reisehandbuche, welches Algerien schildert, finde ich nicht weniger, als achtzig verzeichnet — und ist bei Gelegenheit dieser Belagerungen mehrmals ganz oder theilweise verbrannt worden. Ein arabischer Reisender, der die Stadt im 13. Jahrhundert sah, El Abderi, sagt von ihr: „Sie gleicht einer schönen Frau, welche in Lumpen gekleidet ist, oder einem freigebigen Manne, der sein Geld verloren hat, oder einem Krieger, den seine Wunden hindern, zu den Waffen zu greifen.... „Die Stadt umschließt schöne

Reste des Alterthums und Gebäude von gehauenen Steinen mit einer reichen Architektur.“ Von dem heutigen Constantine sagt Cherbonneau: „Die Stadt ist lange nicht so groß, wie die frühere alte Stadt Cirta. Ehemals gab es eine äußere und eine innere Stadt. Die erstere hatte eine weit größere Ausdehnung, wie die letztere, wenn sie auch nur Vorstadt war.“ Constantine hat heute eine Bevölkerung von ungefähr 35,000 Menschen, von denen nur 5000 Europäer sind. Während der türkischen Herrschaft wurde Stadt und Provinz von einem Bey verwaltet, den der Dey von Algier ernannte. Der letzte Bey von Constantine hieß Hadj-Ahmed und regierte elf Jahre. Vor der Unterzeichnung der Capitulation in Algier versuchte Hadj-Ahmed-Bey den Dey Hussein zu überreden, ihm mit seinen Schätzen nach Constantine zu folgen. Aber Hussein ging zu seinem Glücke auf diesen Vorschlag nicht ein, denn Ahmed plünderte seinen Schwiegersohn, der sich verleiten ließ, ihm zu folgen, vollkommen aus. Von nun an regierte Ahmed-Bey in Constantine ganz unbeschränkt — eine wahrhaft türkische Regierung. Er ließ die reichsten Einwohner der Stadt ohne Weiteres tödten, um sich ihr Vermögen anzueignen; die Razzias gegen die umwohnenden Araberstämme wurden zum System erhoben. Gesetz und Religion trat er in der frechsten Weise mit Füßen und betrachtete das Volk wie eine Heerde Vieh, welche nur dazu da sei, um sich von ihm ausbeuten zu lassen. Von einem Streifzuge gegen eine benachbarte Tribus brachte er nicht weniger, wie vierhundert Köpfe mit, welche auf den Wällen der Stadt mehrere Tage lang auf Pfählen ausgestellt wurden. Wehe Jedem, der schöne Frauen, Schätze und schöne Pferde besaß! Ahmed wußte sich derselben entweder mit List oder mit Gewalt zu bemächtigen. Er besaß eine unersättliche Begierde nach fremdem Eigenthum.

Mit der Eroberung von Constantine im Jahre 1837 war es natürlich mit seiner Macht am Ende. Aber er warf sich ins Gebirge und setzte noch elf Jahre lang in den Thälern und Schluchten des Atlas den Kampf gegen die Franzosen fort. Endlich mußte er sich dem Commandanten von Saint-Germain unterwerfen, wurde zuerst nach Constantine und dann nach Algier geführt, wo er noch bis zum Jahre 1850 von einer Pension von 12,000 Franken, welche ihm die französische Regierung zahlte, gelebt hat. Das war der letzte Bey von Constantine. Er schloß würdig eine lange Reihe von Statthaltern, von denen die Meisten durch Gift, Dolch oder durch die seidene Schnur umgekommen sind. Der französische Schriftsteller Cherbonneau hat die Namen und Thaten dieser Ungeheuer in einer langen Liste zusammengestellt, welche vor mir liegt, während ich schreibe. Selbst die Römischen Kaiser der verderbtesten Periode sind rein und unschuldig, wenn man ihre Thaten mit den auf dieser Liste verzeichneten Verbrechen vergleicht.

Die arabische und die französische Stadt Constantine sind gänzlich von einander getrennt. Die Straße Caraman, welche ebenfalls auf dem Nemoursplatze mündet, bildet die Scheidungslinie zwischen beiden. Sehen mußte ich die französische Stadt wenigstens heute noch, und so begann ich mit meinem Königsberger Freunde, Herrn Dürand, nachdem wir uns im Hotel eingerichtet hatten, meine Wanderung, während meine beiden anderen Reisegefährten es vorzogen, sich von der Strapaze der Seereise von Algier nach Stora und der Landreise von Philippeville nach Constantine, auf den weichen Divans ihrer Zimmer gründlich auszuruhen.

Auf dem Nemoursplatze war es noch gerade so geräuschvoll und lebendig, wie vor einer Stunde. Die

arabischen Verkäufer hatten ihre kleinen Tische mittelst Kerzen erleuchtet, die Gruppen der sich auf dem Platze hin und her bewegenden Personen sahen in der matten Beleuchtung in ihren sonderbaren und malerischen Trachten noch phantastischer aus, wie am hellen Tage. Das Gewirr und Geräusch, welches wie eine Wolke auf dem Platze lag, schien noch zugenommen zu haben. Drei hellerleuchtete Straßen führten von der dem Thore gegenüber liegenden Seite des Platzes in die französische Stadt. Sie hatten einen ganz europäischen Charakter; die Häuser waren im französischen Muster gebaut, vier, fünf Stock hoch, mit schmalen Eisenbalkons vor den tief hinabreichenden Fenstern, das Erdgeschoß gewöhnlich von Kaffeehäusern, Läden und Werkstätten eingenommen. Wir schlugen die mittlere ein und hätten glauben können, uns in der Straße einer belebten französischen Provinzialstadt zu befinden, so sehr trug die ganze Umgebung einen französischen Charakter. Arabische Gestalten und Trachten traten nur vereinzelt unter den sich auf der Straße bewegenden Spaziergängern auf, von denen Soldaten und Offiziere wohl ein Drittheil ausmachen mochte. Constantine ist ja die Divisions-Hauptstadt der Provinz und die Residenz des commandirenden Generals. Engere Querstraßen verbanden die drei Hauptstraßen, welche ihren Ausgang auf den Platz Nemours hatten, wir schlugen eine derselben in der Hoffnung ein, dort vielleicht charakteristisch hervortretende Elemente des arabischen Constantine zu finden. Aber unsere Hoffnung sollte nicht erfüllt werden, wie ich schon erwähnte; das europäische Quartier der Stadt ist vollkommen von dem arabischen Quartier getrennt.

Das war auch der Grund, daß die arabischen Elemente unter den Spaziergängern auf der Straße fast ganz fehlten. Die Straßennamen erinnerten fast sämmtlich an

die blutigen Opfer, welche die Belagerung und Eroberung der Stadt den Franzosen gekostet hat. Da war die Straße Damremont, die Straße Serigny, Richepanse, die Straße Desmoyen, die Straße Rouaud und Leblanc; viele Straßen trugen auch den Namen der Regimenter, welche sich bei der Belagerung von Constantine ausgezeichnet hatten. Die Straße Combes führte ihren Namen nach dem tapfersten Obersten des 47. Linienregiments, der bei der zweiten Belagerung von Constantine fiel. Oberst Lamoricière war an der Spitze der ersten Sturmcolonne schwer verwundet worden; Oberst Combes ersetzte ihn mit der zweiten Colonne. Da trafen ihn zwei tödtliche Kugeln. Die Kugeln im Leibe, schleppte er sich zum Herzog von Nemours, um ihm von dem glücklichen Erfolge, den seine Colonne errungen hatte, Bericht zu erstatten. Dann verschied er, bedauernd, daß es ihm nicht vergönnt sei, den glänzenden Sieg der französischen Waffen zu überleben.

Ja, die Eroberung Constantine's hat Frankreich viele und blutige Opfer gekostet! Es ist unbegreiflich, daß Araber und Türken mit wirklich fanatischer Wuth für die Regierung Ahmeds-Bey kämpften, der unter den grausamen und geldgierigen Statthaltern des Landes, wie ich schon erwähnte, vielleicht die erste Stelle einnahm. Dieser Widerspruch ist jedenfalls nur durch den den Mohamedanern innewohnenden Christenhaß zu erklären. Nur eine Straße Lamoricière konnte ich nirgends finden. Ich glaube, der tapfere General, der bekanntlich bei dem Sturm auf die Bresche beim Thore Valée bei Gelegenheit der Sprengung einer Mine mit in die Luft flog und einmal in Paris zu einem meiner Bekannten äußerte: „Ich habe Constantine erobert ohne es zu sehen," ist wie in Europa, auch in Afrika bereits lebendig begraben. Nirgends ist mir dort eine Erinnerung an ihn aufgetaucht. Ich sah

ihn zum letzten Male in Rom auf dem spanischen Platze, als er „Soldat des Papstes" geworden war und die Schlacht bei Castelfidardo so schmählich verloren hatte. Er war alt und grau geworden, und stützte sich, von der Gicht geplagt, auf einem Krückstock. In Constantine mußte ich oft an ihn denken. So gehen die Soldaten zu Grunde, welche, wie Lamoricière nur für das Handwerk und für den Tagelohn, nicht für ein Princip fechten. Der „Soldat des Papstes" wäre auch der Söldner Louis Napoleons nach dem Staatsstreich geworden, wenn er ihn nur in seine Dienste genommen hätte!

Aber fahren wir fort in unserem Spaziergange durch Constantine. Das neue Constantine hatte seinen arabischen Charakter noch mehr eingebüßt, als das neue Algier. Wir kamen über kleinere und größere Plätze, deren Aeußeres ebenfalls vollkommen europäisch war, durch andere Straßen, welche ganz und gar den französischen Rock trugen, an großen Kasernen, Magazinen und Verwaltungsgebäuden vorüber, wir traten auf eine halbe Stunde in ein Café chantant ein, das Café chantant glich jedem Café chantant in Marseille, in Lyon, in Orleans oder Rouen auf ein Haar. Auch die ehemalige Kasbah trug heute ein neues, nach französischem Zuschnitt gemachtes Kleid. Wer hat innerhalb der Mauern dieses Gebäudes schon seit fast zwei Jahrtausenden geherrscht! Die Römer, die Araber, die Türken, heute General Perigord, der commandirende General in Constantine! Die Kasbah, welche von den Arabern noch heute so genannt wird, erhebt sich auf dem höchsten Punkte der Stadt, zwischen der Straße Damremont und den tiefen Schluchten des Roumel, bis zu dessen Wasserspiegel es eine Tiefe von 640 Meter ist. Die Römer gebrauchten sie als Capitol und als Citadelle. Die von ihnen angelegten weiten und schönen Cisternen

sind heute noch vorhanden. Ich sah sie am andern Tage. Auch die arabischen Fürsten residirten hier. Der Sultan Abou-Zakeria wurde in der Moschee der Kasbah begraben. Während der türkischen Herrschaft war die Kasbah der Sitz der Oberpolizeibehörde und der Richtplatz für die Verbrecher. Bei dem Sturm auf Constantine benutzten die Araber ihre Mauern als letzten Vertheidigungspunkt. Es entwickelte sich ein erbitterter Kampf, bis es dem General Rulhieres gelang, von der Straße Damremont aus in die Kasbah einzudringen. Für die Besatzung gab es nur einen Weg zur Flucht, abwärts an den Felsen hinunter, auf denen die Kasbah erbaut ist, in die Tiefe, wo der Roumel fließt. Aber auch ein Theil der Einwohner von Constantine, welcher nicht am Kampfe Theil nehmen konnte, hatte sich während des Sturmes in die feste Kasbah geflüchtet, Greise, Weiber und Kinder. Alles stürzte, als die französischen Soldaten aus der Straße Damremont eindrangen, in eiliger Flucht nach der anderen Seite, wo es zum Flusse hinabgeht. Der Fanatismus der Türken hatte den Frauen eingeredet, daß die Franzosen Kinder fräßen. An Seilen ließen sich Hunderte an den Felsen in die Tiefe, welche fast zweitausend Fuß beträgt, hinab. Da rissen die Seile unter dem Gewicht der sich Herablassenden und nun stürzten Hunderte hinab. Das Bett des Roumel war noch Tage lang nachher mit blutigen Leichen bedeckt, welche, an den Felsen zerschmettert, oft kaum menschlichen Körpern mehr ähnlich sahen. Heute ist von allen körperlichen Erinnerungen, außer den römischen Cisternen, aus den vergangenen Jahrtausenden in der Kasbah nichts mehr vorhanden. Die französische „Kasbah“ enthält drei Kasernen für die Infanterie, Artillerie und für das Genie, ein Hospital für 1500 Kranke und das Arsenal. Nur drei Steine, welche in der nach der Straße Damremont

aufgeführten Mauer eingefugt sind, erinnern noch an die Zeit der Römer, welche Livius und Sallust in ihren unsterblichen Geschichtswerken verzeichnet haben. Der Eine datirt aus der Zeit des Alexander Severus und enthält eine Dedication der Republik der Cirtenser an ihren Patron Junianus Martialianus, ein zweiter ist dem Titus Cäsarinus, dem Beschützer der „vier Colonien" gewidmet. Die „vier Colonien", von denen auf dem Steine die Rede ist, waren Cirta — das heutige Constantine —, Rusicada — das heutige Philippeville —, Mileu — Mila — und Chullu — die heutige Stadt Collo am mittelländischen Meere.

Am Ende unserer Wanderung kamen wir auf einen geräumigen Platz. Er lag im Mittelpunkte des europäischen Quartiers, zwischen den Straßen Damremont und Caraman und war von drei Seiten mit glänzend nach Pariser Muster eingerichteten Kaffeehäusern umgeben. Große Glasthüren, Spiegelscheiben, Billards, kleine Tische, rothe und grüne Plüschsessel und Plüschdivans, deckenhohe Spiegel mit vergoldeten Rahmen, kurz Kaffeehäuser wie auf dem Boulevard Montmartre. Auch die hübsch geputzten Comptoirdamen fehlten nicht hinter den mit Crystall und Südfrüchten bedeckten Büffets. Unter den Arcaden sowohl wie in den Sälen herrschte ein reges, buntes Leben. Der Franzose bringt bekanntlich am liebsten seinen Abend im Kaffeehause zu. Das mich immer betäubende Geräusch und Klappern der Dominosteine, wenn dieselben auf den Marmortischen durcheinander gemischt werden, wurde auch hier fortwährend durch den Stoß der Billardqueues und durch die bekannten Rufe: „garcon, petit verre, demie tasse, verre d'absynth, verre de cognac, verre d'eau, merci monsieur," unterbrochen. Es war der gewöhnliche französische Kaffeehauslärm, den Jeder kennt, der Frankreich bereist hat. Der

Lärm ist auch charakteristisch französisch; wenigstens habe ich ihn in keinem andern europäischen Lande gefunden, höchstens in den französischen Schweizerkantonen, in Genf beispielsweise, oder in Neufchatel. Wir traten auf einen Moment in das glänzendste Kaffeehaus, in das Café Moreau, um ein Glas Absynth zu trinken. Zeitungen gab es nur französische, Pariser, Marseiller und in Algier und Constantine erscheinende Localblätter. Eine hübsche, stattliche Frau, die Besitzerin des Café, ging ab und zu, beaufsichtigte die Kellner und beschleunigte ihre oft langsamen Bewegungen in der Bedienung der Gäste. Als ich in meinem französischen Reisehandbuche über den Platz, auf dem wir uns befanden, nachlas, blickte ihr hübsches Gesicht mir über die Schulter in das Buch. Ich wandte mich um und fragte, was sie aus dem Buche zu wissen wünsche? „Nun, ob ich und mein Café auch darin vorkommen?“ erwiderte sie lächelnd. „Gewiß, Madame,“ sagte ich und zeigte mit dem Finger auf die Worte: „Café Moreau, place du Palais.“ Da lächelte die hübsche Frau noch einmal so zufrieden. Wenn im nächsten Winter ein deutscher Reisender mit meinem Reisebuche über Algerien in der Hand in Constantine in das Café Moreau tritt und die hübsche Besitzerin ihm auch über die Schulter in das Buch sieht, wird sie den Namen ihres schönen Kaffeehauses ebenfalls darin finden.

Die Nordseite des Platzes hatte eine arabische Façade. Es war das erste Mal, daß mir der Orient in dem neuen Constantine entgegentrat. An der rechten Seite desselben erhob sich eine Kirche, welche halb aussah, wie eine Moschee, halb wie ein christlicher Tempel. Es war die Kirche zu unserer lieben Frau von den sieben Schmerzen. Ehemals war der christliche Tempel eine türkische Moschee gewesen. Die Moschee erbaute im Jahre 1730 ein Marokkaner, Namens Abbas, unter der Regierung Hussein Beys. Ueber dem

Haupteingange hatte Abbas eine arabische Inschrift in Versen angebracht, in der sein Name als Erbauer der Moschee vorkam. Aber der Bey war eifersüchtig auf den Ruhm Abbas. Nach dem Tode desselben ließ er den Namen desselben aus der Inschrift herausnehmen und statt desselben seinen eigenen Namen in den Stein einfügen. Die Moschee war ein Meisterstück arabischer Architectur. Granitsäulen, welche aus den Ruinen der Römerstadt Tattbut stammten, theilten sie in drei Schiffe; die Nachbildung des Minarets, welches heute in eine christliche Kanzel umgewandelt ist, war außerordentlich geschmackvoll und zierlich ausgeführt. Als man die Moschee in eine christliche Kirche umwandelte, wurde sie bedeutend vergrößert und mit einer achteckigen Kuppel bedeckt. Die Nordseite des Platzes nahm ein hohes und breites Mohrenhaus ein. Die Façade hatte den gewöhnlichen weißen Gypsanstrich und zeichnete sich durch nichts aus, als durch ein ziemlich niedriges Portal von grauem Marmor, mit kunstreich gearbeiteten maurischen Spitzbogen. Die hie und da unregelmäßig in der weißen Mauer angebrachten europäischen Fenster nahmen sich höchst sonderbar aus. Das hohe Mohrenhaus war die Residenz des letzten Bey von Constantine, des schrecklichen Hadj-Ahmed gewesen. Er hatte den Palast erst kurz vor der Eroberung Constantine's durch die Franzosen beendigt, und nach seiner Gewohnheit, das zu demselben gebrauchte Material den reichen Einwohnern der Stadt einfach weggenommen.

Mein mit dem großen Siegel des Generalgouverneurs von Algerien gesiegelter Brief an den General Perigord verschaffte uns noch heute Abend die Möglichkeit des Eintritts in den ehemaligen Palast Ahmeds-Bey. Und welch feenhafter Anblick bot sich uns, als wir durch das enge Vorhaus in die Höfe des Palastes traten, dar!

Wie ein Märchenpalast der
Sultanin Scheherezade!*)

Vier Säulengänge umgaben einen Blumenhof. Die Säulen waren von grauem Marmor, schlank und zierlich. Ihre Kapitäler bestanden aus Nachbildungen von Blumen und Guirlanden in der vollendetsten Form. Alle Kapitäler waren verschieden in der Gestaltung, die schlanken runden Säulen, abwechselnd glatt oder cannelirt. Die Decken der Säulengänge waren in grün, gelb und roth gemalt, die Wände mit sonderbaren Fresken geziert, welche hier eine Seeschlacht, dort Bilder Constantine's, Stambuls und anderer türkischen Städte darstellten. Sie waren das Werk eines Christensclaven, wie uns der Portier erzählte. Die Säulengänge waren vermittelst bunter Laternen von vergoldetem Kupfer erleuchtet, deren bunte und flackernde Lichter eine zauberische Beleuchtung verbreiteten. Den inneren Raum des Hofes bedeckten farbenstrahlende Blumenparterres und duftige Rasenplätze, in deren Mitte sich ein silberner Wasserstrahl aus zierlichem Marmorbecken erhob, um in ein weites Becken von viereckiger Form plätschernd niederzufallen. An den Blumenhof schloß sich nach Osten hin ein prächtiger Marmorhof. Er war ganz mit weißen Marmorplatten gepflastert. Drei Reihen von schlanken Marmorsäulen mit höchst zierlichen Kapitälern von verschiedener Gestaltung trugen die ihn umgebenden Arkaden, deren Decke roth gemalt war; an der westlichen Seite war der Marmorhof offen, indem er sich nach dieser Seite hin an den Blumenhof anschloß. In Grün und Roth gemalte Thore mit maurischen

---

*) Gedichte von Ferdinand Freiligrath: Heinrich der Seefahrer.

Spitzbogen führten unter den Arcaden zu den innern Gemächern des Marmorhofes. In der Mitte war der Marmorhof offen, wie der Blumenhof. Seine Decke bildete hier, wie dort, das tiefblaue Sternenzelt des Himmels mit seinen strahlenden Sternenaugen. Aus dem Marmorhofe kamen wir in einen zweiten Blumenhof, der sich an die Nordseite des ersten Blumenhofes anschloß, so daß beide Blumenhöfe und der Marmorhof ein Ganzes bildeten. Er war ebenfalls von vier von Marmorsäulen getragenen Arkaden umgeben, von denen die südliche Säulenreihe sich auf den ersten Blumenhof öffnete, so daß der Blick in denselben frei blieb. Auch hier waren alle Säulenknäufe von verschiedener Gestaltung, Blumen und Blumenguirlanden darstellend. Die Grundfarbe der inneren Seite der Arkaden war blaßgelb, der Boden derselben war mit grauen, glatten Marmorplatten gepflastert. Außerordentlich geschmackvoll war der innere Raum des Hofes angelegt. Orangenbäume und Citronenbäume standen zwischen Blumenbeeten und grünen Rasenplätzen, ein Marmorspringbrunnen von runder Form bildete den Mittelpunkt des Gartens.

Eine bedeckte, in der Mitte bunt gemalte Gallerie, die Seitenwände mit Fayençeplatten geschmückt, führte aus dem zweiten Blumenhofe in den vierten Hof des Palastes Ahmed's-Bey. Er nahm den westlichen Theil desselben ein. Der vierte Hof war der größte und schönste des Palastes. Er concentrirte auf demselben Raume die Schönheiten aller anderen Höfe und bildete eine Fläche vor dem Raume der drei anderen Höfe zusammen. Die Arkadenreihen, welche ihn umgaben, und abwechselnd von glatten, cannelirten und sechseckigen Marmorsäulen getragen wurden, deren Kapitäler, wie in den anderen Höfen, immer von verschiedener Gestalt waren, waren in diesem Hofe doppelt, die Decken derselben waren in Schwarz und Roth gemalt, die

Wände weiß, aber bis nach oben hin ganz mit Fayençeplatten bedeckt. Die Thüren, welche unter den Arkaden in die inneren Räume des Palastes führten, trugen sämmtlich den maurischen Spitzbogen und waren bunt in Roth und Schwarz gemalt, manche von ihnen in den Ecken mit Blumen, Blättern und Rosen geschmückt. Einen ganz zauberischen Anblick bot in der Beleuchtung der bunten Laternen der innere Raum des Hofes. Die farbenreichsten und schönsten Blumen des Orients schienen auf den Blumenbeeten vereinigt zu sein, Orangenbäume, Cactus und rothblühende Oleander standen in bunten Kübeln in den Gängen, und Marmorspringbrunnen rauschten und plätscherten inmitten dieses Kranzes tropischer Vegetation.

Heute bewohnen die Gemächer dieses Zauberpalastes, welche jetzt ganz europäisch eingerichtet sind, und nichts Merkwürdiges enthalten, der commandirende General der Provinz Constantine und seine Offiziere vom Generalstabe. Auch das arabische Büreau und das Kriegsgericht haben hier ihre Geschäftszimmer aufgeschlagen. Nach einander schritten durch diese feenhaften Höfe und Gärten Männer mit berühmten Namen, General Negrier, General Baraguay d'Hilliers, der Herzog von Aumale, General Bedeau, Marschall St. Arnaud, General Galbois, General Herbillon, Marschall Mac-Mahon. Die meisten von ihnen hat das Geschick bereits hinweggerafft. Und der Erbauer des Palastes, der mächtige Ahmed-Bey, starb in Algier einsam und verlassen, die letzten Jahre seines Lebens von einer kleinen Pension fristend, welche ihm die französische Regierung zuwarf. Er bewohnte den Palast zweimal, das erste Mal als mächtiger Selbstherrscher vor der Eroberung Constantine's nur einige Monate, das zweite Mal als Gefangener, als er sich dem Commandanten von St. Germain hatte ergeben müssen. Und wie stolz und hochmüthig

war er gewesen und mit welchen Schmeicheleien hatten ihn seine Schranzen und Schmeichler überhäuft! In den Gemächern des Palastes zeigte man mir eine Inschrift, welche ihm seine Schmeichler gewidmet hatten. Sie lautete: „Im Namen des gütigen und barmherzigen Gottes! Für den Herrn dieses Palastes Frieden und Glück, ein Leben, welches so lange dauern soll, wie die Taube girren wird, Ruhm ohne Täuschung und Freuden ohne Ende bis zum Tage der Auferstehung."

Siebzehntes Kapitel.

Spaziergänge durch Constantine.

Der Eintritt in die arabische Stadt. — Die Straße Perregaux. — Arabische Verkaufsbuden und Werkstätten. — Die Schuster. — Die Schmiede. — Die Milchhändler. — Die Gemüse- und Fruchthändler. — Eine türkische Moschee. — Maurische Häuser. — Der Platz der Karawanen. — Die Moschee Sidi el Kettani. — Ein Spaziergang durch das Judenquartier. — Schreckliche Zustände der afrikanischen Juden unter türkischer Herrschaft. — Jüdische Frauen und Mädchen — Der Platz El Kantara. — Die Brücke El Kantara. — Orientalische Justiz.

Auf dem Platze Nemours war der arabische Markt am andern Morgen verschwunden, und wer den Platz heute betrat, mußte, wenn er nicht wußte, daß er sich hier in einer der ältesten Städte Nordafrikas befinde, um so mehr glauben, daß er auf dem Platze einer französischen Provinzialstadt sei, als derselbe auch in Betreff seiner lebendigen Staffage momentan einen ganz europäischen Rock angezogen hatte. Eine Abtheilung französischer Infanterie zog unter Trommelschlag und Hörnerklang aus dem Thore Valée. Vor dem Messageriebüreau standen die Postwagen, welche während der Nacht von Philippeville gekommen waren, und alle französische Messageriewagen sehen sich leider vollkommen ähnlich, ebenso wie sie in ihrer engen und unbequemen Bauart alle nach demselben häßlichen

Muster angelegt zu sein scheinen, mögen sie nun auf den Chausseen im französischen Nordafrika, oder auf der Riviera von Nizza nach Genua, oder auf den staubigen Heerstraßen in der Bretagne und Auvergne rollen. Meine Reisegefährten hatten sich heute von der Strapaze der sechstägigen Seereise vollständig erholt, und wir standen alle vier bereits um neun Uhr Morgens vor der Thür des Hôtel des Colonies, um unsern Spaziergang durch den arabischen Stadttheil Constantines anzutreten. Aber, wo ist Constantine, wo ist Afrika? hätten wir mitten auf dem Platze ausrufen können, wenn wir in die Straßen der französischen Stadt blickten, oder die Klänge der Trommeln und Hörner hörten, welche gerade einen Marsch von echt französischem Charakter trommelten und bliesen? Da zeigte uns der Garçon des Hotels auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes ein unbedeutendes hölzernes Thor, welches aussah, wie der Eingang in ein großes Gebäude, mit dem Finger, und sagte: „Y entrez, Messieurs, et vous verrez Constantine." Verwundert über das sonderbare Stadtthor gingen wir über den Platz, traten in das Thor, machten einige Dutzend Schritte in einem vollkommenen Halbdunkel — und plötzlich entrollte sich vor unseren Augen ein Bild, welches in seinen Gestalten und Farbentönen so vollkommen arabisch war, wie wir bis jetzt noch kein anderes gesehen hatten.

Das Thor Ed-Djabia schien in der That zwei Welttheile von einander zu trennen, wie das mittelländische Meer, Europa und Afrika. Wir standen plötzlich am Eingange einer engen Straße von vollkommen arabischem Charakter. Die Straße war die längste Straße in Constantine und durchschnitt das arabische Quartier in seiner ganzen Länge, indem sie zum Thore El Kantara führte. Wir brauchten diese Straße nur zu verfolgen, und das arabische

Constantine zog in seiner ganzen eigenthümlichen Physiognomie an uns vorüber. Ehemals trug die Straße natürlich einen echt maurischen Namen, heute hatte sie diesen maurischen Namen mit einem französischen vertauschen müssen. Sie heißt die Straße Perregaux, nach einem tapferen Officier, der bei der Belagerung Constantines gefallen war. Das Stück Straße, in welches wir hineinblickten, glich einer ziemlich engen, mit Schindeln bedeckten Gallerie, deren beide Seiten zwei Reihen von Verkaufsbuden bildeten, welche vollkommen arabisch decorirt waren. Die Verkaufsbuden waren ebenfalls von Holz, und enthielten ein oder auch zwei Stockwerke, in welche man hineinsah, wie in das Haus, wenn auf einem deutschen Theater das bekannte alte Stück: „Im ersten Stock und zu ebener Erde" gegeben wird. Das Erdgeschoß lag hier kaum zwei Fuß über dem Straßenniveau; der erste Stock baute sich ungefähr zehn Fuß über dem Erdgeschoß auf einer zweiten Bretter- und Balkenlage auf. Die Straße selbst mochte kaum eine Breite von fünf Schritten haben, und über derselben lag ein geheimnißvolles Halbdunkel, indem in dem hölzernen Dach der Gallerie dann und wann einige Schindeln fehlen, um das Sonnenlicht einzulassen; sonst wäre es in der sonderbaren Straße ganz dunkel gewesen. Die Verkaufsbuden waren echt maurisch, mit allem möglichen arabischen Handelskram, mit bunten Tüchern, Teppichen, türkischen und arabischen Kleidungsstücken, Waffen, Eisenwaaren, Stiefeln, Pantoffeln, Sätteln, Lederwaaren und dem verschiedensten Quincalleriekram decorirt, und in der Mitte jeder Verkaufsbude, mitten zwischen seinen Waaren, saß der maurische Verkäufer, gewöhnlich in bunter türkischer Tracht, den Fez oder den Turban auf dem geschorenen Kopf, mit untergeschlagenen Beinen, in träumerischer Ruhe die Käufer erwartend. Im ersten Stockwerk war

häufig eine Schneider- oder Schusterwerkstatt eingerichtet' oder derselbe diente zum Aufenthalte der jüngeren männlichen Kinder des Verkäufers zu ebener Erde. In der Mitte der engen Straße drängte sich die ganze kauflustige Bevölkerung der angrenzenden Querstraßen, bei jedem Schritt, den wir vorwärts thaten, blickten wir in ein neues, bärtiges Gesicht, und wurden von einem andern geflickten Burnus gestreift; es war oft mühsam, in dem Gedränge vorwärts zu kommen; nur Frauen sahen wir keine einzige; selbst die jugendliche maurische Bevölkerung im ersten Stock der Verkaufsbuden bestand nur aus Knaben. Ich habe überhaupt in Constantine selten eine maurische Frau auf der Straße gesehen, während dies in Algier nicht zu den Seltenheiten gehörte. Plötzlich stockte das Gedränge zwischen den Verkaufsbuden. Jeder schob sich zur Seite, so gut es eben gehen wollte, und was war der Grund dieser Stockung? Ein Esel mit Früchten oder mit Oelschläuchen beladen, kam vorüber, und die Straße war so eng, daß er den ganzen Raum einnahm, oder ein Araber versuchte sich, zu Pferde sitzend, durchzudrängen, um in eine der rechts in das arbische Quartier abzweigenden Seitenstraßen zu gelangen. Nach einiger Zeit änderte sich die Scenerie. Die Verkaufsbuden hatten ihren Platz mit bunten Schuhmacherwerkstätten vertauscht. Statt der Tücher, Kleidungsstücke und Teppiche sahen wir bunte Pantoffeln, ausgeschnittene Schuhe von jeder Größe, Stiefeln von schwarzem, gelbem oder braunem Leder und die in träumerischer Ruhe wartenden Kaufleute hatten mit tapfer drauflos hämmernden Schustern gewechselt. Auch der erste Stock bildete nur eine fortlaufende Schuhmacherwerkstätte. Die bereits fertigen und zu verkaufenden Schuhe und Stiefeln lagen auf dem Rande des Erdgeschosses. Wer wollte, konnte sich sofort hier mit der gewünschten Fußbekleidung

versehen. Constantine treibt übrigens einen bedeutenden Handel mit Schuhwerk und Pantoffeln, indem die Fußbekleidung für die Bewohner der ganzen Provinz in der alten arabischen Stadt angefertigt wird. Dann wurde die Straße etwas weniger unheimlich und dunkel, indem das Schindeldach, welches sie bis dahin überdeckt hatte, allmälig zu fehlen anfing und endlich ganz aufhörte, so daß dem Sonnenlicht volle Freiheit gewährt wurde, in die Straße zu dringen. Und wieder änderte sich nach einiger Zeit die Scenerie. Hammerschläge und Klang des Eisens tönte an unser Ohr. Noch einige Schritte und wir gingen zwischen zwei Reihen von Schmiedewerkstätten, welche in ihrer Form und Gestalt übrigens den Verkaufsbuden im ersten Theil der Straße vollkommen ähnlich waren. Alle Handwerker schienen in Constantine auf einen bestimmten Raum concentrirt zu sein. Dann und wann waren die Werkstätten und Verkaufsbuden durch ein arabisches Kaffeehaus unterbrochen. Der zeitweilige Aufenthalt im Kaffeehause ist dem Araber zum Lebensbedürfniß geworden. Er kann sich dort seinem „dolce far niente" ja ganz nach Belieben hingeben. Die Kaffeehäuser hatten übrigens ganz dieselbe Gestalt, wie in Algier, weiß gestrichene, viereckige Steingewölbe von unbedeutender Tiefe und schmaler Breite, die Feueresse im Hintergrunde, die schmalen Bänke zum Lungern an der Seite, der Fußboden mit Palmmatten bedeckt. Auf die Schmiedewerkstätten folgten die Verkaufsstätten für die Milch, welche in größeren oder kleineren Töpfen und Kübeln aufgestellt war. Milch ist bekanntlich ein Lieblingsgetränk der Araber, denen der Koran den Wein verbietet. Bei meinen Besuchen in den Oasendörfern und der Wüste Sahara wurde mir zuerst immer Milch als Getränk zu den Datteln und Feigen angeboten. Es versteht sich von selbst, daß die Verkäufer in den Milchbuden,

welche nun in zwei langen Reihen die beiden Seiten der Straße einnahmen, lediglich aus Männern bestanden; von hübschen Milchmädchen mit sauberen weißen Schürzen war nichts zu sehen. Die Frau tritt nun einmal im arabischen geselligen Leben nirgends hervor. Ihr Wirkungskreis sowie ihr ganzes Leben ist in den Städten lediglich auf das Innere des Hauses beschränkt. Sogar in den Moscheen habe ich selten eine Frau gesehen.

Die Straße machte hinter den Milchbuden eine Biegung und verwandelte sich dann in einen gewölbten Gang, der sein Licht von beiden Seiten, von seinem Eingange und von seinem Ausgange erhielt. Der gewölbte Gang schien der Platz für die zu verkaufenden Früchte und Gemüse zu sein. Zu beiden Seiten der Straße oder des gewölbten Ganges, will ich lieber sagen, wurden Datteln, getrocknete und frische, Bananen, Rosinen, Feigen, Mandeln, Orangen, Citronen, Limonien, besonders aber Reis und Gerstevorräthe zur Bereitung des beliebten arabischen Gerichts, zum Kuskus, ausgeboten; die Vorräthe waren gewöhnlich auf ziemlich reinlich gehaltenen weißen Tüchern aufgehäuft; auch Blumen sahen wir, besonders viele und schöne Rosen. Die Blumen in Form von Sträußen und Bouquets zu verkaufen, schienen die Araber nicht zu kennen. Auf dem Blumenmarkte von Constantine habe ich ebensowenig ein Bouquet oder einen Strauß vorgefunden, wie in anderen arabischen Städten. Die Blumen lagen haufenweis auf den weißen Tüchern neben einander. Ich sah die Blumen auch immer nur einzeln kaufen.

Gleich hinter dem Blumen- und Fruchtmarkt öffnete sich rechts in dem gewölbten Gange ein rundes Thor. Das runde Thor war der Eingang zu einer der berühmten Moscheen Constantines, zu der Moschee El-Akhdar, welche auf Befehl Hassan Beys im Jahre 1743 gebaut wurde.

Sie enthält außerdem eine arabische Gelehrtenschule und einen kleinen arabischen Friedhof, auf dem Hassan Bey und seine Familie begraben liegen. Eine hohe und breite Marmortreppe führte uns zuerst in einen langen Saal. Seine Decke war grün und roth gemalt, während die Thüren schwarz und roth gestrichen waren, und von zwei Reihen bunt gemalter Säulen getragen. Es war der Saal der Medersa oder der arabischen Gelehrtenschule, wo noch heute von Professor Cherbonneau arabische Vorlesungen gehalten werden. Der Professor setzt sich dabei auf einen Teppich in die Nische, welche sich, in Form einer Muschel, in der östlichen Mauer befindet. Die Studirenden sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf den Matten, welche den Boden bedecken.

Rund um die Wände lief eine Inschrift in arabischer Sprache. Dem Eingang gegenüber öffnete sich der Saal auf einem kleinen gepflasterten Hof, in dessen Tiefe sich zwischen Blumen und Blättern einige arabische Grabsteine und zwei oder drei Sarkophage von Marmor erhoben. Dort ruhte Hassan Bey, der Erbauer der Schule und Moschee, nebst seiner Familie. Eine schwarz und roth gestrichene Bogenthür führte aus der dem Hofe gegenüberliegenden Seite der Medersa in die Moschee. Die Moschee machte einen ebenso harmonischen, wie prächtigen Eindruck. Schlanke Marmorsäulen, durch maurische Bogen mit einander verbunden, trugen die bunte Holzdecke und theilten den ganzen Raum in fünf verschiedene Schiffe. Das Minaret und der Gebetpriechen waren von buntbemaltem Holze und hatten nichts Außerordentliches. Aber die heilige Kabba war von großer Schönheit. Weiße und schwarze Marmorsäulen trugen eine in Muschelform von weißem Marmor gearbeitete Decke, der innere Raum der Kabba war ganz mit bunten Fayençeplatten bedeckt. Mit denselben Platten

waren sämmtliche Wände der Moschee bis zur Hälfte ihrer Höhe bekleidet, während die maurischen Bogen, welche die Decke trugen, der obere Theil der Säulen und der Wände einen weißen Anstrich hatten. Prachtvolle türkische Teppiche, in bunten Farben gearbeitet, bedeckten den Boden, Kronleuchter von Bergkrystall und Laternen von buntem Kupfer oder vergoldetem und versilbertem Eisen schwebten an bunten Seidenschnüren zwischen den Marmorsäulen und maurischen Bogen. Das Tageslicht fiel in den prächtigen und geschmackvollen Raum durch viereckige Fenster von weißem Glase. Die Moschee Hassan Bey's hat übrigens ein höchst zierliches Minaret, eines der zierlichsten Minarets, die ich in Afrika gesehen habe. Es hat eine Höhe von nicht weniger als 75 Fuß, ist achteckig und trägt in der Mitte einen Balcon, während es oben mit einem Dache bedeckt ist.

Hinter der Moschee Hassan Bey's nahm die Straße, welche von dort an ihren Namen nach dem tapfern Obersten Combes führte, einen eintönigen Charakter an. Die offenen Werkstätten und Läden traten nur noch strichweise auf; meistens wurden die Seiten der bald auf- und bald absteigenden engen und winkligen Straße durch zwei Reihen maurischer Häuser gebildet, welche sich von den Häusern in Algier wenig unterscheiden. Die Häuser waren von Pisé, einer Mischung aus Lehm und Sand, oder von ungebrannten Ziegeln aufgeführt, und trugen sämmtlich den bekannten weißen Gipsanstrich. Häufig bestanden die Grundlagen der Mauern aus alten Römersteinen, welche an ihrer Form und Größe ganz deutlich zu erkennen waren. Nach der Straße hin zeigten diese weißen, eintönigen Mauern, welche an dem oberen Rande häufig einige steinerne Zierrathen in ziemlich roher Form trugen, hie und da kleine Fensterlöcher, in viereckiger Form; zuweilen trat

aus ihnen auch, wie in Algier, ein Vorbau hervor, der meist von schräg in die Mauer eingefugten Palmenstäben und Cederbalken gestützt war und nur ausnahmsweise auf freistehenden Pfeilern ruhte. Zu den Hausthüren gelangte man gewöhnlich auf mehreren steinernen Stufen; die Thüren selbst waren von Holz, mit Ringen und Nägeln mit großen Köpfen verziert, und von maurischen Spitzbogen überwölbt, welche sich zuweilen durch zierlich gearbeitete Blätter und Arabesken auszeichneten. Dann und wann war auch in der Höhe des Bogens eine Hand in den Stein gemeißelt, oder auch nur mit rother Farbe auf den Stein gemalt. Sie diente nach einem arabischen Aberglauben dazu, „das böse Auge" von dem Eingang des Hauses fern zu halten. Trat man durch die Thür, so kam man in einen kleinen Hof, der von Arkaden umgeben war, welche noch ein oder zwei Stockwerke trugen. Die Zimmer, welche schmal und eng waren, wie in Algier, öffneten sich auf das Erdgeschoß oder auf die obere Gallerie des Hofes, zu der man auf einer schmalen Treppe hinanstieg. Nur in einer Beziehung waren diese Häuser von den algerischen Häusern verschieden; statt mit Terrassen waren sie mit Ziegeldächern gedeckt. Der Grund dieser Verschiedenheit ist wohl in der hohen Lage Constantines zu suchen, da die Stadt auf ihren Felsen heftigen Regengüssen und auch starken Schneefällen ausgesetzt ist.

Dann führte uns die Straße wieder über einen arabischen Markt, der im Ganzen denselben Anblick bot, wie Abends vorher der Nemoursplatz. Besonders zeichneten sich die Bäcker, welche hier ihre Brode feilhielten, durch den Lärm aus, mit dem sie unaufhörlich ihre Brode zusammenschlugen, um den Käufern zu zeigen, daß sie gut durchgebacken seien. Ein Theil des Marktplatzes war wiederum mit Verkaufsbuden umgeben, in denen Tücher, Stoffe und

aller möglicher Handelskram feilgehalten wurde. An einer Straßenecke verkaufte ein Maure Pfeifen von der verschiedensten Größe und Gestalt. Meine Reisegefährten nahmen die Gelegenheit wahr, sich bei dem Manne mit Pfeifen für die Freunde in der Heimath zu versehen. Der Maure sprach geläufig französisch, und so war der Handel leicht zu beschaffen. Eine Menge kurzer und langer, dicker und dünner Pfeifenrohre wurde gekauft, Köpfe der verschiedensten Größe probirt, Bernsteinspitzen aufgeschraubt, ächt türkischer Tabak wurde in Packeten an anderen Stellen des Marktes herbeigeschleppt; besonders Herr Dürand wurde gar nicht müde, zu Geschenken für seine Königsberger Freunde immer noch neue Ankäufe zu machen, so daß ich mich mehrmals genöthigt sah, seine Kauflust durch die Erinnerung an die Schwierigkeiten zu zügeln, welche uns bei der Ladung in Marseille die Douane machen würde.

Endlich war ein großer Theil des Ladens ausgekauft — ich schlug vor, einen berberischen Esel mit den Vorräthen zu beladen und uns nachzuführen —, und unsere Wanderung konnte fortgesetzt werden. Eine steiler ansteigende Straße führte zu dem schönen Platz der Karawanen.

Noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts glich dieser große und schöne Platz, der sich zwischen dem Ende der Straße Caraman, dem Platze Sidi Djelis und dem Thore El Kantara ausdehnt, und heute seinen Namen nach dem General Negrier führt, der bekanntlich in Afrika im Jahre 1848 in den Kämpfen gegen die Araber den Heldentod starb, in Nichts der übrigen Stadt. Es standen dort nur einige arabische Häuser von sehr mittelmäßigem Aussehen, der Boden war uneben, das Unkraut wucherte nach Belieben, die Stadt schien an diesem Punkte still stehen zu wollen. Damals regierte in Constantine Salah-Bey. Abgesehen von seinen übrigen ächtorientalischen

Eigenschaften, welche sich beispielsweise in der barbarischen Zerstörung der Stadt Biscara und der Oase El Utaja in der großen Wüste Sahara äußerten, war er der einzige türkische Gouverneur von Constantine, welcher eine Idee von einer regelmäßigen Verwaltung hatte. Als er eines Tages über den Platz ging, welcher damals „der Platz der Karawanen" hieß, kam er auf den Gedanken, denselben zur Vergrößerung der Stadt zu benutzen. Er schenkte alles denselben umgebende Terrain den Juden, welche in den übrigen Theilen der Stadt zerstreut umher wohnten, unter der Bedingung, daß sie dort Häuser bauen mußten, dann erbaute er am Platze der Karawanen nach einander die Moschee Sidi El Kettani, die Schule Sidi El Kettani und den Harem. Die Moschee ist noch heutigen Tages die größte Moschee in Constantine, oder, ich will lieber sagen, eine der schönsten und reichsten Moscheen, welche ich in Nordafrika gesehen habe. Rund um den Platz hat sich seit den Zeiten Salah-Bey's nun die jüdische Bevölkerung Constantines ansässig gemacht.

Durch ein großes Thor mit maurischem Spitzbogen traten wir in ein langes und breites Vorhaus. Das Vorhaus öffnete sich an seiner Rückseite auf einen viereckigen Hof, dessen unterer Theil von Arkaden umgeben war, während der obere Theil über den Arkaden eine Gallerie umschloß. In der Mitte des Hofes stand ein von Orangenbäumen und Oleanderbäumen umgebener Springbrunnen. Plätschernd fielen die Wasser aus einem kleinen, oberen Becken in eine große, untere Schale von Marmor. Kein Ton drang aus der geräuschvollen Stadt in den stillen, schattigen Hof; wir hörten nur das Geräusch der hinabfallenden Wassertropfen. Aus der Arkadenreihe führten an der rechten Seite des Hofes zwei Treppen von schwarzem Marmor, welche sich in der Mitte ihrer Höhe

in eine Treppe von weißem Marmor vereinigten, auf die obere Gallerie. Sie war ganz mit weißen Marmorplatten gepflastert. Auf der linken Seite der Gallerie führten fünf in Grün und Roth gemalte und mit reicher Vergoldung bedeckte Thüren in die Moschee Salah-Bey's.

Der Anblick war, als wir durch die mittlere Thür eintraten, überraschend. Es herrschte ein Reichthum in der Ausschmückung, eine Zierlichkeit und Schönheit in der Ornamentik und eine Harmonie in den Farben, wie ich in keiner Moschee Nordafrikas gefunden hatte. Die Moschee bildete ein längliches Viereck. Der hölzerne Plafond war in Grün und Roth gemalt, und mit bunten Rosetten geschmückt. Zierliche runde Säulen von weißem Marmor trugen die Bogen, welche die Decke stützten, und den weiten und prächtigen Raum in fünf verschiedene Schiffe theilten. Die Wände waren bis zu zwei Dritteln ihrer Höhe mit Fayençeplatten in unzähligen Mustern decorirt. Palmmatten bedeckten den Boden, und über den Palmmatten waren die schönsten und buntesten Teppiche ausgebreitet, welche die Sahara und Constantinopel anfertigen. Große Kronleuchter von Krystall und bunte Laternen von vergoldetem Kupfer hingen in Menge zwischen den Säulenbogen, um am Abend den märchenhaften Raum mit einem Meere von Licht und Glanz zu erfüllen. In allen afrikanischen Moscheen habe ich als wesentliche Bestandtheile eine zierliche Nachbildung des Minarets, die Kabba, eine Nische, welche immer in der Richtung, wo Mekka liegt, angebracht ist, und vor der die Gläubigen sich verneigen und das Haupt bis zur Erde beugen, und eine auf Säulen ruhende, längliche Tribüne, von deren Höhe die Gebete verlesen werden, gefunden. In der Moschee Salah-Bey's befand sich die Tribüne auf der Seite der Eingangspforte, und nahm die ganze Länge derselben ein. Die

heilige Kabba lag ihr gerade gegenüber, und war ein Meisterstück von kunstvoller Ornamentik, in weißem Marmor ausgeführt. Noch weit schöner und prächtiger war aber die Nachbildung des Minarets. Ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die Kunst und den Geschmack, mit dem dasselbe ausgeführt war, oder den Marmor, aus dem es bestand; denn alle verschiedene Arten von Marmor waren in demselben in der kunstvollsten Weise vereinigt.

Die Moschee war ganz leer. Kein einziger Gläubiger verneigte sich vor der heiligen Kabba. Es war Mittag und die Stunde des Gebets war bereits vorüber. Wir stiegen die Marmortreppen wieder hinab, gingen durch den schattigen, stillen Hof, wo das Wasser des Springbrunnens plätscherte, ohne von irgend Jemandem aufgehalten zu werden, und betraten einen fast dunklen Säulengang, der aus den Arkaden des Hofes in die Richtung nach rechts führte. Ich vermuthete, daß er uns zu der „Medersa", zu der Schule Sidi el Kettani bringen müsse, welche, wie ich wußte, an der rechten Seite der Moschee angebaut war, und ihren Ausgang nach dem Platz der Karawanen hatte. Nach einiger Zeit wurde es in dem Gange hell, ich hatte mich in der Richtung nicht getäuscht, der Gang führte in einen von Arkaden umgebenen Hof; es war der Hof der Medersa. Den Hintergrund desselben nahm ein kleiner, arabischer Friedhof ein, der von dem übrigen Raum durch eine Balustrade von weißem Marmor getrennt war. Grabsteine in der bekannten, arabischen Form, in der Mitte mit Erde und Blumen gefüllt, umgaben zwei Sarkophage von weißem Marmor. Unter diesen Steinen und Blumen schliefen Salah-Bey, der Erbauer der Moschee, und die Mitglieder seiner Familie, bis Mahomet sie zu den Freuden des Paradieses ruft. „Ehemals," so erzählt Cher-

bonneau, „wurde in der Schule Sidi el Kettani in der Grammatik, in der Jurisprudenz, in der Interpretation des Koran und in den mohamedanischen Ueberlieferungen unterrichtet. Da aber die Einrichtung Salah-Bey's wenig von seinen Nachfolgern begünstigt wurde, so verfiel die Schule nach und nach, und die Wissenschaft verstummte." Wir fanden in der Schule einige arabische Gelehrte, welche, auf Palmmatten neben einander auf dem Boden sitzend, sich mit dem Abschreiben des Korans beschäftigten. Sie bedienten sich dazu abwechselnd zweier Federn von Schilfrohr, welche sie in rothe und schwarze Farbe tauchten. Ihre Schrift war äußerst regelmäßig und schön. Mit liebenswürdiger Gefälligkeit schrieben sie meinem Freunde Dürand auf seinen Wunsch einige Zeilen in sein Notizbuch. Dann führte uns Einer von ihnen, der die lingua franca sprach, in ihre Wohnzimmer, welche sich in der Gallerie mit dem Ausgang auf dem Hof befanden. Es waren viereckige, ganz kleine Gemächer, welche ihr Licht zu gleicher Zeit durch die Thüröffnung empfingen, mit Ausnahme eines niedrigen Divans ohne jedes Meublement. Er erzählte uns dabei in einem aus französischen, italienischen und spanischen Worten bestehenden Gemisch, daß die Gelehrten in der Medersa auf Kosten ihrer Tribus ausgebildet würden, und sie unter der Leitung arabischer Lehrer eine specifisch muselmännische Bildung erhielten, nämlich in allen Zweigen der Wissenschaft, welche der Koran vorschreibe.

Vom Platze der Karawanen führte uns unsere Straße in das Judenquartier. Arme afrikanische Juden; wie haben euch die türkischen Bey's und Pascha's, welche auf der Kasbah in Constantine regierten, bis zu dem Tage, wo die französische Sturmcolonnen am Valée-Thore in die Stadt eindrangen, hier behandelt! Es sind noch nicht

dreißig Jahre seit Beendigung eurer Sclaverei in Afrika verflossen. Eure Leidenstage in den afrikanischen Raubstaaten lassen jene Tage, wo ihr in Deutschland des heiligen Römischen Reichs „Kammerknechte“ hießet, noch weit hinter sich, und in Deutschland liegen doch zwischen heute und jenen Leidentagen Jahrhunderte. Von Abends sechs Uhr bis zum andern Morgen waret ihr innerhalb der Grenzen des Judenviertels eingesperrt. Nur ein besonderer Paß der türkischen Polizeibehörde konnte euch die Erlaubniß geben, nach Eintritt der Dunkelheit das Haus zu verlassen, und wehe euch, wenn euch die türkische Nachtrunde ohne ein solches Sicherheitspapier Nachts auf der dunkeln Straße traf? Die Bastonnade oder enorme Geldstrafen waren die unausbleibliche Folge. Und mit der Laterne in der Hand, wie das Gebrauch bei den Muselmännern war, durftet ihr nicht erscheinen; das Licht in eurer Hand, welches schon in der Ferne den Paria unter der afrikanischen Bevölkerung verkündete, löschte jeder Windstoß aus, und wehe euch, wenn euch die türkische Nachtrunde ohne Licht in der Hand auf der Straße ertappte. Stockprügel, und wiederum Stockprügel fielen auf eure Fußsohlen. Aber, wenn ihr euch vergaßet, und einen Muselmann beleidigtet, oder euch gar einmal im Zorn thätlich an ihm vergriffet? Darauf stand der Tod! Nur in Demuth, mit gebeugtem Rücken, mit niedergeschlagenen Augen, mit bittender Geberde durfte sich der Jude dem Muselmann nahen — und er, der Muselmann, er konnte einen Juden schlagen, stoßen, ins Gesicht spucken, ihm Arme und Beine entzweibrechen, was that's? Die türkische Justiz bekümmerte sich nicht darum, der Gemißhandelte, der Getödtete war ja nur ein Jude, der Paria unter der afrikanischen Bevölkerung, der weit unter dem Negersclaven stand, gegen den der Koran Milde und Schonung gebot. War der Fall zu eclatant,

nun dann verurtheilte die türkische Justiz den Mörder in eine unbedeutende Geldstrafe, welche indeß nicht der Familie des Getödteten zufiel, sondern in die Kasse der Regierung floß. Zu Pferde durfte kein Jude in Constantine steigen, auf einem Esel durfte er sich nur in der Umgegend sehen lassen, aber niemals das Stadtthor passiren. That er's dennoch — die Bastonnade, nochmals die Bastonnade, Geldstrafen und Gefängnißstrafe auf einmal. Alle Donnerstage erschien im Judenviertel ein Finanzbeamter des Bey, um das Schutzgeld einzukassiren. Das Schutzgeld betrug für die gesammte Judenschaft Constantines nach französischer Berechnung monatlich nicht weniger als 52,000 Francs; es wurde in wöchentlichen Raten entrichtet, und wehe dem saumseligen Juden, der nicht an jedem Donnerstage, bevor die Sonne unterging, seine Quote bereit hielt! Die Bastonnade war, wie immer, die allergeringste Folge eines so unerhörten Verbrechens. Wollte der Bey sich des Vermögens eines Juden bemächtigen, so brauchte er ihm nur irgend einen unangenehmen Handel anzurichten. Vergehen, für deren Verübung der Muselmann Stockprügel erhielt, wurden an einem Juden mit dem Tode bestraft. Und mit der Todesstrafe war die Confiscation des Vermögens immer verbunden. Beim Wasserschöpfen an der Cisterne durfte der Jude nur der Letzte sein, der Wasser schöpfte; wehe ihm, wenn er sich vordrängte! Er erhielt die Bastonnade, wurde an die Kette gelegt und eingekerkert. Auf der Straße mußte er dem Muselmann die Mitte derselben überlassen; wie ein Dieb, mußte er sich an den Häusern hinschleichen, vor jeder Moschee mußte er niederknien und sich dann eiligen Laufes entfernen; wehe ihm, wenn er dies vergaß, oder wenn er sich umsah und die Moschee mit seinen unheiligen Augen anblickte! Er erhielt eine dreifache Bastonnade. Wahrlich,

es ist zu verwundern, daß noch Juden in Algerien existiren, daß sie nicht ausgerottet sind, wie der fabelhafte Vogel Dodo.

Die Juden erfuhren diese grausame Behandlung in Constantine und in den übrigen maurischen Städten indeß nur unter der Herrschaft der Türken. Von den Arabern sind sie immer gut und gerecht behandelt worden. Die französischen Kanonen, welche von dem Hügel von Koudiat Ali gegen die Wälle von Constantine donnerten, verkündeten ihnen endlich, nach jahrhundertlanger, elender Sclaverei, ihre Befreiung, und heute sind sie reich und angesehen in allen maurischen Städten von der Grenze von Marokko bis nach Tunis. Der Zwischenhandel und das Geldgeschäft liegen ganz in ihrer Hand. Aber auch körperlich hat der afrikanische Himmel sie bevorzugt. Der jüdische Menschenschlag ist in Algerien schöner und kräftiger, wie die maurischen Städtebewohner; besonders zeichnen sich die Jüdinnen vor den Maurinnen durch Gestalt und Schönheit aus. Die Straßen des Judenviertels, welche wir nun durchstreiften, um nach dem Platze El Kantara, dem äußersten Südosten der Stadt, hinabzusteigen, waren weit reinlicher und sauberer, wie die Straßen des arabischen Stadtviertels. Offene Läden und Werkstätten sahen wir hier wenige; der Jude in Constantine beschäftigt sich mehr mit dem Zwischenhandel, als mit eigener Production und mit dem Handel aus erster Hand. Das ist immer seine Aufgabe in den Raubstaaten gewesen, und es ist gerade in diesem Umstande der Grund zu suchen, daß die türkische Tyrannei die Juden nicht vollkommen vertilgt hat. Die türkischen Seeräuber bedurften der Juden, um das Ergebniß ihrer Raubzüge zu verwerthen, wozu sie selbst wenig oder gar kein Geschick hatten und sich ebensowenig der Araber bedienen konnten. Es schien heute ein jüdischer

Festtag zu sein; denn der größte Theil der Bevölkerung war auf der Straße. Einzeln, gruppenweis begegneten sie uns, oder sie standen schwatzend und sich umschauend umher. Der zerlumpte und geflickte Burnus, die geschorenen Köpfe, die nackten Beine, die herabhängenden Strümpfe, die Schlapppantoffeln der arabischen Straßen waren hier gänzlich verschwunden. Die Männer trugen bunte türkische Tracht; ein langer, weißer, schwarzer oder farbiger Strumpf umschloß das Bein fast bis über die Wade hinauf, und der Fuß steckte in festen bis an den Knöchel hinaufreichenden Schuhen, welche oft von lakirtem Leder waren. Die Gesichter, welche nur in der etwas stark gebogenen Nase an den jüdischen Typus erinnerten, waren von wohlgekämmten und gepflegten dunklen Bärten eingerahmt, und unter dem Turban quollen reiche, dunkle Haarlocken hervor. Die geschorenen Köpfe der Araber haben für mich immer etwas Degoutantes gehabt. Mag Mahomet, als er im Koran den Gläubigen das Abscheeren der Haare empfahl, dabei Absichten gehabt haben, welche er will, häßlich sind und bleiben diese kahlen arabischen Köpfe mit der verwaisten, dünnen Haarlocke auf dem Scheitel unzweifelhaft, und zur äußern Schönheit seines Stammes hat der Prophet durch seine Vorschrift wahrhaftig nicht beigetragen.

Wie schön und stattlich sahen dagegen diese Judenköpfe mit den dunkeln vollen Locken aus! Aber alle Männer trugen einen schwarzen Turban. Unter der türkischen Herrschaft ist der schwarze Turban Vorschrift gewesen, um den Paria aller afrikanischen Volksstämme schon von Weitem zu erkennen; wahrscheinlich haben die Juden unter der französischen Regierung den schwarzen Turban aus Gewohnheit beibehalten, da ich mir nicht denken kann, daß der schwarze Turban in Algerien eine noch bestehende Vor-

schrift sein sollte. Ich habe vergessen, mich nach dieser auffallenden Erscheinung zu erkundigen. Und wie waren sie schön und stattlich anzusehen, die Töchter Israels, welche uns auf der Straße begegneten! Welch schöne ovale Gesichtsformen, welch dunkle und feurige Augen, welch prächtige, hohe Gestalten, das volle, reiche Haar mit einem schwarzen Bande, wie die Wittwen umschlungen! Lange, bunte Gewänder, oft von Seide oder vergoldetem Brokat, bis zum Fuß hinabreichend, schlossen sich entweder an ein enges, oft mit Silber nnd Gold gesticktes Leibchen an, oder sie umgaben zwanglos den Körper, über den Hüften durch einen silber- oder goldgestickten Gürtel zusammengehalten. Ich kann meine schönen Leserinnen versichern, diese Jüdinnen sahen auch ohne Crinoline schön aus; das ohne allen Zwang über die Hüften hinabfallende Gewand diente nur dazu, die schönen Formen, welche unter demselben verborgen waren, hervortreten zu lassen. Ja, diese Jüdinnen waren schön, und schon die Erscheinung an sich war schön, einmal wieder Frauen unverschleiert auf der Straße zu sehen!

Um Mittag standen wir auf dem Platze El Kantara, dem südöstlichen Ende der Stadt, während wir am Morgen von ihrem nordöstlichen Ende, vom Platze Nemours ausgegangen waren. Wir hatten also die Stadt in ihrer ganzen Länge durchschritten. Der sich zunächst an den Platz El Kantara anschließende Stadttheil hatte wieder einen vollkommen arabischen Charakter. Wir waren wieder durch lange Reihen von Werkstätten und Verkaufsbuden gekommen, welche ganz die Form und die Decoration der Werkstätten und Läden der rue Perrégaux hatten. Die männlichen Kinder des Besitzers erschienen wieder im oberen Stocke, während der Vater zu ebener Erde hämmerte, handelte, schneiderte oder schusterte. Ich nahm die

Gelegenheit wahr, mir zwei abgerissene Knöpfe gleich auf der Straße wieder annähen zu lassen. Der Platz El Kantara war ganz wüst und öde. In einer Vertiefung der alten Stadtmauer kauerte ein steinaltes, arabisches Mütterchen, und murmelte unverständliches Zeug. Sie sah aus wie eine Hexe oder wie eine Zauberin in einer Höhle. Ihre Gestalt war so zusammengeschrumpft, daß das Auge sich in den Proportionen derselben kaum zurechtfinden konnte. Noch einige Schritte, und wir standen außerhalb des Thores und der Wälle, am Rande der gewaltigen und tiefen Schlucht, welche den Felsen, auf dem die Numidier Cirta erbauten und auf dem heute Constantine steht, von dem gegenüberliegenden Plateau von Mansoura trennt. Von den fünf Brücken, welche über diese gigantische Schlucht geführt haben sollen, hat nur eine den Stürmen von fast zwei Jahrtausenden Stand gehalten, ein gewaltiges Römerwerk, auf dessen massiver Grundlage die schöne eiserne Brücke noch heute ruht, welche französische Ingenieure über die Schlucht geworfen haben. Sie wölbt sich zweihundertzehn Fuß über den Wasserspiegel des Roumel, der brausend durch die wahrscheinlich von einem gewaltigen Naturereigniß von einander gerissenen Felsenberge strömt. Lange standen wir auf der Mitte der Brücke, in die fürchterliche Tiefe hinabblickend, in der sich die schäumenden Wasser des Bergstromes zuweilen unter dem Felsengewölbe verloren, um an einer andern Stelle wieder zum Vorschein zu kommen. Der Blick hinunter war schaurig, wild und großartig. Ganz steil stiegen die schwarzen Felsenmauern in massiven Blöcken aus der Tiefe mehrer hundert Fuß auf, sich an manchen Stellen so mit den düstern Felsenstirnen einander nähernd, daß kaum ein Zwischenraum von einigen vierzig Fuß bleiben mochte. Und wie überall im Orient die Steine, auf denen Menschen ihre Wohnungen

gebaut haben, mit Blut und Verbrechen bedeckt sind, so knüpfen sich auch an diese Schlucht schreckliche Erinnerungen, welche sich durch den Lauf von Jahrhunderten in Gestalt bleicher Weiber mit fliegenden Haaren und verzweifelten Zügen hinziehen. So lange die Araber und die Türken in der Kasbah von Constantine herrschten, wurden von der Höhe dieser Felsen die Frauen in die düstere Schlucht hinabgestürzt, welche ihre Männer der Untreue beschuldigten. Ihre Körper zerschmetterten und zerbrachen an den vorspringenden Felsenkanten im Sturz, bis die blutigen Glieder ihr Todesbett in den schäumenden Wogen des Roumel erreichten. Erst die französischen Kanonen, welche von dem Hügel von Koudiat Ali hinüberdonnerten und die Residenz Hassan Bey's in Trümmer schossen, haben dieser schrecklichen türkischen Justiz in Constantine ein Ende gemacht.

Achtzehntes Kapitel.

Orientalische Bäder.

Die Vorhalle des Mohrenbades. — Der Neger. — Das Ankleidezimmer. — Die große Halle. — Erster, zweiter und dritter Act. — Der Mulatte. — Sonderbare Manipulationen — Verwandlung in einen Araber. — Das Ausruhen in der Vorhalle. — Thee und türkischer Tabak. — Billige Berechnung.

Ich war während des ganzen Tages in den engen Straßen und Gäßchen des arabischen Quartiers umhergestiegen. Da bemerkte ich in der rue de Combes, welche das arabische von dem französischen Quartier trennt, in der Nähe der Moschee eine Thür eines weißen Mohrenhauses, welche offen stand, während sonst die Thüren dieser Häuser immer verschlossen gehalten werden. Neugierig trat ich näher, und blickte in eine vermittelst einer von der Decke herabhängenden Ampel erleuchteten Vorhalle, zu der einige Stufen abwärts führten. Schon wollte ich einen vorübergehenden französischen Sergeanten nach der Bestimmung dieses Hauses fragen, da bemerkte ich unter den arabischen Buchstaben und Zeichen oberhalb des runden, maurischen Thorbogens eine Inschrift. „Bains maures" las ich. Nun war ich über die Bestimmung des fensterlosen weißen Mohrenhauses außer allem Zweifel. Ich stand vor der Thür eines jener sonderbaren Bäder, wie

man sie im Orient an allen größeren Orten findet, und deren Gebrauch für den Araber, Türken und Neger so allgemein ist, wie der Gebrauch des Kuskus- und des Kaffees. Auf dem Thurm der Kathedrale in der französischen Stadt, welche ehemals eine türkische Moschee war, schlug es gerade sechs. Sechs Uhr! Das war die Stunde, wo in Constantine der Gebrauch der Mohrenbäder für die Männer beginnt, während die Frauen die Bäder von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends benutzen. Es war also jetzt gerade Zeit. Ich hatte die phantastischsten Dinge von den Mohrenbädern gehört, ohne eins derselben besucht zu haben.

Der maurische Thorbogen wurde von cannelirten Marmorsäulen getragen. Drei Stufen, ebenfalls von grauem Marmor, führten abwärts. Ich trat in eine große und gewölbte Halle, welche vermittelst einer Ampel erleuchtet wurde. Der Steinboden der Halle war mit Palmmatten bedeckt, die Wände hatten einen mattrothen Anstrich, und waren, wie die Wände in den Moscheen, mit arabischen Inschriften geziert. Wahrscheinlich Stellen aus dem Koran! Im Hintergrunde der Halle waren in der Rückwand Nischen angebracht, theils über einander, theils in derselben Höhe. Der Boden der Nischen war ebenfalls mit Palmengeflecht bedeckt, wie der Steinboden der Halle. Das Ganze bot einen phantastischen und mystischen Anblick, der durch die halbdunkle Beleuchtung noch vermehrt wurde. Es war ganz einsam in der Halle. Plötzlich weckten mich einige in gebrochenem Französisch gesprochene Worte aus meinen Betrachtungen. Sie kamen aus einer Nische zur rechten Hand. Ich blickte hin, und erschrak unwillkürlich, als mich ein Paar schwarzer Augen aus dem grundhäßlichen Gesicht eines Negers mit dicken rothen Lippen, weißen Zähnen und schwarzem Wollhaar anglotzten. Der Neger

war in einen weißen Burnus gehüllt, und hatte ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen. Vor seinem steinernen Sitz in der Nische war eine mit einem bunten Teppich bedeckte Erhöhung angebracht. Ich sah, ich stand vor dem Comtoir des Mohrenbades. Der Neger ersuchte mich nun, ihm Uhr, Geld oder was ich sonst an Kostbarkeiten oder Werthsachen bei mir trüge, zu übergeben, um es nach beendigtem Bad bei ihm wieder in Empfang zu nehmen. Ich gab ihm meine Uhr und einige Napoleond'ors. Dann rief er ein arabisches Wort, welches ich nicht verstand.

Auf den Ruf hob sich ein bunter Teppich, der an der linken Seite der Halle, wie ich jetzt sah, den Eingang zu einem andern Raum verdeckte. Hinter dem Teppich trat ein Araber von hoher, kräftiger Gestalt und braungelbem Colorit hervor. Um die Hüften trug er ein buntes Tuch; den Kopf bedeckte der rothe Fez. Sonst war der Mann, außer daß er noch hölzerne Sandalen an den Füßen trug, ganz nackt. Es war der Bademeister des Mohrenbades. Ich folgte ihm hinter den bunten Teppich, der hinter uns hinabfiel.

Der Raum, den ich nun betrat, war das Ankleidezimmer. Es war kaum halb so groß, wie die Halle, aber von derselben Höhe und demselben Anstrich. Seine Erleuchtung geschah ebenfalls durch eine an der Decke hängende Ampel. Der Boden war auch hier mit Palmengeflecht bedeckt; sonst ermangelte das Auskleide- oder Ankleidezimmer jeder Bequemlichkeit. Stühle oder Tische findet man niemals in einem maurischen Hause — aber auch nicht einmal ein Divan war vorhanden. Die arabische Kleidung ist freilich so weit und so bequem, und besteht gewöhnlich aus so wenig Stücken, daß man mit dem Ablegen und Anlegen derselben, auch ohne sich eines Stuhls oder Divans zu bedienen, leicht fertig werden kann.

Die Kleidung der arabischen Frauen und Mädchen ist freilich mannichfaltiger; indeß ich habe auch in den Frauenzimmern der arabischen Häuser, wohin ich einige Male mit großer Mühe gelangt bin, außer einem Divan niemals irgend ein Stück Mobiliar vorgefunden. Einige Nischen in der Wand, um in dieselben Geräthe hineinzustellen, war Alles. Wahrscheinlich, dachte ich, als ich mich stehend entkleidete, werden die Moresken, welche hier baden, sich ihres seidenen Kaftans, ihrer faltigen, weißen Beinkleider, ihrer Spitzen-Chemisetten und ihrer Jacken von Silber- oder Goldbrokat ebenso entledigen müssen, wie ich heute; aber sonderbar ist es doch, daß die französische Civilisation in Algerien es nicht einmal zu den nothwendigsten Mobilien in den maurischen Häusern hat bringen können, und daß man lieber mit den Fingern ißt, als daß man sich der Gabeln und Messer bedient. Unterhalten konnte ich mich über diesen Gegenstand mit dem Bademeister des Mohrenbades nicht; denn er sprach auch kein Wort französisch, und erwiderte mir auf meine mehrmaligen Versuche, mit ihm eine Conversation zu beginnen, nur die stereotypen Worte: „**Makasch français!**" (Kein Französisch.) Ein Dutzend arabischer Costüme, in weißen Burnus und bunten Türkentrachten bestehend, hing bereits an den Wänden, und Dutzende von weit ausgeschnittenen arabischen Schuhen, manche von Glanzleder und mit bunten Borten eingefaßt, standen und lagen auf den Palmmatten. Endlich wand mir der Bademeister ein buntes Tuch um die Hüften, und übergab mich einem jungen Mulatten, der ganz in demselben Costüm war, wie sein Chef. Er bekleidete meine Füße mit einem Paar hölzerner Sandalen, und ersuchte mich durch Zeichen, ihm zu folgen.

Ein schmaler Gang führte aus dem Ankleidezimmer in mir unbekannte Räume. Der Gang war ganz dunkel,

und wurde nur durch das rothgelbe Licht der Ampel im Ankleidezimmer erleuchtet. So mochten wir einige zwanzig Schritte vorwärts gegangen sein, der Mulatte voraus, da öffnete sich eine Thür. Wir standen am Ende des Ganges. Der Anblick, der sich mir durch die geöffnete Thür plötzlich bot, war höchst sonderbar — —

Ich blickte in eine große viereckige Halle, weit größer als der Raum, wo der Neger in seiner Nische saß. Die Decke der Halle bildete in der Mitte eine Kuppel, welche während des Tages zur Erleuchtung derselben dienen mochte. Zwei Ampeln, die an der Decke hingen, verbreiteten ein mattrothes Licht, welches kaum hinreichte, die Gegenstände und Personen in der Halle deutlich erkennen zu lassen, um so mehr, als die ganze Atmosphäre mit Wasserdämpfen gefüllt war. Auf dem Boden befanden sich mehrere gewaltige würfelförmige Steine. Auf den Steinen lagen und saßen braune und schwarze nackte Gestalten, deren Bewegungen ich nicht deutlich unterscheiden konnte. Eine glühende Hitze schlug mir entgegen; die in der sonderbaren Halle herrschende Temperatur erschien mir wie die Temperatur eines feurigen Ofens. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück, als der Mulatte versuchte, mich bei der Hand zu fassen und mich vorwärts in das Gewölbe zu ziehen. Die heißen Wasserwolken, die mir entgegenzogen, erschreckten mich.

Aber ich überwand den augenblicklichen Widerwillen bald. Als ich das Gewölbe betreten hatte, schloß sich die Thür vermittelst eines Mechanismus von selbst. Anfangs kam es mir noch vor, als wenn ich mich in der Atmosphäre eines Glühofens befände. Der Schweiß begann aus allen Poren zu treten. Nach und nach schien die Temperatur abzunehmen, die scheinbare Abnahme war indeß nur die Folge davon, daß sich die Haut an die Tem-

peratur zu gewöhnen anfing. Jetzt blickte ich mich um, und Personen und Gegenstände traten nach und nach in deutlichen Umrissen aus den Wasserwolken hervor. Es waren einige zwanzig Menschen in der Halle. Der Hautfarbe nach schien ich der einzige Europäer zu sein; die übrigen waren Araber, Mischlinge in den verschiedenen Farbenabstufungen und einige Neger. Sie saßen oder lagen auf den am Boden befindlichen Marmorplatten, einige anscheinend ganz regungslos, andere, indem halberwachsene Knaben mit ihnen sonderbare Manipulationen vornahmen. Doch ich sollte das Alles ja gleich selbst erfahren. Mein Mulatte bedeutete mir durch Zeichen, mich auf einen von den Marmorwürfeln niederzulegen. Im ersten Moment glaubte ich auf einer glühenden Eisenplatte zu liegen, aber die unangenehme Empfindung war nur augenblicklich; nach einigen Minuten hatte sich der Körper an die ungewohnte heiße Berührung gewöhnt. Nun berührte mir der Mulatte jedes Glied, indem er mit der Hand an demselben hinunterstrich. Dann begann er jede Stelle fester zu drücken, indem er allmälig von dem leisen zu einem stärkeren Druck überging. Nun zog und streckte er mich, zuerst die Finger, dann die Arme, darauf die Schultern, die Beine, dabei abwechselnd Druck und Berührung wiederholend. Jetzt kreuzte er meine Arme über der Brust; dann legte er die Beine über einander; nun begann er nach einem gewissen Rhythmus mit der Hand den Körper im Tact zu schlagen, daß es klatschte. Aber alle durch diese verschiedenen Manipulationen hervorgebrachten Wirkungen waren nichts weniger als unangenehm; sie theilten vielmehr allen Gliedern eine wohlthuende Elasticität mit, welche um so wohlthuender wirkte, als der Schweiß anfing, stromweise vom Körper zu rinnen.

Nachdem vielleicht eine halbe Stunde in dieser Weise

verflossen sein mochte, streckte mich der Mulatte lang aus und kreuzte meine beiden Arme über der Brust. Dann warf er sich plötzlich über mich auf meine Ellenbogen, sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf mich stürzend. Meine Rippen krachten, meine Armknochen knackten, ich glaubte einen Moment ersticken zu müssen. Sobald ich erst meine klare Besinnung wieder erhalten hatte, suchte ich mir Luft zu machen. Ich befreite meine rechte Hand von der auf ihr liegenden Last, und legte sie dem Mulatten an die Kehle. Der Angriff kam ihm ganz unerwartet; er rang nach Athem, ohne sich für den Augenblick zu rühren; dann schleuderte ich ihn durch einen Stoß weit von mir weg. Vielleicht mögen die Araber und Neger derartige erschütternde Anfälle recht angenehm finden; ich danke dafür, und möchte Jedem rathen, den es gelüstet, im Orient solche Bäder zu nehmen, sich die Unterlassung derartiger Kunststücke im Voraus auszubedingen.

Der Mulatte stand ganz bestürzt über die ihm widerfahrene Behandlung, deren Veranlassung ihm erst nach und nach anfing klar zu werden. Der arme Schelm that mir leid. Ich versprach ihm, ihn durch eine ganz besondere Belohnung entschädigen zu wollen, ohne für den Moment daran zu denken, daß der Junge nur Arabisch sprach und verstand.

Aber der erste Act des Mohrenbades war vorüber, das sah ich. Nun begann der zweite. Zwei ebenfalls halberwachsene maurische Knaben setzten sich zu mir auf mein steinernes Bett. Sie seiften mich von Kopf bis zu Fuß ein. Dann nahmen sie abwechselnd meine Arme und meine Beine über ihren Schooß, und begannen meine Haut mit Roßhaarbürsten zu bearbeiten. Dieser zweite Act scheint mir wegen der gründlichen Reinigung der Haut und wegen der absoluten Oeffnung aller Poren für die Gesundheit

besonders förderlich zu sein; und in ihm möchte sich wohl das eigentliche Wesen des Mohrenbades concentriren. Der Mulatte, den ich vor wenigen Minuten so barbarisch behandelt hatte, brachte in einem Kübel lauwarmes Wasser; die beiden arabischen Knaben spülten mich damit ab. Die Empfindung war äußerst angenehm: dann führten sie mich zu einem andern, ebenfalls würfelförmigen Stein, und bedeuteten mir wiederum, mich auf denselben niederzulegen. Ich erwartete neugierig die Dinge, die da kommen sollten, den Beginn des dritten Actes. Doch der dritte Act begann nicht. Mein neues Steinbett hatte nur die Nachkur zum Zweck. Ich sollte ausruhen und gründlich nachschwitzen. Der Orient ist in seinem körperlichen Berühren und in den daraus hervorgehenden Empfindungen niemals so nahe an mich herangetreten, wie bei diesem Lager auf dem feuchtwarmen Marmorbett. Die hohe sonderbare Halle in ihrer mattröthlichen Beleuchtung, über mir die offene, nicht mit einem Glasdach bedeckte Kuppel, in welche der fast stahlblaue Abendhimmel mit hie und da auf dem Hintergrund hervortretenden, funkelnden Sternenaugen hineinblickte, rund um mich die feuchten Marmorbetten, auf denen menschliche Leiber in den Abstufungen aller Farben lagen, vom gelblichen Braun des Südländers bis zum ebenholzfarbigen Schwarz des Negers, zuweilen tief aufseufzend, stöhnend, sich reckend, oder sich bald auf diese, bald auf jene Seite legend — dann tönte jener einförmige, klagende, schwermüthige arabische Gesang, der sich immer in der Höhe von zwei bis vier Noten bewegt, aus dem Munde eines jener farbigen Leiber durch die Halle. Wie oft hatte ich ihn gehört; von den Spahis, welche mit mir durch den glühenden Wüstensand trabten, in den maurischen Kaffeehäusern der Städte, aus dem Munde der Neger, welche vor ihren kegelförmigen Hütten im grünen Palmenwald saßen,

in den weißen Moscheen, auf den halbverwischten Wegen der afrikanischen Steppe. Nichts führt dem Europäer das träumerische, zuweilen schwermüthige, zuweilen wilde Element des Arabers so vor die Seele, wie dieser sonderbare Gesang; aber niemals hörte ich ihn in so auf mich wirkender Umgebung, wie hier in dem matt erleuchteten Kuppelgewölbe des Mohrenbades, unter diesen farbigen Leibern aus Arabien, aus den Oasen in der großen Wüste, vielleicht aus dem märchenhaften Sudan oder von der Goldküste von Guinea, oder vielleicht gar aus dem Fabelland des blutigen Fürsten von Dahomey. Wer weiß, wo sie herstammten, diese farbigen Leiber rund um mich herum? Dann klangen ähnliche Töne links zu mir herüber, während der halblaute Gesang des Arabers mit einem langen Seufzer verstummte. Langsam wendete ich mich nach links. Die Töne kamen aus dem Munde eines ebenholzschwarzen Negers von riesigem Körperbau. Ich dachte an die gelbe Wüste und an den dunkeln Palmenwald, und unwillkürlich summten meine Lippen Freiligrath's Worte aus der Negerschlacht im Palmenthale:

Die Sonne sinkt, und der Abend siegt;
Der Nachtthau rauscht, und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodill,
Als ob es der Kühle genießen will.

Es regt sich der Leu und brüllt nach Raub,
Elephantenrudel durchrauschen das Laub.
Die Giraffe sucht des Lagers Ruh',
Augen und Blumen schließen sich zu.

Dann erhob sich allmälig eine von den farbigen Gestalten nach der andern, um den Saal zu verlassen. Ich war ja zuletzt gekommen. Noch eine Viertelstunde verstrich. Dann stand auch ich auf. Der Mulatte führte mich durch den schmalen dunkeln Gang zurück in das An-

kleidezimmer. Als die Thür des sonderbaren Saales mit den Marmorbetten und dem Kuppelgewölbe, wo die Sterne des Abendhimmels hineinleuchteten, hinter mir zufiel, war es mir, als schritte ich aus dem bunten Thor der Träume in die lebendige Wirklichkeit hinüber.

Der letzte Act war überraschend und echt orientalisch. Der Bademeister und der Mulatte kleideten mich, statt mir meine eigene europäische Kleidung anzulegen, in die Tracht eines Arabers. Ein langer Burnus von weißer Wolle umhüllte mich vom Kopf bis zum Fuß, der Mulatte umschlang meinen Kopf mit einem weißen Tuch, dessen Zipfel in den Nacken hinabfielen, und umwand das Tuch mit kameelhaarenen Schnüren. Dann wurde ich in die vordere Halle geführt, wo der Neger noch an seinem phantastischen Comtoir saß. Die Scenerie war jetzt hier belebter, als vor zwei Stunden. Liegend oder stehend unterhielten sich Mauren aus der Stadt in ihrer nichts weniger als wohllautenden Sprache; Andere lagen mit gekreuzten Beinen am Boden, rauchten aus langen Türkenpfeifen oder tranken Kaffee aus porzellanenen Schälchen, welche so winzig waren, wie die Tassen in den Puppenstuben halberwachsener Mädchen. Das Empfangszimmer des Bades diente Abends zugleich als Kaffeehaus. Nun sah ich auch, wozu die Nischen im Hintergrund des Empfangszimmers dienten. Auf den Palmmatten in den Nischen lagen die Araber und Neger, welche so eben in dem großen Kuppelsaal mit mir den ersten und zweiten Act durchgemacht hatten. Ich sah nur die Köpfe; dicke Wolldecken waren über sie in der ganzen Länge ihres Körpers ausgebreitet. Auch mir bedeutete der Mulattenknabe, einen noch leeren Platz in einer Nische einzunehmen. Dann breitete er eine wollene Decke über mich aus. Als ich lag, kam ein Knabe in maurischer Tracht, und bot mir auf einem hölzernen

Teller eine Tasse Kaffee. Die Tasse hatte dieselbe winzige Größe, wie die mir hinlänglich bekannten in den maurischen Kaffeehäusern. Der Zucker befand sich bereits in gestoßenem Zustande auf dem Boden der Tasse. Ich schlürfte den braunen Trank, der von einem reinen und kräftigen Geschmack war. Dann kam derselbe Maurenknabe und bot mir eine lange Türkenpfeife — ein langes braunes Rohr mit einer Spitze von Bernstein in der Gestalt eines runden Kopfes. So lag ich rauchend wohl über eine halbe Stunde, träumend und durch das maurische Thor auf die Straße blickend, welche der Abend mit seinem dunkeln Schattenmantel bedeckt hatte. Der letzte Act des Mohrenbades hat nicht den Zweck des Nachschwitzens, sondern nur des Ausruhens und Verdampfens. Auf der halbdunkeln Straße huschten phantastische Gestalten vorüber, weißgekleidete maurische Frauen, vom Kopf bis zum Fuß in luftige, weiße Gazeschleier gehüllt, buntgekleidete Türken und Araber in weißem Burnus. In der Halle herrschte eine wahrhaft orientalische Ruhe, welche nur zuweilen durch die halblauten Gurgellaute der Unterhaltung der Kaffeetrinker und Raucher auf dem Boden und durch den leisen Tritt neuer Badegäste, welche hinter dem bunten Teppich verschwanden, unterbrochen wurde.

Im Ankleidezimmer überreichte mir der Bademeister meine europäische Kleidung. Der Neger im Empfangs-Zimmer gab mir meine Uhr und meine Napoleons zurück, und forderte mir als Preis blos einen Franken ab. Für die Eingeborenen ist derselbe noch bedeutend billiger. Die Männer zahlen nur fünf Sous, die Frauen sogar blos zwei. Sie müssen aber dann ihre eigenen Laken mitbringen. Dem Mulatten schenkte ich einen Franken für den Angriff auf seine Kehle, worüber er sehr erfreut zu sein schien. In den Nischen regte sich noch Niemand. Die

träumerische Ruhe nach dem Genuß der Bäder, welche, wie der Tabak und wie der Kaffee, zu den Lebensbedürfnissen des Orientalen gehören, schien besonders wohlthuend zu sein.

Um 9 Uhr saß ich wieder im Speisesaale des Hôtel des Colonies am Nemoursplatz, um mein Souper oder vielmehr, um mein Diner zu verzehren. Es war mir zweifelhaft, ob die Müdigkeit den Hunger oder der Hunger die Müdigkeit überwog.

Neunzehntes Kapitel.

In der afrikanischen Steppe.

Die Region der Hochplateaus oder die Steppe. — Charakter der Steppe. — Die Steppenpost. — Steppenstraßen. — Abfahrt von Constantine. — **Pays des voleurs.** — Das Karavanserail d'Ain Milia. — Steinmeere. — Salzseen oder „Chotts". — Die Pyramide des „Medrasen". — Ueberfall in einem Karavanserail. — Halsbrechende Wege. — Der Löwe. — Ankunft in Batna.

Die Kette des Atlasgebirges bildet im nördlichen Afrika die Grenze zwischen der Region des Mittelmeeres und der Region der Sahara, zwischen dem Sinnbilde der Fruchtbarkeit und der Wiege der Civilisation der Welt, und zwischen der verkörperten Unfruchtbarkeit und der hundertjährigen Zufluchtsstätte der Barbarei. Die Sahararegion dehnt sich in der Form der großen Wüste mitten durch Afrika und Asien von den Ufern des Senegal bis zu den Gestaden des Indus aus, während sie die ganze Breite des dritten Welttheils von den südlichen Höhen des Atlas bis nach Sudan einnimmt. Aber die Berührung beider Regionen, der Region des Mittelmeeres und der Region der Sahara, geschieht in Afrika nicht unmittelbar, sondern zwischen beiden Regionen liegt eine breite Reihe von Hochebenen, welche sich in allmäliger Steigung zu den Höhenzügen des Atlas erheben, und welche die Geographen „die Region der Hochplateaus" nennen. Ich nenne sie

die Region der Steppe, denn ihr physischer, geologischer und vegetativer Charakter entspricht durchweg dem Charakter der Steppe; in Afrika nennt man sie auch den „Tell".

In der Provinz Constantine, wo ich die Steppe durchreiste, um in die Region der Sahara durch den „Mund der Wüste" zu gelangen, beginnt die Steppe südlich von den Gebirgen, welche die Kabylie durchziehen, und berührt die Region der Sahara in dem Engpaß von El Kantara, der das Auresgebirge in der Gestalt einer finstern und engen Bergschlucht durchschneidet. Ihre Länge beträgt dort durchschnittlich zweihundert Kilometer, welche in zwei starken Tagereisen, den Tag zu ungefähr vierzehn Stunden gerechnet, im Trab und Galopp und mit Pferdewechsel von vier zu vier Stunden zurückgelegt werden können. Weite, nackte Hochebenen, hie und da mit „Chotts" oder Salzseen bedeckt, ohne jede Baumvegetation, an deren Rändern kahle Berge aufsteigen, im Sommer mit zahllosen Heerden, arabischen Zelten und Kameelen bedeckt, im Herbst und Winter das Bild vollkommener Oede und Verlassenheit und dann oft in eine leichte, weiße Schneedecke eingehüllt — so ist das Bild dieser afrikanischen Steppe. Kein Dichter hat ihren Charakter treffender und naturgetreuer gezeichnet, als der Sänger der Wüste, Ferdinand Freiligrath:

„Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchschritten hat, den graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben: —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand."

Die Cultur der Mittelmeerregion ist auf dieser öden Hochebene verschwunden. Der Zahn der arabischen Heerden, welche im Frühjahr durch den Mund der Wüste hier hinaufsteigen, um auf diesen weiten Flächen während des Sommers zu weiden, nagt jede Pflanze bis zur Wurzel ab; die Gerste ist das einzige Getreide, deren Körner in dieser Höhe mit Sicherheit noch zur Reife kommen können. Vielleicht wären der Olivenbaum und der Weinstock im Stande, hier oben an manchen sonnigen und vor den Winden geschützten Stellen noch zu gedeihen; heutigen Tages findet man auf diesen Plateaus keinen Baum mehr, als einige stattliche Cedernwälder, welche die Eingeborenen zu vernichten und niederzuhauen vergessen zu haben scheinen. Den schönsten Cedernwald sah ich in der Nähe der Militairsubdivisionshauptstadt Batna, nicht weit von der alten Römerstadt Lambessa, deren geographische Lage dem Leser wohl bekannter sein möchte, als die der neuen französischen Colonisten- und Militairstadt. Die stattlichen, prächtigen Bäume bildeten einen sonderbaren Contrast mit der öden Steppe, welche sie mit ihrem Schatten bedeckten.

Die französische Regierung hat seit einigen Jahren eine Steppenpost zwischen Constantine und Batna, welches 1021 Meter über der Fläche des mittelländischen Meeres liegt, eingerichtet, der sich eine Wüstenpost von Batna bis nach der Palmenoase Biskara, welche bekanntlich zu der Oasengruppe der Siban gehört, anschließt. Die Straße von Constantine nach Biskara ist die Hauptverbindungsstraße der Wüste mit dem Meere; sie ist Handels- und Kriegsstraße zu gleicher Zeit. Trotz alledem und trotz ihrer commerciellen und militairischen Wichtigkeit verdient sie den Namen einer Straße an den wenigsten Stellen. Wo sie einige Stunden hinter Constantine auf die Region der Hochplateaus hinansteigt, verwandelt sie sich aus einem bis

dahin ziemlich gut chaussirten Wege in einen breiten, ausgefahrenen Feldweg, der sich oft bis zur Unkenntlichkeit in der Steppe verliert, und Bodenerhöhungen und Vertiefungen sind nach einem leichten Regenwetter kaum mit Hülfe von zehn vor den Wagen gespannten Pferden zu überwinden. Im Frühjahr, im Herbst und Winter wird auf dieser Steppenstraße nur zu Pferde durchzukommen sein. Die Steppenpost hört deshalb zu diesen Jahreszeiten auch wieder auf, und es wird dem Reisenden selbst überlassen, zu sehen, wie er weiter kommt. Erst jenseits des Mundes der Wüste, an den südlichen Abhängen des Atlas und auf den Sandebenen, welche sich zwischen den Oasen El Kantara, El Utaja und Biskara ausdehnen, nimmt der Weg wieder stellenweis den Charakter einer Straße an, obschon von Brücken und derartigen kleinen Bequemlichkeiten gar keine Rede ist. Reisende findet man sowohl in der Steppenpost wie in der Wüstenpost sehr selten, die meisten Insassen des festen und starken Wagens, der ein Interieur und ein Coupé, zuweilen auch ein Banquet hat, und dessen Beförderungspreise höchst mäßig genannt werden müssen, bestehen aus Offizieren, Soldaten und arabischen Handelsleuten, welche sich mit rührender Einigkeit in die Nothwendigkeit finden, zehnmal und auch zwanzigmal des Tages die Steppenpost zu verlassen und ihre Kräfte mit denen des Conducteurs und der unglücklichen Pferde zu vereinigen, um die Räder aus den Löchern, worin dieselben gerathen sind, wieder herauszuheben oder den Wagen die Bodenerhöhungen hinanzuschieben, deren Steigung er allein nicht überwinden kann. Es ist bei dieser Fahrt durch die afrikanische Steppe zuweilen ein Dutzendmal des Tages ein Fluß zu überschreiten; was thut's? Beim Reisen in diesem Lande hält man schließlich Alles für thunlich und Alles für möglich. Mit gehemmten Wagenrädern wird im Trabe

der Abhang bis zum Wasserspiegel hinuntergefahren, im Wasser geht es dann Schritt, und im Galopp geht es nun wieder an der andern Seite hinauf, um den Wagen durch den starken Ruck, den er durch die beschleunigte Bewegung erhält, wieder aus dem Flußbett hinaus und auf das andere Ufer zu reißen. Zuweilen bleibt der Wagen auch mitten im Flusse stecken, und die Reisenden sind dann gezwungen, im Wasser auszusteigen, um den Pferden die Last, welche sie an das andere Ufer ziehen müssen, zu erleichtern. An tiefen Stellen des Flusses oder wenn das Wasser durch Regenwetter gestiegen ist, reitet zuweilen ein Araber mit einem gesattelten Pferde an der Hand neben dem Wagen, um mit Hülfe seiner Pferde die Passagiere aus dem Strome auf das Trockene zu schaffen. Pferde und Postillone dieser Steppenposten und Wüstenposten sind vortrefflich eingefahren; die Conducteure, welche zu gleicher Zeit den Briefpostdienst und die Depeschen zu besorgen haben, sind von einer grenzenlosen Unermüdlichkeit; zwanzigmal klettern sie von ihrem neben dem Kutscherbock befindlichen hohen Sitze während des Tages hinunter, um die Vorderpferde am Zügel durch die Löcher und über die unebenen Stellen zu führen; trotz alledem ist diese Fahrt durch die Steppe und durch die Wüste nichts weniger als gefahrlos, und man befindet sich weit besser auf dem Rücken eines Pferdes oder eines Maulthieres, als im Coupé dieses Wagens, dessen Schwere einen Sturz um so gefährlicher macht. „Der Wagen ist gestern dreimal zwischen Constantine und Batna umgestürzt,“ erzählte mir ein französischer Offizier im Wirthshause zu Constantine mit derselben Gleichgültigkeit, als wenn er gesagt hätte: „der Wagen ist gestern eine halbe Stunde zu spät in Batna angekommen;“ aber sich selbst und mich tröstend — denn er hatte die Absicht, am folgenden Tage mit mir die Fahrt

durch die Steppe zu machen — fügte er hinzu: „den Hals hat Niemand bei der Geschichte gebrochen, nicht einmal den Arm.“ Die Pferde werden bei diesen Fahrten häufig genug gewechselt, wenn ich nicht irre, alle drei oder vier Stunden; die Stationsorte, wo auch der Pferdewechsel stattfindet, sind die Karavanserails, welche die französische Regierung an bestimmten Punkten an ihren strategischen Linien angelegt hat, und welche militairisch verproviantirt werden.

Morgens um vier Uhr fuhr ich mit dem Capitain, der mit so großer Gleichgültigkeit mir vom Umstürzen der Steppenpost erzählt hatte, von dem großen Platze an der „porte Valée“ aus Constantine ab. Den Platz im Coupé des Wagens theilte mit uns ein französischer Präfect, der Nordafrika bereiste, um, wie er mir sagte, Studien über Land und Leute zu machen. Meine drei deutschen Reisegefährten hatten die Plätze im Innern des Wagens genommen. Der Capitain stand in Batna in Garnison, der Präfect wollte, wie ich, die Oasengruppe Siban besuchen, und von dort aus Touren in die Wüste machen. Die Besitzerin eines Kaffeehauses in Batna, eine Frau aus dem Elsaß, bei der wir am andern Morgen frühstückten und uns nach der Lage des großen Cedernwaldes erkundigten, hielt es gar nicht für möglich, daß wir in „diesem Lande zum Vergnügen“ reisten. Acht starke Pferde waren, immer drei in der Reihe, vor den Wagen gespannt; endlich hatte der Conducteur seine Depeschen und Briefschaften an den Commandanten der Subdivisionshauptstadt Batna von dem commandirenden General der Provinz, der in Constantine seinen Sitz hat, erhalten; er kletterte mit fabelhafter Sicherheit auf seinen neben dem Kutscherbock befindlichen Sitz, nun ging's im Galopp aus dem Thor hinaus. Man beeilt sich in Afrika Morgens mit dem Abreisen so sehr wie

möglich, weil man nicht weiß, wie viel Unfälle der Tag bringen kann und weil es immer am Gerathensten erscheint, vor dem Dunkelwerden sich innerhalb der schützenden Mauern des Karavanserails zu befinden, wo man die Nacht zubringen muß.

Nach ungefähr fünf Stunden, und nachdem bereits zweimal die Pferde gewechselt waren, lag die Mittelmeerregion hinter uns. Die Feigenbäume, die Oliven mit ihrem dunklen Grün, die Pfirsichgärten mit ihren zarten rothen Blüthen, die Mandelbäume, die Platanen mit ihren breiten Aesten, welche in der Hitze des Sommers einen so wohlthätigen Schatten geben, die weißen Landhäuser, die freundlichen Colonistendörfer, die grünen Getreidefelder, Alles das lag hinter uns, und langsam zogen die Pferde, welche auf der letzten Station um zwei vermehrt waren, den Wagen den Weg hinauf, der hier noch auf den Namen einer Straße Anspruch machen konnte und in mäßiger Steigung sich zu einem Plateau hinaufwand. Wenn wir oben waren, waren wir in die Region der afrikanischen Steppe eingetreten. Ein halbes Dutzend gefangener Araber, von französischen Gensd'armen zu Pferde umgeben, kam uns entgegen. Sie waren in den gewöhnlichen sackartigen Burnus gekleidet, hatten ein recht verwildertes Aussehen, und trabten mit nackten Beinen, ohne gefesselt zu sein, zwischen den Pferden her. Sie wurden nach Constantine geführt, um vor den dortigen Assisen abgeurtheilt zu werden, und wahrscheinlich hätte ich sie später, als ich das Gefängniß besuchte, wenn ich mich nach ihnen erkundigt hätte, in Lambessa wiederfinden können.

„Lauter nichtsnutziges Gesindel, was hier herum wohnt,“ sagte der Capitain, als er die gefangenen Araber vorüberführen sah, „vergessen Sie nicht, es sich zu bemerken, meine Herren, man nennt dieses Land hier „pays des voleurs“,

weil es hier weit mehr Spitzbuben als ehrliche Leute giebt. Und hier soll man eine Civilregierung einführen? Ich sage Ihnen, hier ist nur mit militairischen Maßregeln auszukommen. Man muß nur diese Araber kennen, welche jeder Civilisation und jeder Cultur entgegenarbeiten."

Der Präfect nahm sein Notizbuch aus der Brusttasche seines Rockes und notirte sich „pays des voleurs".

Plötzlich stand der Wagen still, nachdem er sich einige Male auf die eine oder die andere Seite gelegt hatte. Alle Anstrengungen der Pferde, ihn aus der Bodenvertiefung, in welche er mit zwei Rädern gerathen war, herauszuziehen, war vergeblich. Bei diesen Versuchen gerieth er in so bedenkliche Schwankungen, daß wir seinen Sturz jeden Moment vorhersehen konnten. Der Präfect befahl dem Conducteur zu wiederholten Malen, zu halten und ihn absteigen zu lassen, weil er keine Neigung habe, beim Umsturz des Wagens sich Arme und Beine zu brechen. Endlich stand der Wagen ganz still. Der Conducteur kletterte von seinem Bock, wir stiegen aus dem Coupé, und die Insassen des Interieur verließen ebenfalls den Wagen. Nach einigen geschickten Wendungen, bei denen der Capitain die Vorderpferde am Zügel führte, gelang es unseren gemeinschaftlichen Bemühungen, welche wir mit den Anstrengungen der Pferde vereinigten, endlich, den Wagen wieder flott zu machen. Der Zustand des Weges, der vor uns zu dem Plateau hinaufstieg, war indeß derartig, daß wir zuvörderst auf das Einsteigen verzichten zu müssen glaubten. Der unbedeutende Regen, der Tags zuvor gefallen war, hatte den aus einer Mischung von Sand, Lehm und Gyps bestehenden Boden aufgeweicht, und die von der Höhe des Plateaus hinabströmenden Fluthen hatten überall tiefe Rinnen und Löcher gerissen. „Der Regen hat uns unendlich geschadet," sagte der Capitain, „ich dachte es

mir; schwerlich werden wir vor Einbruch der Nacht nach Batna kommen. Was soll da aus der Colonisation eines Landes werden, wo sich selbst die Hauptstraßen in einem solchen Zustande befinden." Der Mann hatte vollkommen Recht. Wäre die Straße chaussirt, oder nur mit einem Lager von klein gehauenen Steinen bedeckt gewesen, so hätte der Regen natürlich derartige Verwüstungen gar nicht anrichten können. Wir stiegen nun zu Fuß neben dem Wagen her, uns selbst mühsam in dem durchweichten Boden aufwärts bewegend. Nach einer Stunde gelangten wir endlich auf das Plateau. Die Pferde dampften, als wenn sie bereits eine ganze Tagereise zurückgelegt hätten. Und doch waren sie vor kaum zwei Stunden frisch aus dem Stalle gekommen!

Vor uns dehnte sich das erste Plateau der neuen Region, welche wir nun betraten, in der Form einer weiten, fast horizontalen Fläche aus. So weit das Auge reichte, war weder Haus noch Baum zu erblicken, geschweige denn eine Häusergruppe oder ein Dorf. Die weite Fläche war nackt, wüst und leer. Nur hier und da durchzogen einige mattgrüne Farbentöne das einförmig graugelbe Colorit des Bodens. Die mattgrünen Farbentöne bezeichneten die mageren Striche arabischer Cultur, welche hie und da in der abrabischen Steppe auftauchen. Es sind die Gerstenfelder, welche die Araberschwärme, die sich im Frühjahr aus der Wüste in den Tell begeben, um dort den Sommer zuzubringen, abweiden. Sie sind indeß so unordentlich und so spärlich gesäet, daß sie in der Nähe kaum zu bemerken sind, und nur in der Ferne durch den Contrast der Farben für das Auge hervortreten.

Durch diese öde Hochfläche zog sich die Straße nach Batna in der Form eines breiten Feldweges mit ausgefahrenen Geleisen, dessen Richtung oft im graugelben Co-

lorit des Bodens kaum zu erkennen war. An den Rändern des Plateaus stiegen die Höhenzüge des Atlasgebirges in der Form einer zerklüfteten Kette auf, öde, nackt und kahl, nur zuweilen hie und da mit einem aus der Zwergeiche, dem Lentiskenbaum und dem Wachholderstrauch zusammengeflickten, zerfetzten Pflanzenmantel umhüllt.

Wir nahmen unsere Plätze im Wagen wieder ein, der Conducteur stieg auf seinen hohen Sitz, der Postillon schwang die lange Peitsche, die Schellen der Pferde erklangen, und nun ging's in gestrecktem Trabe, der zuweilen mit einem kurzen Galopp wechselte, wie im Fluge hinein in die afrikanische Steppe, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. Der Wagen gerieth zuweilen wieder in höchst bedenkliche Schwankungen, der Präfect schrie und schimpfte; aber die Schnelligkeit, mit der die Pferde den Wagen vorwärts rissen, ließ ihn niemals zum Sturz kommen. Zuerst immer dieselbe Monotonie im Charkter der Steppe. Dann fing die lebendige, sommerliche Staffage dieser öden Hochebenen an, in ihren einzelnen Figuren, Gruppen und Bildern allmälig sich zu entwickeln. Die Staffage, welche bis dahin europäisch gewesen war, wurde afrikanisch. Kameele, mit Vorräthen und Geräthschaften beladen, oben auf den Säcken und Zeltdecken die Araber im bunten Turban und weißen Burnus, aus langer türkischer Pfeife rauchend, oder eine verschleierte Frau unter zeltartigem Dache, Heerden von Hammeln und Schafen, Trupps berberischer Esel, außer ihren Beuteln und Säcken zwei auch drei Araberjünglinge auf ihrem spitzen Rücken tragend, Pferde mit bunten Satteldecken, die Reiter mit rothen Stiefeln, in bunter Türkentracht, den weißen Burnus um die Schultern flatternd, in den hohen rothen Sätteln auf den breiten, metallenen Bügeln stehend, das lange Gewehr am Sattelbogen, erschienen einzeln oder in langen Zügen auf

der Scene. Sie kamen aus der Wüste und bezogen ihre luftigen Sommerquartiere in der Steppe. Niedrige Araberzelte, aus denen Rauchsäulen aufstiegen, lagen gruppenweis wie dunkle Flecke auf der graugelben Ebene, in deren Colorit der gelbe Farbenton der Wüste allmälig zu dominiren begann. In der Ferne funkelte der Spiegel eines Sees im Mittagssonnenschein, und über dem blauen Seespiegel schwebten rothe Flamingoschwärme. Der Farbenton des afrikanischen Himmels, der sich ohne einen Wolken- oder Nebelstreif über der Steppe wölbte und mit seinen durchsichtigen Rändern die unschön geformten, zuweilen zerklüfteten Kuppen des Atlas zu berühren schien, ging in ein immer intensiveres Blau über, je höher die Sonne am östlichen Horizont aufstieg. Aus Nordost wehte ein frischer Hauch über die weite Fläche; aber er trug keinen Laut auf seinen Schwingen. Ein tiefes Schweigen lagerte auf dem Plateau, und wie stumme Bilder zogen die Kameele, die Pferde und die Heerden in der Ferne vorüber. Das Schellengeklingel der Pferde und der Peitschenknall des Kutschers waren die einzigen Töne in dieser Einsamkeit. Der Capitain gab mir ein Resumé über die administrative und militairische Thätigkeit der arabischen Büreaus, und erzählte von seinen mühsamen Märschen durch die Wüste, als er die Expedition gegen die Tuggertstämme mitgemacht hatte. „Es kann aus der Colonisation in diesem Lande nichts werden,“ schloß er lachend seine sehr verständige und interessante Mittheilung, „als wenn wir sämmtliche Araber in die Wüste und aus dem Lande hinausschaffen, und das ist nicht möglich; übrigens erregt mir der frische Ostwind eine mächtige Sehnsucht nach dem Dejeuner im Karavanserail d'Ain Mlilia. Wir müssen doch gleich dort sein. Conducteur, wie weit noch zum Karavanserail?“

„Noch drei Kilometer, mein Capitain," rief es vom Bock. In der Ferne flog der Seespiegel vorüber. Seine Ufer erschienen nackt und kahl, natürlich ohne irgend eine Baumgruppe oder Haus. Nur drei Araberzelte hatten dort ihre Stätte für den Sommer gesucht.

„Ist der See dort drüben ein Salzsee?" fragte ich den Capitain. „Nein, zu den Salzseen kommen wir heute Nachmittag, der See hat süßes Wasser. Doch, dort sehe ich bereits das Karavanserail; in der Nähe sind einige Trümmerhaufen, welche die Ueberbleibsel der alten Römischen Stadt Visalta sein sollen. Aber es ist kaum der Mühe werth, daß Sie sie besuchen. Die ganze Hochebene ist mit diesen Trümmerhaufen aus der Römerzeit bedeckt. Sie werden ja Lambessa sehen."

Die Pferde erkannten das Karavanserail, welches zugleich ihren Ausspannungsplatz abgab. Wie im Fluge stürmten sie vorwärts. Noch einige Minuten und der Wagen hielt vor der Thür des einstöckigen, weißgestrichenen Gebäudes, an welches sich ein von einer Mauer umgebener Hofraum mit den Ställen und Vorrathsräumen anschloß. Ein lebendiges und farbenreiches Bild belebte rund herum die öde Steppe. In der Nähe des Gebäudes lagerte eine französische Colonne, welche aus Batna nach Norden marschirte und zur Unterdrückung des seit Kurzem in der kleinen Kabylie ausgebrochenen Aufstandes bestimmt war: weiße, in einer Linie nach oben zulaufende französische Zelte, Infanterie in rothen Hosen, afrikanische Jäger in ihren malerischen Uniformen, Spahis in langen rothen Mänteln, Pferde in arabischer Weise mit den Vorderfüßen an kurze, in der Erde eingeschlagene Pfähle angebunden. Das Karavanserail lag auf einem freien Platze und war nicht, wie die hinter Batna auf der nach der Wüste führenden strategischen Linie erbauten Karavanserails, mit einer mit

Schießscharten versehenen Mauer umgeben. Es war das erste Karavanserail, welches wir seit unserer Abfahrt aus Constantine angetroffen hatten. „Serail“ bedeutet eigentlich die Umzäunung eines Hofes mit einer Mauer, sowie uneigentlich die Häuser und Ställe innerhalb dieses umzäunten Hofes. „Karavanserail“ heißt also der Hofraum oder das Haus für die Karavanen. Wir hatten heute seit unserer Abreise von Constantine erst 45 Kilometer zurückgelegt, und der Conducteur mahnte dringendst zur Eile, weil wir noch 75 Kilometer zurückzulegen hätten und der Weg bei den Salzseen sehr schlecht sei.

Von dem niedrigen Flur des ganz in europäischer Weise gebauten Hauses führte eine Thür in eine kleine Stube. Die Stube war der Salle à manger des Karavanserails Ain-Mlila. Ein runder Tisch mit einem halben Dutzend Stühlen bildete das ganze Meublement dieses mehr wie einfachen Salle à manger. Aber das Dejeuner, welches der Wirth mit Hülfe seines Garçons auftrug, ließ, wenn man bedachte, daß man sich in der afrikanischen Steppe befand, und diesen Maßstab an seine Ansprüche anlegte, wenig zu wünschen übrig. Fast ein Dutzend Schüsseln bedeckten nach einander den Tisch und neue Weinflaschen, mit einem guten, reinen Bordeaux gefüllt, ersetzten die alten, sobald sie ausgetrunken waren. Man trinkt im französischen Afrika gewöhnlich nur französischen Wein. Algerien erzeugt bis jetzt wenig Wein, und der Wein, der in der Umgegend von Medeah und von den Mönchen im Trappistenkloster bei Staouëli gepflanzt wird, hat wenigstens mir nicht zugesagt. Er ist süß und feurig und hat einen prickelnden Geschmack. Die Schüsseln im Karavanserail zu Ain-Mlila bestanden aus gebratenen Hühnern, Lammfleisch und Hammelfleisch, denen gebackener Weißkohl, Kartoffeln, Salat und Mehlspeise zugegeben wurden und

dem ein reiches Dessert, aus Radieschen, Käse, Orangen, frischen und trockenen Datteln, Feigen und Mandeln bestehend, folgte. Die Gerichte waren in französischer Manier zubereitet. Die unvermeidliche kleine Tasse vortrefflichen schwarzen Kaffees machte mit Cognac den Beschluß. Auch der Preis war mit Rücksicht darauf, daß der Proviant weit hergeholt werden mußte, ein geringer zu nennen; er betrug nur drei und einen halben Franken. Wir ließen es uns vortrefflich schmecken, und als der Conducteur auf der Schwelle der Stube erschien und zum Aufbruch mahnte, sahen wir gestärkt und muthig den weiteren Strapazen des Tages entgegen.

Zehn starke Pferde französischer Race, alle von weißer Farbe, standen bereits vor den Wagen gespannt. Die arabischen und berberischen Pferde scheinen sich mehr zum Reiten, als zum Fahren zu eignen.

Nach wenigen Minuten lag das gastliche Karavanserail weit hinter uns. Der Postillon schien die verlorene Zeit durchaus wieder einholen zu wollen, und bearbeitete mit einer kurzen Peitsche die Deichselpferde, während er mit einer langen Peitsche die Vorderpferde erreichte, bis er den ganzen Zug in den entsprechenden Galopp gesetzt hatte. Ich bin noch niemals so schnell gefahren, wie in der afrikanischen Steppe; die Pferde kamen aus dem Galopp nur heraus, um sich im gestreckten Trabe zu erholen, während sonst doch der Trab die Regel bildet. Die Straße war nicht schlechter und nicht besser wie früher, ein breiter Feldweg, den nur ausgefahrene Gleise und Knochen von Eseln, Pferden und Kameelen als solchen erkennen ließen; jedenfalls war der Boden ebener wie früher, und der Wagen wurde wenigstens nicht so oft stoßweise hin- und hergeschleudert, wie am Vormittage. Auch war das Terrain fester. Die Ebene fing allmälig an, einen

steinigen Charakter anzunehmen. Breite Ströme von Kieseln und Geröll durchzogen dieselbe nach allen Richtungen, und vereinigten sich dann stellenweis zu weiten, ganz mit Steinmuren bedeckten Flächen. Beim Uebergange über die Grimsel in den schweizerischen Alpen passirt man ähnliche mit Geröll gefüllte Thalkessel. Zuweilen erschien mir die Hochebene wie ein steinernes Meer. Der Lehm- und Gypsboden schien vollkommen unter den Steinmassen verschwunden zu sein; selbst die sonst so zähe Meerzwiebel, welche im Atlas weite Thalstrecken überwuchert und von dem Colonisten weder mit dem Grabscheit noch mit dem Feuer auszurotten ist, hatte diesen Geröllmeeren nicht Stand halten können und war unter ihrer verheerenden Macht verschwunden. Nach und nach wurde der graue Farbenton in dem Steppenbilde, welches sich, soweit das Auge reichte, aufrollte, überwiegend, während am Vormittage noch die grünen Farbentöne vorgeherrscht hatten, bis endlich das ganze Naturgemälde bis zu seinen äußersten Rändern grau in grau gemalt erschien, und die Verschiedenheiten in demselben nur in stärker oder schwächer hervortretenden Schattenstreifen bestanden. Selbst die Höhenzüge des Atlas, welche den letzten Abschluß dieser einförmigen graugelben Flächen bildeten, hatten sich hier ihres magern Pflanzenmantels entkleidet, und traten mit nacktem Fuß auf diese nackten, öden Hochebenen, welche die Oede, die Verlassenheit und die Einsamkeit in wirklich grauenerregender Gestalt repräsentiren. Die einzelnen Kiesel- und Geröllstücke hatten immer eine runde Form; ihre Ränder waren rund abgeschliffen, ihre Flächen gerippt, ein Beweis dafür, daß sie von mächtigen Wasserfluthen, welche nebst den vulkanischen Hebungen und Senkungen diese weiten Plateaus geschaffen haben, einst weit fortgerollt waren. Wo ihre eigentliche Bergesheimath war, aus welchen Schluchten und

von welchen Höhen sie in die Region des Hochplateaus gekommen waren, wer möchte das zu erforschen und wer möchte es zu bestimmen wagen? Auch die lebendige Staffage, welche am Vormittage die Scenerie belebt hatte, die Kameele, die Pferde, die Heerden, die Zelte, die Araber im weißen, flatternden Burnus waren auf diesen wüsten Hochebenen verschwunden — das Leben liebt es nicht, in der Nähe des Todes zu verweilen, und wenn es ihm auf dem Wege durch die Natur begegnet, so zieht es schnell vorüber. „Den Strömen, die es jach durchrinnen,“ begegnete ich auf dieser Seite der Region der Hochplateaus noch nicht; ich sollte erst am folgenden Tage an ihren steinigen Betten vorüberkommen. Die Hochebenen, welche die Region des Mittelmeeres von der Region der Sahara in Afrika trennen, erheben sich bis jenseits Batna und haben ihre Wasserscheide erst hinter dem weiten Thal, in dem die Ruinen der alten Römerstadt neben der neuen französischen Militairstadt unter 35° 40′ nördlicher Breite und 3° 55′ östlicher Länge liegen; sie steigen dort bis zu einer Meereshöhe von 1021 Meter. Nur ein einziger Strom fließt von hier thalabwärts; er kommt aus den Höhen westlich der Salzseen und bewässert am Fuß der Hochebenen das reiche und fruchtbare Thal Ben Meurzug, welches ich bald hinter Constantine durchfahren hatte, während eine ganze Reihe von Strömen jenseits der Wasserscheide von den Höhen des Auresgebirges kommen und sich in südlicher Richtung in die Region der Sahara ergießen.

Und wieder erschienen am Horizont zwei Seespiegel, der eine von größerem, der andere von kleinerem Umfange. Der Weg führte zwischen Beiden hindurch, hart am Gestade des kleinern Sees vorbei. Der Capitain sagte mir, daß sie einen enorm starken Salzgehalt hätten, daß große Massen Salz aus ihnen gewonnen würden, und daß das

große, graue Gebäude, welches ich in einiger Entfernung in östlicher Richtung erblicke, eine bedeutende Salzfabrik sei, welche sich mit dem Gewinne und der Läuterung des Salzes beschäftige. Die Farbe des Wassers war von einem schmutzigen Grau, aus dem jeder blaue Ton verschwunden war. Keine Bewegung war auf der Oberfläche des Seespiegels zu erkennen; das Wasser lag in seinem Becken, wie eine todte Masse. Ich will den Leser mit dem etwas schwer auszusprechenden arabischen Namen der Seen verschonen. Die Ufer bestanden aus Sanddünen und fliegendem Sande; von einer Vegetation war an diesen traurigen Gestaden keine Rede; die Seen der Unterwelt, deren Gestade Dante in seiner göttlichen Comödie schildert, haben einen ähnlichen Charakter, wie diese Seen in der afrikanischen Steppe. Der Erwerbstrieb muß im Gehirn der Leute, welche hier in dem grauen Hause an den Ufern dieser traurigen Seen wohnen, um Salz zu gewinnen, sehr stark ausgebildet sein, und wenigstens die Nummer Fünf erreichen; sonst ist mir der freiwillige Aufenthalt in dieser todten und öden Einsamkeit unerklärlich.

Der Charakter des Bodens und der Steppe blieb auch, nachdem die düstern Seen hinter uns lagen, immer derselbe. Nachdem wir noch vierzehn Kilometer zurückgelegt hatten, kamen wir an ein neues Karavanserail. Es war ganz wie das vorige Karavanserail gebaut — die mit Schießscharten versehene hohe Mauer, welche jenseits Batna die Karavanserails umgiebt, fehlte auch hier noch — und verdankt seine Anlage an diesem Orte einer in der Nähe entspringenden Quelle, welche den Namen der Quelle „zum ungeschliffenen Diamanten“ führt. In Arabisch übersetzt, heißt die Quelle „Ain-Yacouts“; unter diesem Namen findet man auch das Karavanserail auf den afrikanischen Karten verzeichnet. Wir hielten nur so lange an, um die

Pferde zu wechseln. Dann wurde mit erneuter Schnelligkeit die Fahrt fortgesetzt, denn der Abend nahte mit raschen Schritten. Die Straße senkte sich nun langsam in eine weite Ebene, welche sie dann in südöstlicher Richtung durchzog. Die Ebene hatte einen milderen und fruchtbareren Charakter, wie die öde Hochebene, welche wir seit Mittag durchfahren hatten. Allmälig fing sie an, sich mit Oliven- und Wachholderbäumen zu bedecken, obgleich beide Baumarten in ziemlich ärmlichem und verkrüppeltem Zustande auftraten. Vor uns erhob sich eine neue Kuppe des Gebirges, welche auf der Hochebene noch nicht sichtbar gewesen war. Es war der Djebel-Touda. Auf dem Gipfel des Berges erhob sich eine Masse, welche in der Ferne aussah, wie eine abgestumpfte Pyramide. Die abgestumpfte Pyramide war der „Medrasen", einer der interessantesten Bauüberreste aus der Römischen Zeit in Afrika. Peyssonel und der Oberst, jetziger General Carbuccia, derselbe Carbuccia, der die Pyramide des Flavius Maximus, des Führers der berühmten dritten Legion, in der Ebene von Lambessa wieder aufrichten ließ, machten die gebildete Welt zuerst auf dieses merkwürdige Baudenkmal des Alterthums aufmerksam. Es ist aus im Feuer gehärteten Backsteinen erbaut, welche so viele Jahrhunderte überdauert haben und mit halbverwischten Bildern von Menschen und Thieren bedeckt. Seine Gestalt ist die eines großen Cylinders, welcher einem abgestumpften Kegel als Basis dient. Der abgestumpfte Kegel besteht ebenfalls aus vierundzwanzig Cylindern, welche im Durchmesser nach oben zu abnehmen. Die obere Plattform hat einen Durchmesser von 11 Meter und 70 Centimeter, während die untere Stufe, die Basis, den bedeutenden Umfang von 176 Meter hat. Jeder einzelne Cylinder hat eine Höhe von 58 Centimeter. Was nun die Bestimmung dieser Pyramide war, aus welcher

Zeit sie stammt und wer sie erbaut hat, darüber ist von den Alterthumsforschern, welche sich mit Nordafrika beschäftigt haben, viel hin und her gestritten worden, ohne daß diese Forschungen bis jetzt zu einem bestimmten Resultat geführt haben. Léon Renier, der französische Gelehrte, der die auf den Ruinen von Lambessa enthaltenen Inschriften gesammelt hat, hält die Pyramide für ein Grabmal der Numidischen Könige; Louis Piesse, der Verfasser des besten und ausführlichsten Handbuchs über Algerien, den Tell und die Sahara, meint, sie sei das Grabmal des Aradion, der bekanntlich vom Kaiser Probus hingerichtet wurde, als derselbe noch Oberfeldherr der Römischen Armeen in Afrika war. Daß es das Grabmal des Syphax sein soll, ist nichts, als eine bloße Vermuthung. Der Doctor Leclerc, der eine besondere Schrift über den Medrasen veröffentlicht hat, schließt seine darin niedergelegten Studien mit folgenden Sätzen: „Die Familie Masinissa regierte während zwei Jahrhunderten über das Land, in dessen Mitte ungefähr die Pyramide des Medrasen sich erhebt; sie war unbedingt der Erbauer derselben. Jede andere Hypothese über den Medrasen wird durch die Geschichte untersagt. Aber welches war die Epoche seiner Erbauung? Wir haben zwischen zwei Epochen die Wahl, die letzte Regierungszeit des Masinissa und die Regierung des Micipsa. Ich würde der letzteren den Vorzug geben. Micipsa regierte dreißig Jahre lang während eines ununterbrochenen Friedens. Sollte man nicht glauben, daß er während dieser langen Mußezeit daran gedacht habe, das Andenken seines berühmten Vaters zu ehren, und daß diese Pyramide des Medrasen zu diesem Zwecke bestimmt worden sei? . . . . .“

Nach drei Stunden erreichten wir ein neues Karavanserail, wo zum letzten Male die Pferde gewechselt wurden.

Einige Kilometer jenseits des Karavanserails waren wir wieder an dem Gestade eines größeren salzigen Sees vorübergekommen. Nicht weit davon in östlicher Richtung finden sich noch drei Salzseen von noch größerem Umfange. Beim Umspannen der Pferde erzählte mir der Capitain, daß im verflossenen Jahre das Karavanserail in der Nacht von einem Araberschwarme überfallen worden sei. Der Inhaber desselben sei bei dem Ueberfall getödtet worden; der Frau sei es gelungen, durch ein Hinterfenster in das Gebirge zu entfliehen. Ein in seinem Bettchen liegendes Kind sei von den Arabern geraubt, aber von den Gensd'armen nach mehreren Wochen in einem in der Nähe befindlichen arabischen Douar wiedergefunden. Der Mann erzählte das so ruhig, als wenn er von täglich vorkommenden Begebenheiten spräche. Wahrlich, es ist eine heitere Existenz in diesen Karavanserails in der afrikanischen Steppe! — „Diese Ebene ist hier überhaupt gefährlich," setzte der Offizier hinzu, „auch die Löwen aus dem Atlas machen während der Nacht häufig auf derselben ihren Spaziergang; es sind sogar einzelne Fälle vorgekommen, wo sie die Wagen angefallen haben."

Bei „Oum-el-Isman" — so war der Name des letzten Karavanserails, verläßt die Straße die Region des Hochplateaus, welche hier bis zu 900 Meter über die Fläche des mittelländischen Meeres emporsteigt, um sich in das Thal hinabzusenken, welches der Oued-el-Harrar durchfließt, und welches sich auf die Ebene öffnet, in der Batna liegt. Wir hatten noch fünfzehn Kilometer bis dahin. Aber es war bereits ganz dunkel, als wir aus dem Karavanserail abfuhren, und die Straße befand sich, seitdem sie die Region des Hochplateaus verlassen hatte, wieder in einem höchst traurigen Zustande. Der Postillon war genöthigt, die frühere schnelle Gangart aufzugeben, der Conducteur

befand sich mehr auf der Erde, als auf seinem Bocke, und der Wagen gerieth fortwährend in die allerbedenklichsten Schwankungen. Endlich, nachdem ich mehrmals geglaubt hatte, der Wagen würde in der nächsten Minute umstürzen, stand er vollkommen still. Alle Anstrengungen der Pferde, ihn aus dem tiefen Erdriß, in den die Räder hineingerathen waren, herauszuarbeiten, waren ganz vergeblich. Da stieg der Conducteur zum letzten Male von seinem Bocke wieder zur Erde, trat an den Wagen und wir hörten seine Stimme, ohne daß wir in der tiefen Finsterniß die Gestalt des Mannes auch nur unterscheiden konnten, folgende Worte sprechen:

„Messieurs, l'administration vous engage, de descendre tout de suite."

Verwundert fragte der Präfect, was vorgefallen sei?

Die in derselben eintönigen Weise vorgebrachte Antwort des Conducteurs lautete:

„Messieurs, l'administration n'est pas responsable de votre cou!"

Man kann sich denken, wie eilig wir aus dem Wagen zur Erde kletterten, als wir hörten, daß es uns in Aussicht stehe, den Hals zu brechen. Die Straße war so schlecht, daß wir eine derartige Fortsetzung der Reise in der Steppenpost nicht zum zweiten Male wagen zu können glaubten. In tiefer Dunkelheit tappten wir auf dem holprigen Wege zu Fuß vorwärts. Es war zehn Uhr, als wir nach einer siebzehnstündigen Fahrt in der kleinen, von einer doppelten, mit Schießscharten versehenen Ringmauer umgebenen französischen Subdivisionshauptstadt der Provinz Constantine anlangten, ohne auf unserm Wege von einem umherspazierenden Löwen beunruhigt zu sein.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Römerstadt in Afrika.

Die Subdivisionshauptstadt Batna. — Ein befestigtes Römerlager. — Neu-Lambessa. — Der Weg nach Lambessa. — Die Römerstadt. — Das Grabdenkmal des Befehlshabers der dritten Legion. — Oberst Carbuccia. — Commandant de Lamarre. — Das Prätorium. — Der Circus. — Die Thorbogen und Triumphthore. — Der Tempel des Aesculap.

Auf einem der Hochplateaus des Atlasgebirges, 1021 Meter über dem Spiegel des mittelländischen Meeres, 35° 40′ nördlicher Breite, 3° 55′ östlicher Länge, haben die Franzosen im Jahre 1844 die Subdivisionshauptstadt für die in der Provinz Constantine cantonnirten Truppen angelegt, bis dahin ein befestigtes Lager, um die Straße zu schützen, welche aus dem sogenannten „Tell", der Region der Hochplateaus, in die große Wüste Sahara führt, und um das Auresgebirge zu beherrschen. Die Entfernung von Constantine bis zu der neuen Subdivisionshauptstadt beträgt 120 Kilometer. Die Stadt **Batna** selbst hat nichts Interessantes. Einige breite gradlinige Straßen, eine moderne Kirche, ein mit Springbrunnen und Rasenplätzen hübsch angelegter Platz, weite Kasernen und große Vorrathshäuser, das Alles von einer doppelten, mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben — so ist Batna, in

nichts unterschieden von den neu angelegten Colonistenstädten der Franzosen in Afrika, auch nicht durch die Langeweile, welche man empfindet, wenn man länger als vierundzwanzig Stunden sich dort aufgehalten hat. Im Nordosten erheben sich am Rande der weiten Hochebene die mit Cedern gekrönten Kuppen des Atlasgebirges. Ueber den ganzen Massenstock des Gebirges ragt die Pyramide des Dschebel-Tugur empor, welche die Colonisten mit dem Namen des „Piks der Cedern" bezeichnen. Sie gleicht in ihrer Gestalt den Piks in den Pyrenäen. Im Süden dehnt sich das Auresgebirge aus; seine Formen sind abgerundet; der Pflanzenmantel, der ihre Höhenzüge indeß nur sehr spärlich bekleidet, besteht aus grünen Zwergeichen und aus Kiefern von Aleppo.

Zweitausend Meter nach Osten erhob sich vor zweitausend Jahren ein anderes befestigtes Lager, welches fast zu denselben militairischen Zwecken angelegt war, und aus diesem befestigten Lager entstand ebenfalls allmälig eine große und berühmt gewordene Stadt. Das Lager wurde von den Römern angelegt, als sie, ganz auf derselben Straße wie heute die französischen Truppencolonnen, durch den „Mund der Wüste" nach der Palmen-Oasengruppe des „Siban" zogen; die große und in der Geschichte berühmt gewordene Stadt hieß L a m b e s s a. Heutigen Tages gruppiren sich neben den Denkmälern und Ruinen der Vergangenheit die Straßen, Plätze und Gebäude eines im Jahre 1848 von den Franzosen angelegten Colonistenorts, eines höchst unbedeutenden, meistens aus nur einstöckigen, trübselig aussehenden Häusern bestehenden Städtchens, welches seine Bewohner fast komischer Weise „N e u - L a m b e s s a" getauft haben.

Wenn man die neue Subdivisionshauptstadt, deren Einwohnerzahl auch zweitausend nicht übersteigt, durch das

Thor von Lambessa verlassen hat, so führt eine schnurgerade, gutgebaute Straße neben dem Araberdorf und seiner schönen von den Franzosen errichteten Moschee vorüber nach dem neuangelegten Colonistenort, welcher sich seinen berühmten Namen von einer zweitausendjährigen Vergangenheit geborgt hat. Auch nicht ein lebendiges Wesen begegnete mir, als das Araberdorf hinter mir lag, und ich auf der einsamen staubigen Straße nach Lambessa fuhr. Soweit mein Auge zu blicken vermochte, war die Hochebene wüst und leer, fast ganz unangebaut, hie und da von weiten Steinmuren bedeckt, mit denen Gestrüpp und die wuchernde Meerzwiebel abwechselte. Nirgends eine Häusergruppe, nirgends ein Baum; der stattliche Cedernwald, der einzige Wald, den die Araber auf diesen weiten Hochebenen vergessen zu haben scheinen, lag weit hinter mir, in westlicher Richtung von Batna; auch nicht der Laut eines Vogels unterbrach die öde und schweigsame Einsamkeit, welche auf dieser weiten Fläche lagerte, wo man während der Nacht zuweilen das Gebrüll des Löwen hört, wenn er aus den Schluchten des Auresgebirges hinabsteigt, um sich seine Beute zu holen. Der sonst so heitere, tiefblaue afrikanische Himmel war heute mit dunklen Gewitterwolken bedeckt; der Wind der Wüste, der aus dem Süden blies und den Staub aufwirbelte, war schwül und drückend. Nach einer Stunde kam ich an einem einsamen Colonistenhause vorüber, welches links an der Straße stand — das erste Gebäude, das ich seit dem Araberdorf erblickt hatte. Nun noch eine halbe Stunde, und vor mir breitete sich ein blühender Pfirsichgarten aus. Die blaßrothen Blüthen waren der erste und einzige Farbenton in diesem grau in grau angelegten Landschaftsgemälde. Gleich hinter dem Pfirsichgarten erhob sich ein dreistöckiges kolossales Gebäude, mit mehreren Flügeln und Höfen, ringsum von

einer hohen Mauer umgeben. Es war das berüchtigte Zellengefängniß von Lambessa. Links vom Zellengefängniß erhob sich ein anderes Gebäude aus der Römerzeit, welches seine Front der andern Seite, nach Nordwest, zukehrte, das sogenannte Prätorium des alten Lambessa. Hinter der Umfassungsmauer des Gefängnisses im Osten erblickte ich die einstöckigen Häuser der neuen Colonistenstadt.

Die Ruinen von Lambessa sind bei Weitem die bedeutendsten und umfangreichsten, welche die Römerzeit auf dem klassischen Boden Nordafrikas übriggelassen hat. Lambessa wird zuerst von Ptolemäus erwähnt, als in der Numidia nova gelegen; die Glanzperiode der Stadt fällt indeß, wie aus zahlreichen Inschriften hervorgeht, in die spätere Kaiserzeit. Sie war damals das Standquartier der berühmten dritten Legion, deren Aufgabe es war, das römische Afrika gegen die Einfälle der Numidier zu schützen. Die Vandalen scheinen zuerst die zerstörende Hand an die große und mächtige Stadt gelegt zu haben, welche in der Kaiserzeit einen Umfang von drei Stunden gehabt haben muß. In der Kirchengeschichte ist Lambessa bekannt geworden durch den ketzerischen Bischof Privatus, den ein Concil von 90 Bischöfen im Jahre 420 verurtheilte. (St. Cyprianus, Epistel 45.) Noch heute ist der ehemalige Umfang der Stadt genau zu erkennen. Ein weiter Thalkessel, von niedrigen Höhenzügen umgeben, ist ganz mit Trümmern bedeckt, welche im Osten zu den Hügeln hinansteigen. Aus einem Meer von Quadern und Trümmern erheben sich an einzelnen Stellen größere Monumente von der verschiedensten Bauart und Größe, Triumph- und Thorbogen, Tempelreste, gebrochene Säulen, Grabsteine, Gebäude, Stufen und Gewölbe, von vollkommen erhaltenen Römerstraßen durchschnitten. Das mit den Ruinen bedeckte Terrain hat eine Länge von 2600 Metern, während

die Breite 1800 Fuß beträgt. Selbst wenn man in der Richtung nach Nordost die ehemalige Stadt verläßt, kommt man noch an den Trümmern einer langen Reihe von Gräbern vorüber, bis man endlich mitten zwischen Gerstenfeldern eine hohe Pyramide erblickt. Die Pyramide ist das Denkmal auf dem Grabe des Flavius Maximus, des Befehlshabers der dritten Legion. Oberst Carbuccia fand sie in Trümmern auf dem Boden liegen. Er ließ sie wieder aufrichten, und am 4. März 1849 präsentirte die Garnison von Batna unter Trommelschlag vor dem imposanten Grabdenkmal des berühmten römischen Heerführers das Gewehr. Zuerst besuchte die französische Truppencolonne die Römerstadt im Jahre 1844 bei Gelegenheit der militairischen Expedition nach der Palmen-Oasengruppe des Siban in der Wüste Sahara. Der Commandant de Lamarre hat das Verdienst, der erste gewesen zu sein, der die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf diese in einem Winkel des Atlasgebirges belegene Römerstadt gerichtet hatte. Von den Arabern war sie Jahrhunderte hindurch vollkommen verlassen worden.

Schon bevor man von Batna nach Lambessa kommt, erblickt man eine ganze Strecke neben der Landstraße die alte sehr gut erhaltene Römerstraße, zu beiden Seiten derselben Grabmonumente der verschiedensten Größe und Gestalt, welche mit Inschriften bedeckt sind. Beim Eintritt in die Stadt erhebt sich das sogenannte Prätorium, bei Weitem das bedeutendste Denkmal unter den Resten dieser berühmten Vergangenheit. Das Gebäude, welches von manchen Forschern auch für einen Tempel der Victoria gehalten worden ist, macht auf den Beschauer einen großartigen und harmonischen Eindruck. Von viereckiger Gestalt, hat es eine Höhe von 15 Metern, eine Länge von 32 Metern und eine Breite von 25 Metern. Es war

ursprünglich mit Säulen umgeben; die Jahrhunderte haben die Säulen bis auf zwei niedergeworfen, von denen die eine in der Mitte durchbrochen ist, während die andere bis zum Knauf aufragt. Die Façade des Prätoriums ist nach Nordwest gerichtet. Sie besteht aus einem Mittelbogen von weiter Spannung und zwei Seitenbogen, und ist mit sechs Säulen korinthischer Ordnung geschmückt. Zu beiden Seiten des großen Mittelthores erblickt man zwei Nischen, in denen wahrscheinlich einst Bildsäulen gestanden haben. Unter dem Mittelbogen erhebt sich ein neuer Bogen. Die beiden Seitenwände, sowie die dem Zellengefängniß zugekehrte Hinterwand des Prätoriums, haben dieselbe Form und Gestalt wie die Front, nur mit dem Unterschied, daß die Bogenthüren der Seitenwände eine noch größere Spannung haben, als die Bogenthüren der Façade und der Hintergrund. Die Gewölbeschlußsteine der Nischen und der Bogen stellen Kronen in Relief dar. Das Gebäude gehört zu den besterhaltenen Gebäuden aus der Römerzeit, welche ich sowohl in Afrika als in Italien gesehen habe. Das Innere des Tempels oder des Prätoriums, wie man will, enthält außer drei Pilastern an jeder Seite keine baulichen Ueberreste. Man hat aber sämmtliche in Lambessa gefundene Sculpturarbeiten in demselben zu einem Museum vereinigt, und die Bogenöffnungen durch Gitterthore geschlossen. Sie bestehen aus Quadern mit Inschriften, Grabsteinen, sehr schön gearbeiteten Säulencapitälern und einer Menge weiblicher und männlicher Statuen, welche leider theilweise ohne Köpfe sind. Ohne für Meisterstücke der Bildnerei gelten zu können, zeichnen sie sich meistens durch schöne Gewandung aus; zu den besten gehören wohl die ganz erhaltene Statue eines Mannes mit prächtigem Kopf und eine weibliche Statue mit weichem, schwermüthigem Gesichtsausdruck.

Die Römerstraße, deren ich schon erwähnte, führt in gerader Linie am Prätorium vorüber. Die Quadern derselben und die Häuserfundamente zu beiden Seiten sind wohl erhalten. Die Straße glich in ihrer Breite und Form, und in den hochliegenden Trottoirs für die Fußgänger, ganz den Straßen, welche ich in Pompeji gesehen habe, nur mit dem Unterschiede, daß hier von anderem Material gebaut war. Links von der Straße gelangt man in einiger Entfernung zu dem Circus. Er ist anderen ähnlichen Römerbauten gegenüber von verhältnißmäßig kleinen Dimensionen; nur wenige Stufen und Wölbungen sind noch erhalten, das Innere besteht aus beackertem Land. Ganz in der Nähe des altrömischen Circus wird das Auge durch den Anblick einer andern Ruine überrascht, welche ich nur des Contrastes halber erwähne — es ist die Ruine einer kleinen christlichen Kirche. Die kleinen porösen und zerbröckelten Mauersteine, aus denen sie gebaut ist, contrastiren sonderbar mit den mächtigen Quadersteinen der heidnischen Tempel. Hätten die Mauern nicht die außerordentliche Dicke von fast vier Fuß, so würden sie längst in Staub zerfallen sein. Links vom Circus steigt man zu dem ersten sogenannten Triumphbogen hinan. Er erhebt sich in einer Entfernung von 150 Metern vom Prätorium. Peyssonel sah vor mehr als hundert Jahren auf dem Trümmerfelde der alten Römerstadt von diesen Triumphbogen oder Thoren noch vierzig, von denen fünfzehn wohl erhalten waren. Das letzte Jahrhundert hat unter diesen Trümmern der Vergangenheit leider sehr aufgeräumt. Von den fünfzehn Thoren oder Triumphbogen stehen nur noch vier aufrecht. Das erste, zu dem man vom Prätorium aus gelangt, ist aus viereckigen Quadern gebildet, und besteht aus drei Bogen: einem größern Bogen in der Mitte, zwei kleineren Bogen zu beiden Seiten. Säulen und Bogen

sind vollkommen erhalten. Zu beiden Seiten des Thores bemerkt man noch die Spuren einer anstoßenden Mauer; hindurch führt die Römerstraße. Cannelirte Säulentrümmer und Stücke aus Häuserfundamenten liegen zu beiden Seiten am Wege. Eine Inschrift konnte ich nirgends am Thor entdecken, und vermuthe deshalb und wegen der hindurchführenden Straße, daß dasselbe als Stadtthor diente. Das zweite Stadtthor befindet sich in einer Entfernung von 1250 Metern in südlicher Richtung vom Prätorium. Der Weg dorthin führt ebenfalls mitten durch ein Trümmerfeld von Quadersteinen und Säulenfragmenten; das zweite Thor besteht aus einem von zwei Pfeilern getragenen Bogen. Bogen und Pfeiler bestehen aus Quadersteinen. Das Piedestal der einen Säule liegt bloß, das andere ist mit Steintrümmern umschüttet. Aus der Mitte des Bogens schaut ein bärtiger Kopf hinab, welcher auf der einen Seite noch ganz wohl erhalten ist, während die Zeit an der andern Seite seine Conturen verwischt hat. Auf den umherliegenden und in der Mitte des Bogens aufgehäuften Trümmern sind die Buchstaben A. V. G. noch ganz deutlich zu erkennen. 250 Meter nach Osten von diesem zweiten Thor erheben sich die Reste einiger Bogen, die Ueberbleibsel eines Aquäducts, welcher das Wasser des „Ain-Bubena" der Stadt zuführte. 2050 Meter vom Prätorium, noch mehr in südlicher Richtung, steht ein drittes Thor. Der Mittelbogen ist gebrochen, während die beiden Säulen, welche ihn trugen, noch aufrecht stehen. Links schließt sich ein Seitenthor an, Bogen und Säulen noch ganz erhalten. Das Thor bestand offenbar aus drei neben einander stehenden Bogen, von denen der dritte gänzlich fehlt. Ringsum sind eine Menge Trümmer aufgehäuft, aus denen Gesimsstücke, Reliefstücke und Säulenreste hervorragen. Nicht weit von diesem Thor, durch dessen mittleren Bogen

ebenfalls die Straße führt, erheben sich die Trümmer eines großen Gebäudes, welches aus Quadern aufgeführt war. Wahrscheinlich war das Gebäude ein Tempel. Er bestand, wie man noch ganz deutlich an Entfernung und Form der Trümmer sehen kann, aus zwei durch eine Arkadenreihe von drei Bogen getrennten Räumen. Säulen und Bogen stehen noch heute. Vor dem Eingang des Tempels muß ein Säulengang gewesen sein. Drei Säulenstumpfe, in der Mitte oder in der unteren Hälfte durchgebrochen, bezeichnen die Stelle, während sechs Säulen in Trümmern den Boden bedecken. Das vierte Thor befindet sich in einer Entfernung von 80 Meter in südlicher Richtung von dem dritten. Es besteht aus einem von zwei Säulen getragenen Bogen.

Rechts von einer der niedrigen Höhen, welche das weite Trümmerfeld umgeben, schauen die Ruinen des Tempels des Aesculap auf die Ebene hinab. Er hat eine quadratische Form, ist 6½ Meter lang und 7 Meter breit. Vier jonische cannelirte Säulen von 3⅔ Meter Höhe tragen den Giebel, auf dem man die Worte liest: Aesculapio et seluit imp. Caes. M. Aurelius Antoninus Aug. Pont. Max. et imp. Caesar L. Aurelius verus Augustus. Zu der Höhe des Tempels führt eine Treppe von acht Stufen, welche nach beiden Seiten in rundgebogener Form vorspringen. Auf den Stufen liegen gebrochene Stücke cannelirter Säulen; rund umher, am Fuß und an den Wänden des Hügels, der wohl den höchstgelegenen Theil der Römerstadt getragen hat, und von dem man mit einem Blick das ganze weite Trümmerfeld umfaßt, sind große Trümmermassen aufgehäuft, auf denen man die Worte Legio III. Augusta. Pia. Vendex und Res. Publ. Lamb. lesen kann... Unwillkürlich gedachte ich beim Anblick dieser schönen und imposanten Tempelreste der schönen Worte

Hermann Linggs, welche er in der Erinnerung an einen andern römischen Tempel in Italien schrieb:

Auf zerbrochenen Steinkolossen
Umgestürzter Architrave
Blühen Cactus und Agave;
Um die alten Mauern sprossen
Rothe Blumen und Akanthus;
Duftig wuchern drüberhin
Thymian und Rosmarin.

Nur ein gelber Tempelriese
Trägt noch seine Quaderbalken;
An dem Giebel fliegen Falken,
Epheu rankt sich um die Friese;
Und die Natter und die Eidechs
Sonnt sich an der Tempelwand,
Wo geflammt der Opferbrand.

Ungebrochen stehn die schlanken
Dorersäulen; ein Jahrtausend
Sahen sie darüber brausend;
Throne stürzten, Völker sanken;
Ueber ihre Marmorhäupter,
Wie durch's Meer, dem sie geweiht,
Weht ein Hauch der Ewigkeit.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Zellengefängniß bei Lambessa.

Die Gefangenen in Lambessa. — Das Innere des Zellengefängnisses. — Der Rundbau. — Die Flügel. — Die Eisengallerien. — Die einzelnen Zellen. — Der Tag eines Gefangenen in Lambessa. — Die „repris de justice.“ — Die Spazierhöfe. — Parallelen zwischen deutschen Zellengefängnissen und dem Zellengefängniß bei Lambessa. — Die Juni-Insurgenten in Lambessa. — Internirung. — Cayenne. — Die Dezember-Deportirten. — Deportationen. — Cayenne und der Tod.

Nach meiner Rückkehr aus der Wüste Sahara fuhr ich zum zweiten Male die Straße von Batna nach Lambessa. Ich wollte das berüchtigte Zellengefängniß besuchen, an dessen Thoren ich damals vorübergefahren war, als ich die interessanten Ruinen der alten Römerstadt sah. Die Fahrt war ebenso monoton, wie damals. Der afrikanische Himmel hatte wiederum sein wunderbares, blaues Wolkenkleid abgelegt, und den grauen Regenrock angezogen. Er sah aus, wie sein Bruder im Norden im Monat November. Nach zwei Stunden stand ich wieder vor dem Gitterthor der großen Gebäudegruppe, welche sich vor den häßlichen Colonistenhäusern von Neu-Lambessa erhebt, und mit einer fünfzehn Fuß hohen Mauer umgeben ist. Vor dem Gitterthor stand ein französischer Posten. Durch das

Thor blickte ich auf einen weiten Hof, der durch ein Quergebäude in der Form eines großen Wohnhauses geschlossen und auf beiden Seiten durch Gebäude in demselben Styl eingefaßt wurde. Das Zellengefängniß mit seinen langen Flügeln erhebt sich hinter diesem Quergebäude, welches zu Beamten- und Dienstwohnungen bestimmt ist.

Das Zellengefängniß zu Lambessa ist bis heute, soviel ich weiß, in Europa ganz unbekannt geblieben und noch nie von der Feder eines Schriftstellers geschildert worden. Möge meine Feder nun die erste sein, um nachzuweisen, daß selbst dies berüchtigte Strafgefängniß in Afrika weit über deutschen Strafanstalten ähnlicher Art steht, aber auch — — um jener Männer zu gedenken, welche in seinen Kerkern die Opfer ihres Muthes und ihrer Ueberzeugungstreue geworden sind und die heute in jenem heißen Fieberlande jenseits des Oceans den ewigen Todesschlaf schlafen.

Manche von ihnen habe ich selbst gekannt. Wehmüthig dachte ich ihrer, ihrer blitzenden Augen, ihrer intelligenten Gesichter, ihrer beredten und überzeugenden Worte, wenn sie mit mir in Paris davon sprachen, daß mit der neuen Präsidentenwahl im Mai 1852 die französische Republik eine demokratische Regierung erhalten und dann ihre Mission, die Befreiung Europas, erfüllen werde, als ich in den Hof trat und mich an den Kastellan wandte — um ihre Kerker zu sehen. Es waren dieselben Kerker, wo heute die Sträflinge gefangen gehalten werden, welche in Afrika wegen Diebstahls, Raub, Mord, Todtschlag und Fälschung zu zehn bis zwanzig Jahren Strafarbeit verurtheilt werden. Der Kastellan war ein geborner Elsaßer. Er führte mich über den Hof, durch das Quergebäude hindurch, welches ich von außen gesehen hatte und welches den Hof schloß, und übergab mich hier einem Sergeanten mit dem Auftrage, mir als Führer zu dienen.

Das Zellengefängniß dehnte sich nun in einer langen Linie vor mir aus, in der Fronte ein durch nichts ausgezeichnetes, hohes, langes Gebäude von vier Stock. Als ich mit meinem neuen Führer eintrat, bot sich mir derselbe Anblick, welchen ich so oft hatte und worin alle Zellengefängnisse sich ähnlich sehen. Ich stand in einem Rundbau, der vom Boden bis zum Dach reichte. Von diesem Rundbau liefen die Flügel des Gefängnisses aus, ebenfalls sämmtlich vom Boden bis zum Dach mit einem Blick zu übersehen. Hier waren es nur drei Flügel, welche in dem Rundbau ihren Mittelpunkt hatten; ein Flügel dehnte sich nach Norden, einer nach Süden, der dritte in westlicher Richtung aus. Jeder Flügel hatte vier Stockwerke, und jedes Stockwerk war mit einer schwebenden Eisengallerie umgeben. Sämmtliche Eisengallerien waren durch schwebende, eiserne Treppen mit einander verbunden, und die Aufgänge zu sämmtlichen Treppen vereinigten sich in dem Rundbau, wo ich stand. Alle Thüren der einzelnen Zellen öffneten sich auf die eisernen Gallerien. Durch einen Theil des Erdgeschosses des nördlichen und des östlichen Flügels lief ein langer, hölzerner Tisch, zu beiden Seiten mit Bänken versehen. Mit Verwunderung hörte ich von meinem Führer, daß sämmtliche Sträflinge von Lambessa an diesem langen, hölzernen Tische gemeinschaftlich mit einander die Mittagsmahlzeit einnähmen. Wenn man der Einrichtung deutscher Zellengefängnisse gedenkt, beispielsweise der Hausordnung in dem bekannten Zellengefängnisse bei Berlin, wo jedem einzelnen Gefangenen die Mittagsgemüsesuppe durch die Wärter vermittelst einer von außen zu öffnenden Klappe in die Zelle geschoben wird, wo die Zelle für den Gefangenen ein fortwährendes Einzelgefängniß bildet, welches er nur verläßt, um eine halbe Stunde in einem von zwei hohen Mauern eingefaßten Gange die

Beine zu bewegen — dann muß man freilich unwillkürlich erstaunen, daß im Zellengefängniß zu Lambessa gemeinschaftlich zu Mittag gespeist wird und die Unterhaltung der Gefangenen während dieses Mittagessens gestattet ist.

„Und wie ist das Mittagessen eingerichtet?" fragte ich den Sergeanten, „was erhalten die Gefangenen, wie oft wird täglich gespeist?"

„Das Frühstück bildet eine Bouillonsuppe mit eingebrocktem weißem Brod. In dieser Suppe werden einige Löffel Gemüse gegeben. Das Mittagessen besteht aus einer großen, mit Fleisch gekochten Portion Gemüse; einmal wöchentlich erhalten die Sträflinge außerdem Fleisch, außer, wenn sie zur Feldarbeit oder zu anderen mechanischen Arbeiten in den Werkstätten verwandt werden, welche sich eine Stunde von hier in einem anderen Gebäude befinden. Dann erhalten sie täglich Fleisch. Außer diesen täglichen zweimaligen Mahlzeiten erhält jeder Gefangene zwei große Stücke Brod, weißes gutes Brod, wenn es auch nicht von so feiner Qualität ist, wie das Brod, welches Morgens in die Bouillon gebrockt wird. Wein wird nicht gegeben, aber jeder Gefangene hat die Erlaubniß, täglich einige Sous auf Kaffee, Butter oder Käse zu verwenden. Besitzt er das zu diesem Aufwande nöthige Geld nicht aus eigenen Mitteln, so wird es ihm von dem abgeschrieben, was er für die Verwaltung des Gefängnisses erwirbt. Ich werde Sie später in die Küche führen, Sie können das Frühstück dann selbst kosten."

„Und wie ist die Hausordnung, Sergeant, wann wird aufgestanden, wann legen sich die Gefangenen in Lambessa schlafen, wie viel Stunden wird gearbeitet und welche Zeit ist den Gefangenen zur Bewegung vergönnt? Schildern Sie mir den Tag eines Sträfling im Zellengefängniß zu Lambessa."

Der Sergeant erzählte nun Folgendes: „Um fünf Uhr Morgens wird hier aufgestanden. Der Gefangene bringt seine Zelle in Ordnung, kleidet sich an und kann dann, wie ich Ihnen schon sagte, einige Sous auf Kaffee, Butter, Käse zum Frühstück verwenden. Es geschieht wohl ohne Ausnahme. Die weitere Verwendung des Tages hängt davon ab, ob der Gefangene nicht arbeitet, oder ob er zur Arbeit auf dem Felde, im Garten oder in den Werkstätten des Hauses verwendet wird, welches eine Stunde von hier liegt. Die Arbeit ist hier keine Erschwerung der Strafe, sondern eine Erleichterung derselben, da sie Bewegung und Zerstreuung verschafft. Zur Arbeit werden deshalb auch nur die Sträflinge verwandt, welche nicht sogenannte „repris de justice", d. h. nicht entsprungene Sträflinge, sind, sondern die Gefangenen, welche sich gut führen und zu denen man das Vertrauen haben kann, daß sie die Arbeit im Freien nicht dazu benutzen, um zu entfliehen. Diese verlassen in einzelnen Trupps das Gefängniß und begeben sich unter militairischer Bedeckung an ihre Arbeitsplätze. Dort erhalten sie auch das Frühstück sowie das Mittagessen. Gegen sieben Uhr Abends kommen sie zurück und verbringen dann in den ihnen zugewiesenen Einzelzellen die Nacht. Für die anderen Gefangenen, welche nicht zur Arbeit verwandt werden, ist die Tagesordnung eine andere. Sie bleiben hier und werden wieder bis neun Uhr in ihre Zellen eingeschlossen. Um neun Uhr erhalten sie das Frühstück. Nach dem Frühstück werden sie in einen der Gefängnißhöfe geführt, um spazieren zu gehen, überhaupt, um sich zu bewegen. Es ist ihnen hierzu eine Zeit von zwei Stunden bewilligt. Um zwei Uhr wird an den Tischen, welche Sie hier sehen, zu Mittag gegessen. Sämmtliche Gefangene haben nach dem Mittagessen noch einen Zeitraum von vier Stunden, wo sie sich in den Höfen auf-

halten dürfen. Ein Aufenthalt von sechs Stunden im Freien ist unter diesem Himmelsstriche in Afrika zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig. Ich werde Sie später in die Höfe führen. Sie können die Gefangenen dann dort sehen. Zwischen sechs und sieben Uhr werden die Sträflinge wieder in ihre Zellen eingeschlossen. Dann beginnt für sie die Isolirung und das Gebot des Schweigens bis zum andern Morgen, wo der neue Tag um fünf Uhr anfängt. Es befindet sich übrigens im Gefängnisse eine Bibliothek, aus der jeder Gefangene Bücher erhalten kann. Auch sind Werkstätten im Hause, in denen der Gefangene nach seiner Individualität und nach seinem Geschick Beschäftigung findet. Beim Aufenthalt in den Höfen zu ihrer Bewegung und während des gemeinschaftlichen Mittagessens ist den Gefangenen die Unterhaltung unter Aufsicht der Verwaltungsbeamten gestattet."

So schilderte mir der Sergeant den Tag des Sträflings in Lambessa, wo an dem Tage, als ich dasselbe besuchte, sich achthundertundvierzig Gefangene befanden. Sie bestanden aus solchen Verbrechern, welche von den französischen Tribunalen zu mehr als drei Jahren Gefängniß verurtheilt waren, und aus den sogenannten „entsprungenen Sträflingen", welche aus anderen afrikanischen Gefängnissen ausgebrochen, oder den Ort, wo sie internirt waren, verlassen hatten, oder aus solchen, welche zur Deportation nach Cayenne bestimmt wurden. Das neue Zellengefängniß ist erst im Jahre 1853 vollendet worden. Sein Bau hat ungeheure Summen verschlungen, was leicht zu begreifen ist, wenn man bedenkt, daß alle Zuthaten, außer den Steinen, von Frankreich über das Meer geschafft und auf einer höchst unvollkommenen Straße von Constantine nach Batna gebracht werden mußten.

Nachdem der Sergeant seine Schilderung des Tages

eines Sträflings in Lambessa beendigt hatte, führte er mich durch alle Räume des Hauses. Wir stiegen die schwebenden Eisentreppen hinauf und traten von den Eisengallerien in die Zellen, welche von den Gefangenen verlassen waren, die sich theils bei der Arbeit, theils um sich Bewegung zu machen, in den Höfen befanden. Die meisten Zellen waren für nur einen Gefangenen, einige für zwei eingerichtet. Die Betten, aus Matratze, Kopfkissen und Decke bestehend, waren auf Palmmatten am Boden ausgebreitet. Die in deutschen Zellengefängnissen bestehende grausame Einrichtung, die Betten während des Tages an der Mauer in die Höhe zu richten, um den Gefangenen die Möglichkeit zu nehmen, sich niederzulegen, existirte in Lambessa nirgends. Die meisten Zellen waren höchst einfach eingerichtet, nur mit einem kleinen Tische, einem Stuhl und dem nothwendigsten Haus- und Waschgeräth möblirt; einige hatten Bilder, gemalte Wände, sogar Gardinen vor den Fenstern — die Gefangenen, welche sich gut führten, hatten von der Verwaltung Erlaubniß erhalten, sich ihre Zellen selbst in dieser Art auszuschmücken. Die Ventilation wurde in der bekannten Art durch das Fenster und eine Oeffnung an der unteren Seite der Thür vermittelt. Geblendete Fensterscheiben sah ich nirgends. In einer Zelle lag ein junger Mann auf seiner Matratze, ein Buch lesend und eine Cigarre rauchend. „Niemand ist gezwungen, während der sechs Stunden täglich, welche die Hausordnung zum Spazierengehen gestattet, auf dem Hofe zu sein," sagte mein Begleiter. „Der Gefangene kann auch einen Theil dieser Zeit in seiner geöffneten Zelle zubringen und lesen, auch eine Cigarre rauchen." Ich wunderte mich darüber nicht, ich hatte die Erlaubniß des Rauchens zu bestimmter Stunde des Tages auch in Mazas, dem bekannten Pariser Zellengefängniß, gefunden. Die Höfe waren

groß und geräumig, von Mauern umgeben, die Gefangenen bewegten sich in denselben in ungezwungener Weise. Sie gingen umher oder saßen auf in den Höfen angebrachten Bänken. Der in deutschen Zuchthäusern so beliebte „Gänsemarsch" war in dem Strafanstaltshause zu Lambessa nicht eingeführt. Ebenso war keine Rede von der in deutschen Zellengefängnissen herkömmlichen Einrichtung der Spazierhöfe mit einzelnen durch hohe Mauern getrennten Gängen, welche fächerförmig auf einen in der Mitte stehenden Aufsichtsthurm hinführen, von dessen Spitze ein Aufsichtsbeamter den ganzen Hof überschauen kann. Alle Gefangene trugen eine graue Jacke, ein graues Beinkleid und an der Mütze eine Nummer. Die Küchen waren sehr reinlich, geräumig, hoch, und wurden von Sträflingen besorgt. Man zeigte mir auf meinen Wunsch das Brod und setzte mir eine Frühstückssuppe vor. Das Brod war aus Weizenmehl bereitet und bestand aus zwei Qualitäten. Beide Sorten waren gut durchgebacken und von reinem, gutem Geschmack.

Ich verließ das Zellengefängniß in Lambessa mit der Ueberzeugung, daß es in der humanen, auf Besserung abzielenden Behandlung der Gefangenen, in der Anwendung der Isolirhaft und des Schweigens über jedem deutschen Gefängnisse ähnlicher Art steht. Als Strafen wegen Disciplinarvergehen wurden dort nur Entziehung der Freistunden, eines Theils des Mittagessens und einsame Einsperrung, niemals aber Stockschläge und Ruthenstreiche angewandt, ohne welche nach der Meinung der meisten deutschen Zuchthausverwalter ein Zuchthaus nicht bestehen kann.

Als ich wieder auf dem vorderen Hof des Zuchthauses zu Lambessa stand, fragte ich den Sergeanten, der mich hier verließ: „Wo sind die politischen Gefangenen geblieben, welche nach dem 2. Dezember 1851 hieher gesandt wur-

den? Sind noch politische Gefangene in Lambessa anwesend?"

Der Sergeant versicherte mich, daß kein politischer Gefangener sich mehr in Lambessa befinde; wo die politischen Gefangenen geblieben, wisse er nicht, da er erst seit Kurzem hier sei. Auch der Kastellan, in dessen Wohnung ich mich nochmals begab, um meinen Namen in sein Buch einzuzeichnen, wollte und konnte mir über das Schicksal der politischen Gefangenen keine Auskunft geben. Er bekleidete übrigens ebenfalls erst seit einigen Jahren seinen Posten. Nun ging ich in dem Colonistenorte Lambessa, welcher, wie ich schon erwähnte, die hintere Mauer des Gefängnisses mit seinen dürftigen Häuserreihen berührt, und in Batna umher und fragte die Einwohner. Was ich erfuhr, giebt über das Schicksal der politischen Gefangenen in Lambessa einen vollständigen Aufschluß und liefert einen schrecklichen Beitrag zu der heute in dem schönen Frankreich herrschenden Tyrannei. Die Zahl der Junigefangenen, welche im Jahre 1848 von der Regierung Cavaignac's nach Lambessa gebracht wurden, betrug vierhundertundfünfzig. Das heutige Zellengefängniß existirte damals noch nicht. Sie bewohnten Baracken, welche in der Nähe des Platzes aufgeschlagen waren, wo heute das Strafgefängniß steht. Ein Theil derselben, die ungefährlicheren, wurden in den folgenden Jahren freigelassen, ein anderer Theil wurde in afrikanischen Städten internirt, ein dritter, „die, welche sich nicht bessern wollten," sagte mir ein Beamter der napoleonischen Regierung, ist nach Cayenne ohne Prozeß, ohne Verurtheilung deportirt worden. Die Zahl der politischen Gefangenen, die nach den Mordscenen des 2. Dezember auf den Boulevards von Paris, nach Lambessa gebracht wurden, betrug sechshundertundfünfzig. Sie kamen in einzelnen Trupps, welche theils aus den Republikanern

bestanden, die im Kampfe auf den Straßen in Paris oder kurz nach demselben in ihren Häusern ergriffen wurden, theils aus denen, welche die große Razzia zusammenführte, die kurz darauf Präfecten und Polizisten in ganz Frankreich bei Nacht und Nebel vornahmen. Sie bewohnten zuerst die früher von den Juni-Insurgenten eingenommenen Baracken und bezogen dann das neue Zellengefängniß, welches inzwischen fertig geworden war. Ihre Behandlung und Beschäftigung war ähnlicher Art, wie heute die Behandlung der dortigen Strafgefangenen. Max Hirsch sah sie noch im Jahre 1855 bei seinem Besuch in Lambessa „ungefesselt zu allerhand Arbeiten auf dem Felde beim Aufgraben der Alterthümer verwenden" *). Von diesen sechshundertundfünfzig Gefangenen sind ungefähr hundertundfünfzig nach und nach entlassen worden, nach den Worten meines Berichterstatters „diejenigen, welche Reue zeigten und sich besserten". Ich übersetze diese Worte dahin, „welche ihre Ueberzeugung verleugneten und Creaturen Bonaparte's wurden." Die übrigen vierhundert sind nach Cayenne deportirt.

Und was ist Cayenne? Zwei Monate nach meinem Besuche in Lambessa besuchte ich den Bagno zu Toulon. Das neue Gesetz aus verflossenem Jahre schreibt vor, daß alle Gefangenen, welche seit dieser Zeit zur Bagnostrafe verurtheilt werden, deportirt werden sollen. Selbstverständlich ist dies neue Gesetz auf die vor seiner Emanation in Frankreich verurtheilten Verbrecher nicht anwendbar. „Cayenne," sagte mir ein dortiger Seeoffizier, „ist der Tod. Wer nach Cayenne kommt, kehrt niemals wieder. Das dortige Klima, die Fieber sind jedem Europäer tödtlich.

---

*) S. Dr. Max Hirsch in seinem interessanten Buche: „Reise in das Innere von Algerien." Berlin, 1862.

Ich habe noch niemals Jemanden aus Cayenne wiederkehren sehen.“ Vierhundert von den politischen Gefangenen in Lambessa sind also von der napoleonischen Regierung ohne Prozeß, ohne Verurtheilung, sogar gegen den Buchstaben des neuen Gesetzes, welches sogar bei Bagnosträflingen respectirt wird, nach Cayenne in den Tod geschickt worden. Exoriare ex ossibus ultor!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von Batna bis zum Mund der Wüste.

Abfahrt von Batna. — Die weitere Entwickelung der Steppe. — Das Karavanserail von Ksur. — Das Karavanserail der Tamarinden. — Fahrt durch den El Kantara. — Eine Römerbrücke. — Der Mund der Wüste. — Anblick der Wüste und der Oasen.

Es war drei Uhr Morgens, als wir in Batna beim Schein einer Stalllaterne in das Coupé des Wagens kletterten, der uns noch heute bis „zum Munde der Wüste" führen sollte. Siebzehn Stunden waren wenigstens dazu nöthig, um im Trab und Galopp die 120 Kilometer zu überwinden, welche die Steppe sich von hier bis zu den letzten Höhenzügen der Auresgebirge ausdehnt, wo dieselben in die Wüste hinabsteigen. Der Präfect des Kaiserreichs sollte auch heute unser Reisebegleiter sein.

Kaum hatten wir die doppelte, mit Schießscharten versehene Mauer hinter uns, welche die Subdivisionshauptstadt der Provinz Constantine zum Schutz gegen etwaige Anfälle der Araberschwärme umgiebt, als der Wagen bereits wieder stecken blieb. Endlich gelang es den Anstrengungen der zehn Pferde, von unseren Bemühungen unterstützt, das Gefährt wieder auf eine ebene Stelle zu bringen. Ein Galopp sollte die verlorene Zeit einbringen. Aber kaum war eine

Viertelstunde verstrichen, so wiederholte sich das vorige Schauspiel. Die Schwierigkeiten wurden um so größer, als von Batna an die Region der Hochebene immer noch aufwärts steigt, bis sie eine Höhe von 1200 Meter über der Meeresfläche erreicht hat und dort die Wasserscheide zwischen den auf den Plateaus befindlichen Seen, an deren todten Ufern ich Tags vorher vorübergekommen war, und dem großen Bassin der Sahara bildet. Endlich, nachdem wir noch einige Male den Wagen verlassen und unsere Bemühungen mit den Anstrengungen der dampfenden Pferde vereinigt hatten, gelang es uns, die Höhe zu erreichen. Der Tag war längst angebrochen.

Vor uns lag die Steppe wieder in ihrer ganzen Oede und Leere, gelbroth gefärbt im Licht der Morgensonne, welche über der kahlen Kette des Auresgebirges im Osten aufstieg. Ein vermittelst einer Röhrenleitung aus den nahen Höhenzügen des Atlas hinabgeführter Wasserstrahl fiel sprudelnd in ein langes, steinernes Becken; es war das einzige Geräusch, welches mein Ohr in dieser Einsamkeit vernahm. So weit das Auge reichte, war das Plateau ganz kahl und leer. Kein Baum, kein Strauch, kein Haus, nicht einmal ein Gurbi, nicht einmal ein buntes Araberzelt. Auch die lebendige Staffage der Steppe im Frühjahr, wenn die Araberschwärme zu vielen Tausenden durch den Mund der Wüste in die Region des Hochlandes hinaufsteigen, um mit ihren Heerden und Kameelen dort den Sommer hinzubringen, die zahllosen Heerden, die Araber im weißen flatternden Burnus auf ihren Pferden, die verschleierten Weiber auf den bunten Decken auf dem Rücken der Kameele — auch diese Staffage fehlte; sie war bereits Tags zuvor an uns vorübergezogen. Hier war nichts, wie die Leere und das Schweigen. Das Bild der Steppe war heute grau in grau gemalt, Steinmeere wechselten mit ganz

kahlen Lehmflächen und Strecken fliegenden Sandes. Am Horizont ringsum begrenzten das Plateau die Abhänge des Auresgebirges. Schroff und kahl stiegen sie auf, mit dem nackten Fuß traten sie auf die nackte Fläche. Nur hie und da umhüllte die Kuppen ein dünner Pflanzenmantel, wie das zerrissene Gewand die Schulter eines Bettlers. Es war der Wachholderstrauch und der Lentiskenbaum, aus denen die Mantelfetzen zusammengesetzt waren. Der Lentiskenbaum ist von geringer Höhe und breitet sich nicht weit über dem Boden horizontal in Form eines Schirmes aus. Sein Holz brennt gut und soll vortreffliche Kohle geben; die Frucht wird gegessen, zu Oel verwandt und sowohl stark nach der Küste wie in die Sahara von den Arabern ausgeführt.

So war das Bild der Steppe, welche wir nun vier Stunden lang ohne Weg und Steg im Trab und Galopp durchsausten. Endlich die weißen Mauern eines Karavanserails! Es sah aus wie ein Fort. Eine mit Schießscharten versehene hohe, blendend weiß gestrichene Mauer umgab einen großen, viereckigen Hof, an dessen inneren Seiten sich Stallungen, Vorraths- und Wohnungsräume befanden. Der Eingang in den Hof befand sich am Ende eines kurzen, bedeckten Ganges, welcher aus den zu beiden Seiten angebrachten Schießscharten mit Flintenfeuer bestrichen werden konnte. Das Thor war fest und dicht, ebenfalls mit Schießscharten versehen und konnte von innen nöthigenfalls mit starken, dicken Balken verrammelt werden. Man sieht, das Karavanserail von „Ksur“ konnte einem plötzlichen Anfall der Araber die Stirn bieten, um so mehr, als drinnen ein alter Soldat hauste, der „fünfundzwanzig Jahre Afrika“ in Medaillen auf seiner Brust und Narben auf seinem kriegerischen, wettergebräunten Gesichte trug und in dieser Oede seine Pension mit

dem Erträgniß der Wirthschaft verzehrte. Er hatte uns ein vortreffliches Frühstück bereitet, daß ich bei mancher Schüssel hätte glauben können, in Lyon oder in Paris zu dejeuniren. Die Wahl zum Karavanserail, wie früher zum regelmäßigen Lagerplatz der zwischen Batna und Biscara sich bewegenden Truppencolonnen, verdankt der Ort mehreren starken Quellen, welche hier senkrecht aus dem Boden springen. „Ksur" heißt in arabischer Sprache „Schloß"; es ist dies der Name, den die Eingeborenen einem Trümmerhaufen römischer Ruinen gegeben, welche sich in der Nähe des Karavanserails befinden. Mit diesen Trümmern römischer Vergangenheit ist ja die weite Steppe überall übersäet, daraus hervor steigen Lambessa und Tebessa wie zwei Gespensterstädte mit ihren wohlerhaltenen Straßen, Tempeln, Triumphbogen, Thoren und Grabmonumenten.

Zehn frische, starke Pferde wurden vor den Wagen gespannt. Den Gedanken, noch heute in dem Karavanserail auf der Palmenoase Biscara in der Wüste Sahara anzukommen, hatten wir lange aufgegeben. Der Zeitverlust, den wir beim Ersteigen des Plateaus vor Anbruch des Tages erlitten hatten, machte dies unmöglich. Einer der Leute des Karavanserails war gleich nach unserer Ankunft auf flüchtigem arabischem Pferde mit den Briefen und Depeschen, welche wir mit uns führten, vorausgeschickt worden. Nun ging es in gestrecktem Trabe vorwärts, immer weiter in die Steppe hinein. Die Straße glich jetzt zuweilen einem breiten Feldwege, welcher aus einer Reihe neben einander liegender, ausgefahrener Gleise bestand. Das Terrain hatte bis zum Eintritt in die Schlünde, die sich schließlich zu dem Engpaß El Kantara zusammendrängen, durch dessen schroffe Felsenmauern man in die Wüste hinabsteigt, die Form eines mit Schluchten und Bodenerhöhungen bedeckten Plateaus. Zwischen diesen

Schluchten und Bodenerhöhungen entwickeln sich zwei Ströme, welche in bald schwächerem, bald stärkerem Falle nach Süden strömten. Der eine Strom war der Wed-el-Kantara, der von den Abhängen des Auresgebirges kommt, der andere der Wed-Ksur, der auf den die Stadt Batna umgebenden Höhenzügen entspringt. Nach ihrer Vereinigung nimmt der Strom dann wieder den Namen Wed-el-Kantara an. Er richtet seinen Lauf in die Wüste und verliert sich dort im Sandmeer. Das Plateau war vollkommen öde, steinig und kahl, ohne alle Vegetation, und bot dem Auge nicht die geringste Abwechselung, als die Bodenerhöhungen und Schluchten, in deren Tiefe die Ströme brausten. Nach vier Stunden erblickten wir ein neues Karavanserail. Es hatte ganz die festungsartige Gestalt des frühern und führte seinen Namen „Karavanserail der Tamarinden" von einem Tamarindenwalde, der früher hier gestanden haben soll. Zum zweiten Male wurden die bereits ganz erschöpften, schweißtriefenden Pferde gewechselt.

Von nun an begann die Steppe einen andern Charakter anzunehmen. Die Höhenzüge, welche die weite Fläche am Horizont begrenzten, traten näher an einander und schoben sich allmälig zu einem immer engeren Felsenthal zusammen. Der weite Blick, der heute und gestern über die leere Fläche ins Endlose schweifte, wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde enger begrenzt und von kahlen und nackten Abhängen festgehalten, welche ganz senkrecht aus der öden und steinigen Thalsohle aufstiegen. In dem Landschaftsbilde fehlte wieder jeder grüne Ton. Rechts die steilen Felsabhänge, an deren Fuß der Weg, der hier zuweilen wieder den Charakter einer Straße annahm, in der Breite von kaum vierzehn Fuß sich fortwand, links Abgründe, in deren unterster Tiefe das Auge das graugelbe Wasser des Bergstromes erblickte. Von einer Brustwehr

war selbstverständlich nirgends die Rede. Zweimal setzte die Straße vermittelst Brücken von dem einen Ufer des Stromes auf das andere über. Noch niemals hatte ich eine so wilde Fahrt gemacht, wie von nun an durch die Steppe. Voraus ein Araber in buntem Turban, im flatternden Burnus, ein gesatteltes Pferd an der Hand. Er sollte uns die Furthen im Flußbett zeigen. Mit Hülfe des zweiten Pferdes sollten wir aus dem Strom auf das andere Ufer geschafft werden, falls der Wagen im Wasser stecken bliebe. Nach dem Araber die zehn Pferde, welche vor unsern Wagen gespannt waren und sämmtlich vom Bock aus gelenkt wurden. Immer im gestreckten Trab oder Galopp ging es auf der schmalen Straße vorwärts, in derselben beschleunigten Bewegung sausten wir um die Felskanten herum. Ein falscher Ruck in die Zügel, der Sturz von zwei Pferden unseres Zuges, und rettungslos wären wir in die Tiefe gestürzt! Vergebens rief der Präfect dem Conducteur, der neben dem Kutscher hoch über uns auf dem Bock saß, mehr als zehnmal zu, langsamer zu fahren. „Impossible, Monsieur, le soir va venir“, war die jedesmalige Antwort, und im Sturm ging es wiederum vorwärts, im Trab und Galopp um die Felskanten herum, daß uns graufte. Aber die Fahrt sollte noch wilder werden. Plötzlich hörte der Weg auf. Vor uns in der Tiefe der brausende Strom. Da flog der Wagen den Abhang hinab, voran der Araber mit den beiden Pferden, und mitten ging's in den Strom hinein, daß die Wellen uns ins Gesicht spritzten, und dann wieder im Galopp an der andern Seite des Abhangs hinauf, um den Wagen wieder durch den starken Ruck, den derselbe durch die beschleunigte Bewegung erhielt, aus dem Strom zu reißen. Zweimal, dreimal, viermal dieselbe gefährliche Fahrt durch den Strom. Als wir zum dritten Mal in dieser

Weise den Strom passirt hatten und wiederum im Galopp den Abhang am linken Ufer hinaufjagten, stürzten beide Deichselpferde. Erschreckt durch den Fall, dessen Veranlassung sie nicht sahen, geriethen die Vorderpferde in Verwirrung, verwickelten sich in die Stränge, schlugen aus, stürzten ebenfalls nieder, und nach einigen Momenten erblickten wir ein wirres Durcheinander von Thieren, welche theils auf der Erde lagen, theils wild um sich schlugen. Wir sprangen Alle vom Wagen, der Araber kam mit seinen beiden Rossen zurückgesprengt, Conducteur und Postillon kletterten von ihrem hohen Bock, um die Pferde aus einander zu reißen, welche sich mit den Hinterfüßen die Knochen zu zerschlagen im Begriff waren. Nach einer halben Stunde war der ganze Zug wieder in Ordnung. Unbegreiflicherweise war keins der Thiere verletzt worden. Aber wäre das Unglück einen Moment früher passirt, so weiß ich nicht, was unser Schicksal gewesen wäre. Vielleicht wären wir im Strom ertrunken. Es war fast an derselben Stelle, wo der Löwenjäger Jules Gérard im El Kantara ertrank. Aber wir hatten eine halbe Stunde verloren, und diese mußte wieder eingeholt werden. Desto wilder ging es nun vorwärts. Der Galopp mußte fast immer die Bewegung des Trabes ersetzen. Da hörte plötzlich der Weg ganz auf. Die Felsen traten ganz nahe an die Ufer des Flusses heran. Weder auf dem linken, noch auf dem rechten Ufer erblickte ich einen Fußbreit Erde, um auf demselben unsere wilde Fahrt fortzusetzen. Vor uns lag der enge Felsenpaß, durch den man zu dem letzten Thalkessel hinabsteigt, der sich nach Süden als „Mund der Sahara" öffnet. Der Paß wurde ganz durch den Strom ausgefüllt. Was ich erwartet hatte, geschah. Der Araber sprengte hinab in den Strom. Ihm nach der Zug der zehn Pferde, und nun bildete das Flußbett des El Kantara fast eine Viertelstunde unsere Straße.

Die Pferde schnaubten, der Schaum der Wellen spritzte uns ins Gesicht; „en avant, en avant!" rief es vom Bock, endlich waren wir am Ausgang der Schlucht. Vor uns lag der letzte Thalkessel, den der Atlas an dieser Seite nach Norden bildet.

Derselbe hatte einen wahrhaft großartigen, ganz wilden Charakter. Steil und schroff stiegen die schwarzgelben Schieferwände, den Fuß mit Steinmuren bedeckt, himmelhoch ringsum auf und bildeten im Süden mit zwei Reihen schroffer, in den Kuppen von einander getrennter Felsen eine kolossale Schlucht. Diese war der „Foum-es-Sahara" (der Mund der Wüste). Wenn ich drüben inmitten der beiden Reihen schroffer Felsen stand, mußte ich die Wüste erblicken können. In einer Stunde konnten wir den Thalkessel durchfahren haben, und wir hatten noch mehr, als eine Stunde, bis zum Untergang der Sonne. Die Sohle des Thalkessels war ein wüstes Steinmeer, in dessen Ebene sich der El Kantara fortwand wie eine graugrüne, breite Schlange. Sobald die Pferdehufe wieder festen Boden unter sich hatten, ging es im Galopp in den Kessel hinein. Noch jagten wir zweimal durch den Strom; aber es war eine gefahrlose Arbeit, denn der Spiegel des Wassers und die Thalsohle befanden sich in demselben Niveau. Nach kaum einer Stunde hielten wir vor dem Thor des Karavanserails, welches nach Strom und Paß den Namen führt. Es ist das letzte Gebäude am Rande der Steppe, wo die große Wüste diese mit ihrem sandigen Fuße berührt. Unsere Fahrt durch die afrikanische Steppe hatte ihr Ende erreicht. Am andern Morgen sollten wir die Region der Sahara betreten.

Aber schauen mußten wir die Wüste heute noch. Es war noch fast eine halbe Stunde bis zum Sonnenuntergang. Eine steinerne Brücke führte gleich hinter dem Ka-

rawanserail die Straße auf die andere Seite des Flusses. Die Brücke ist fast zweitausend Jahre alt. Die römischen Legionen haben sie gebaut, als sie von Cirta und Lambessa nach Gätulien und Zebe zogen. Vielleicht verdankt sie ihre Erhaltung der großen Wichtigkeit, welche sie zu allen Zeiten gehabt hat. Im Besitz der Brücke, beherrscht man den Eintritt in die Wüste und in die Steppe. Sie besteht aus einem einzigen Bogen von 10 Meter Oeffnung; ihre Breite beträgt 4 Meter 90 Centimenter, ihre Höhe über dem Flußbett ist bei gewöhnlichem Wasserstande 14 Meter 50 Centimeter. Auf dem Schlüssel der Wölbung erblickt man noch heute eine verwitterte Büste, in den Zwischenräumen der Gewölbbogen Laubkränze, Sterne und andere Verzierungen. Bei der ersten Expedition des Herzogs von Aumale nach der Palmenoase Siban fanden die französischen Soldaten den Oberbau der Brücke zertrümmert und die ganze Schlucht durch Felsstücke und Steine versperrt. Jetzt sind die Brücke und die durch die Schlucht führende Straße durch die französische Armee wiederhergestellt. Zur Erinnerung an diese Wiederherstellung liest man kurz vor der Brücke mit weißen Buchstaben auf dem Felsen die Worte: „2⁰ et 31⁰ de Ligne, 2⁰ du Génie 1844." Ganz an derselben Stelle scheint eine nun verschwundene Inschrift die Erbauer der Brücke zur Römerzeit verherrlicht zu haben.

Mit schnellem Schritt stiegen wir die Straße hinan. Mit einer Biegung führte sie in den schroffen und wilden Bergspalt. Die Wände waren ganz kahl, von riesiger Höhe, fast senkrecht aufsteigend, in der Form der oberen Kuppen wild und zerrissen. Eng traten sie an einander: nur der Bergstrom fand auf der Thalsohle Platz. Die Straße war künstlich am Abhang eingesprengt. Weißschäumend brausten die Wellen in der Tiefe über ihr Kieselbett;

tiefe Schatten bedeckten die Wände und verstärkten den düstern Eindruck dieses Hauptthores der Sahara. Die schroffen Felsen zur rechten Hand gehörten den Höhenzügen des Auresgebirges an, die dunkeln Schieferwände zur Linken bilden den Anfang des Dschebel-Sultan. Ein gewaltiges Naturereigniß muß diese Felsen aus einander gerissen und das gewaltige Thor zwischen Steppe und Wüste aufgebaut haben. Es wurde mir unheimlich in der finstern Schlucht zu Muthe. Ich hörte kein Geräusch, als das Brausen des wilden Bergstromes, der in die Wüste rollte. In der Mitte machte die Schlucht eine Biegung. Ich wandte mich um. Die graugelben Felsen, hier vom Scheitel bis zur Sohle in den dunkeln Schattenmantel gehüllt, verdeckten den Eingang. Der Thalkessel, aus dessen Grunde wir hinaufgestiegen, war bereits aus unserm Gesichtskreise verschwunden. Aber gerade vor uns erblickten wir den Ausgang der Schlucht. Vom rothen Abendsonnenlicht umstrahlt, erschienen die letzten Felsen wie Pfeiler eines Riesenthores. Noch einige Schritte, dachte ich, und

„Sieh da, der Oede glüh'nder Sand!
Die Lagerplätze grüßen Dich des Volks, dem ich entsprossen bin;
In ihrer brand'gen Wittwentracht tritt die Sahara vor Dich hin.“ *)

Und was sah ich, als ich nun zwischen den rothglühenden Pfeilern des Riesenthores stand? Ein wunderbar fremdartiges Bild, eine Landschaft, in junges Frühlingsgrün und goldenes Sonnenlicht getaucht, ein wunderbares Märchen aus dem Orient. Ich traute meinen Augen nicht. War es „die Spiegelung, das Blendwerk, ärger als der Smum, bösartiger Geister Zeitvertreib?“ Ich sah wieder hin, ich sah nochmals hin. Nein, es war nicht die Fata

*) S. Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Mirage.

Morgana, welche dies einzige Bild südlicher Vegetation in den Wüstensand zauberte; es war Wahrheit. Vor uns breitete sich ein großartiger Palmenwald aus. Er füllte die ganze Tiefe, deckte den ganzen Vordergrund und stieg zu beiden Seiten der Höhen bis an das Thor der Wüste hinan. Viele Tausend Palmen wiegten ihre dunkeln Blätterkronen auf den schlanken Stämmen, die vom rothen Sonnenlicht überrieselt waren; und die Füße der Stämme standen in einem Garten von blaßrothen Pfirsichblüthen, weißen Mandelblüthen und hellgrünem, frischem Feigenlaub, und die goldenen Sonnenstrahlen spielten in den Streifen der Fächerkronen, welche der Abendwind flüsternd bewegte. Eine tiefe Stille lagerte über den Wipfeln; das Rauschen des Bergstromes verhallte hinter mir an den Wänden der wilden Schlucht; eine Lerche stieg singend aus dem Palmenwalde zum Himmel auf, der sich wie eine von goldenem Licht durchleuchtete Kuppel aus Stahl wölbte. Der Gesang des kleinen heimathlichen Vogels klang so süß, so klagend. Das Bild war überwältigend in seiner Schönheit und Ueppigkeit, noch überwältigender durch den wunderbaren Kontrast, den es mir vor die Seele zauberte. Drei Tage hatten wir jetzt die Steppe durchfahren, drei Tage waren alle Bilder der Oede, der Leere, der Sterilität an uns vorübergezogen, Berghöhen ohne irgend eine Schönheit in den Formen, Thäler ohne Grün, ohne Anbau; drei Tage lang hatten wir keinen Baum gesehen, ringsum Tod und Oede, „die leere Bettlerfaust". Wie schrecklich, dachte ich, muß die Wüste mir entgegentreten, wenn die Steppe schon sich in ein so häßliches Gewand gehüllt hat! Und nun beim Eintritt in die Wüste diese Anmuth, Fruchtbarkeit, dieser Reichthum, vom goldrothen Sonnenmantel umbreitet. Ich glaube, dieser wunderbare Gegensatz macht die Stelle in der Bergschlucht El Kantara, wo

ich stand, zu den schönsten Punkten der Erde. Und hinter den schlanken, hohen Stämmen, hinter den dunkelgrünen Kronen, hinter den Pfirsich- und Mandelbäumen dehnte sich die große Wüste Sahara bis zum Horizont aus — ein ungeheuerliches, geisterhaftes Sandmeer, in schwefelgelbes Licht getaucht, an den Rändern, wo seine Dünen den stahlblauen Himmel zu berühren scheinen, mit bläulich rothen Tinten gefärbt. Wenn die Kraft des menschlichen Auges so weit reichte, ich hätte, glaube ich, am Horizont das märchenhafte Sudan erblicken müssen. Wir standen und standen und konnten uns nicht satt sehen an der Pracht und Herrlichkeit. Und das Sandmeer schimmerte immer röther, die Wüste schien wie Feuer zu brennen, als die Sonne die Kuppen des Dschebel-Uled-Sultan mit ihren rothen Rändern berührte. Noch einige Momente, da verblaßten die Farben, der Gesang der Lerche schwieg, der Abend senkte seine blaudunkeln Schatten über die Palmenwälder und über die Höhenzüge, und die Wüste erschien mir wie das Meer, wenn ich auf dem Gipfel des Bouzariaberges, oberhalb der alten Piratenstadt, stand und nach Europa hinüberblickte, und die Sand-Dünen schienen sich zu bewegen, wie die Wellen des „ewigen Meeres". In der Schlucht war es bereits ganz finster, als ich mit meinen Reisegefährten nach dem Karavanserail hinabstieg.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In der großen Wüste Sahara.

Die Oase El Kantara. — Die Quellen des Hercules. — Der Salzberg. — Die Oase El Utaja. — **Le desert des plateaux.** — Anblick der Palmenoase Biskra. — Die ehemalige Araberstadt Biskra. — Das heutige Biskra. — Giftige Scorpione. — Der Palmenwald. — Das Araberdorf im Palmenwalde. — Der Versuchsgarten. — Das „Hotel du Sahara“.

Durch den Engpaß von El Kantara führt die Straße in die große Wüste Sahara hinab. Zur linken Seite des Wanderers erheben sich die südlichen Ausläufer des Auresgebirges in wilden und zerklüfteten Formen, rechts erblickt er die Erdhütten, Mauern und Palmen der schönen Oase El Kantara, ein Bild reicher und üppiger Vegetation. Die Oase besteht aus drei „Dacheras“ oder Dörfern, welche am rechten und linken Ufer des El Kantara und am Zusammenfluß des El Kantara mit dem Oeud Bioda oder dem „weißen“ Flusse mitten im Palmenwalde liegen, der hier über 60,000 Bäume zählt. Die Dörfer sind mit einer Mauer von Pisé, gepreßtem Sand und Lehm, umgeben, welche von Thürmen flankirt ist, die Häuser sind aus derselben Masse gebaut und haben ganz dasselbe Gepräge, wie

die Häuser auf den Sibanoasen. Die Frauen verfertigen Teppiche, die Männer beschäftigen sich mit der Kultur der Palmen und der Gärten, welche vermittelst Kanäle und Rinnen bewässert werden. El Kantara war das „Calceus Herculis" der Römer und muß einst eine sehr wichtige militairische Position gewesen sein. Ueberall sieht man in den Gebäuden und in den Mauern der Oase Stücke von Römersteinen, Säulenkapitälen, Architecturresten, Säulenschaften und Inschriften, welche daran erinnern, daß die berühmte dritte Legion einst auf dieser Straße in die Wüste gezogen ist, und schon eine geringe Entblößung des Bodens bringt römische Gräber und römische Grabsteine zum Vorschein.

Dann nimmt die Straße wieder den Charakter eines breiten Feldweges an und windet sich in der Ebene neben dem Ufer des Flusses fort, bald sich von demselben entfernend, bald wieder näher zu ihm hinantretend. Der Boden ist hie und da mit weiten Kiesellagern bedeckt. Die Kiesel haben eine runde und abgeschliffene Form; hie und da erblickt man unter den Kieseln die Reste versteinerter Kammmuscheln und Austernschalen. Die Beweise, daß die Sahara einst ein Meeresboden war, treten für den Beobachter überall hervor. Die artesischen Brunnen, welche französische Ingenieure auf den Oasen in der Sahara gebohrt haben, haben meines Wissens auch immer salziges Wasser zum Vorschein gebracht. Das Wüstenbild ist wieder grau in grau gemalt. Eine dürftige Vegetation tritt zuweilen an den Ufern des Flusses auf, sonst ist die Ebene nackt und kahl, von tiefen Erdrissen durchfurcht, von Sandbergen bedeckt, welche zuweilen eine spitze, zuweilen eine viereckige und kantige Gestalt haben, an deren sterilen Abhängen selbst das Halphagras nicht mehr fortkommt. Stücke von Gerippen von Eseln und Kameelen bezeichnen die Heerstraße

der Karavanen. Dann kommt man in der Nähe den Thermen des Hercules vorüber. Die heißen Quellen werden in einem Becken von vier bis fünf Fuß Tiefe aufgefangen, haben einen schwefelleberartigen Geruch und einen stark hervortretenden salzigen Geschmack. Im Bassin steigt ihre Temperatur bis zu 41 Grad. Hinter den Thermen erheben sich rechts die Höhenzüge des Djebel-Karribou, den die Araber den „Salzberg" nennen. Seine Schichten bestehen aus Mergel, grauem Gyps und Steinsalz. Mit dem Steinsalz treiben die Bewohner von El Utaja einen nicht unbedeutenden Handel nach den Märkten in der Steppe und nach den Oasen des Siban. Sie gewinnen es in der leichtesten Weise, indem sie beim Beginn des Frühlings nichts weiter zu thun haben, als die großen Blöcke, welche die Winterregen losgelöst haben, in kleinere Stücke zu zerschlagen. Die Entfernung der Oase El Utaja von dem Karavanserail von El Kantara jenseits des Mundes der Wüste beträgt 20 Kilometer.

Das Karavanserail von El Utaja ist ringsum mit einer hohen, mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben. Ein Thor von starken Bohlen führt in einen weiten, innern Hof, an dessen Seiten sich die Ställe, die Vorrathsmagazine und die Wohnung für den Wirth mit seinen Leuten befinden. Als Sitz dicht am Thorwege des Karavanserails von El Utaja, welches so viel wie „kleine Ebene" bedeutet, ist ein großer Quaderstein eingemauert, der noch aus der Römerzeit stammt. Er ist einen Meter lang und hat eine Dicke von dreißig Centimetern. Auf dem Steine befindet sich eine Inschrift in großen römischen Buchstaben, welche die Anwesenheit eines großen römischen Amphitheaters bezeugt. Dr. Guyon fand diesen Stein an einer andern Stelle. „Aus dem Dorfe kommend" — er meint das ganz in der Nähe des Karavanserails befindliche Araber-

dorf — schreibt Dr. Guyon, „besuchten wir die Umgegend bis nahe an den Fluß, der in großen Krümmungen zwischen El Utaja und Dschebel-Melh fließt. Einen ziemlich schnellen Bach entlang, der sich in jenen Fluß ergießt, gelangten wir an eine kleine Mühle, die er bewegt und vor der wir eine große Inschrift fanden, umgestürzt und vom Wasser bespült .... Der Stein war senkrecht auf dem rechten Ufer des Baches placirt und gehörte zu einer kleinen Schleuse; sein oberer Theil war mehr oder weniger mit Schlamm bedeckt, was uns nicht gestattete, seine Höhe zu schätzen."

Mag nun das große Amphitheater hier oder, wie Dr. Guyon meint, eine halbe Stunde nördlich von El Utaja in der Nähe der heißen Quellen gestanden haben, jedenfalls ist es ein Beweis dafür, wie groß El Utaja zur Zeit der Römer gewesen ist und welch starke Bevölkerung dort gewohnt haben muß, denn wo ein großes Amphitheater gestanden hat, da müssen auch Zuschauer vorhanden gewesen sein. Nun ist auch jede Spur des Amphitheaters verschwunden — wieder ein Beweis, wie der Orient das Zerstören versteht — nur der große Römerstein mit seiner Inschrift ist als einziger Zeuge einer so mächtigen und glanzvollen Vergangenheit übrig geblieben.

Die Oase bietet einen recht freundlichen Anblick. Das frische helle Grün der Kornfelder und die dunkleren Farbentinten der Granaten und Feigenbäume in den Gärten thut dem Auge nach dem Anblick der öden Wüste besonders wohl. Wasser und Klima sind in El Utaja der Vegetation höchst förderlich. Aber die Oase leidet noch an den Folgen eines schweren Schicksalsschlages, der sie vor kaum fünfundzwanzig Jahren traf und von dem sie sich trotz aller Bemühungen der Franzosen noch nicht wieder erholen kann.

Zur selben Zeit, wo die französischen Kanonen zum ersten Male über der alten Piratenstadt Algiers donnerten und der Seeräuberei auf dem mittelländischen Meere endlich ein Ende machten, wüthete in der Sahara der Bürgerkrieg. Salah-Bey, der bekannte Statthalter von Constantine, der auf seinem Zuge durch die Wüste zu den Oasen der Tuggurtstämme die arabische Oasenstadt Biscara mit Feuer und Schwert von der Erde vertilgte, verwüstete auch die Oase El Utaja, wahrscheinlich nur deshalb, weil sie ihm die Steuern verweigerte. Wahnsinnigerweise ließ er auch sämmtliche Dattelpalmen niederhauen und beraubte die Einwohner dadurch ihrer Existenz. Nur eine einzige Dattelpalme ließ er stehen, um die Bewohner immer an ihr Verbrechen und an ihre Strafe zu erinnern. Es war eben eine türkische Justiz. Heutigen Tages benehmen sich die Könige und Fürsten bei Steuerverweigerungen doch gescheidter, oder vielmehr die Völker würden sich eine solche türkische Justiz nicht gefallen lassen und mit Barrikaden und Flintenschüssen darauf antworten, obschon kaum mehr wie dreiviertel eines Jahrhunderts verflossen sind, als der allerchristlichste König von Frankreich in deutschen Ländern ähnliche nichtswürdige Streiche beging. Genug, die arme Oase hat sich von der türkischen Justiz Salah-Bey's noch nicht wieder erholen können und die Bewohner ernähren sich größtentheils von dem Ertrage der Kornfelder und von dem Handel mit Steinsalz, welches ein benachbarter Salzberg darbietet, da die von den Franzosen angepflanzten Dattelpalmen noch kein großes Erträgniß an Früchten liefern können, weil sie noch zu jung sind. In zwanzig Jahren, besonders wenn der bekannte Herr Dolfus mit seinem Bewässerungssystem zu Stande kommt, wird die Oase einen reicheren Anblick bieten.

Das Araberdorf war mit seinen Aeckern, Gärten und

Bäumen ringsum von einer Mauer von ungebrannten Ziegeln eingeschlossen; auch die einzelnen Grundstücke innerhalb des Dorfes waren in derselben unschönen Weise abgetheilt. Während die ersten Häuser, welche ich auf meinem Spaziergange nach dem Dorfe berührte, vereinzelt zwischen den Gärten standen, gruppirten sie sich nachher zu einer Straße, welche in das Innere des Dorfes und zu dem Platze führte, auf dem die Moschee erbaut war. Alle Häuser waren von ungebrannten Ziegeln und hatten terrassenförmige Dächer, von deren Höhe mich die Hunde anbellten und das Vieh anblökte. Die arabischen Frauen benutzten das flache Dach des Hauses, um sich Abends zu ergehen und frische Luft zu schöpfen; die Benutzung dieses Raumes zum Viehstall war mir aber neu. Die Häuser waren, wie gewöhnlich, ohne Fenster nach der Straße, und hatten ein ärmliches Aussehen. Im Innern derselben schien es nicht besser zu sein. Der Raum bestand aus drei Abtheilungen, welche ohne alles Mobiliar waren und ein schmutziges Aussehen hatten. Ein großer Theil der Bevölkerung des Dorfes befand sich bereits auf der Straße, und wer noch nicht da war, der wurde durch meinen Besuch aus dem Hause gelockt. Die Männer, in den gewöhnlichen landesüblichen Burnus gekleidet, die nackten Füße in weit ausgeschnittenen Schuhen, das weiße, in den Nacken hinabhängende Tuch, mit Kameelhaarschnüren umwunden, lagen entweder in süßem Nichtsthun im Schatten oder trieben sich plaudernd und rauchend, natürlich ohne jede Beschäftigung, umher, und die Kinder krabbelten zu Dutzenden vor den Hausthüren im Sande, meistens nur mit einem Hemde, oft auch gar nicht bekleidet. Auch die Frauen kamen zum Vorschein, verschwanden aber bald wieder, nachdem sie mich eine Zeitlang angegafft hatten. Sie waren sämmtlich ohne Schleier, hatten das Haar in dichten Flech-

ten und Zöpfen, welche mit rothen und blauen wollenen Bändern durchflochten waren, um den Kopf gebunden und trugen lange, bis auf die Füße hinabreichende Kleider von bunten und farbigen Stoffen. Ihre meistens schön und kräftig geformten, nackten Arme waren mit silbernen und goldenen, zuweilen mit bunten Steinen geschmückten Spangen und Bändern geschmückt, die Nägel und oft auch ersten Glieder der Finger mittelst Henna gefärbt, zuweilen waren auch die Arme an mehreren Stellen mit blauer Farbe tätowirt. In den Ohren trugen sie goldene und silberne Ringe von enormer Größe, der Hals war häufig mit Perlenschnüren geziert, an deren Enden Goldmünzen befestigt waren. Manche hatten ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf gewunden, und auch an dieser Kopfbedeckung waren hie und da kleine Goldmünzen befestigt. Selbst die kleinen Mädchen, welche auf der Erde umherkrabbelten, trugen silberne und goldene Spangen und Bänder über dem Handgelenk und oberhalb der Knöchel an den nackten Beinen, wenn sie auch sonst nur mit einem Hemde bekleidet waren. Aber waren sie hübsch, diese mit goldenen und silbernen Spangen aufgeputzten arabischen Frauen und Mädchen? werden meine Leserinnen fragen. Ich muß die Frage für El Utaja durchaus mit Nein beantworten. Von gelblich braunem Colorit, hatten die Gesichtszüge einen harten Charakter. Lieblichkeit und Anmuth habe ich auf den Gesichtern arabischer Mädchen nur in ganz jugendlichem Alter gesehen. Bereits im zwanzigsten Jahre nehmen die Züge einen harten Ton an, der dem Gesichte einen weit älteren Ausdruck verleiht, als wie dasselbe in diesem jugendlichen Alter zeigen sollte. Fast alle Frauen zeichneten sich aber durch sehr schöne Zähne aus. Die Augen waren dunkel, die Ohren ziemlich groß, die Hände klein und schön geformt. Mag sein, daß das Gesicht der Araber-

frau auf dem Lande auch deshalb früh harte Züge annimmt, weil sie viel und schwer arbeitet und ihre Zeit nicht mit süßem Nichtsthun verbringt, wie die Frauen und Töchter der Mauren in den Städten; in den Städten hat man zu selten Gelegenheit, arabische Frauen und Mädchen unverschleiert zu sehen, um darüber richtig urtheilen zu können — genug, ich habe in El Utaja kein schönes und liebliches weibliches Gesicht gesehen. Die Männer versuchte ich mehrmals in französischer Sprache anzureden, erhielt indeß immer die Antwort: „makasch" — „Nein! Nichts!" — bis ich endlich in der Nähe der Moschee einen jungen Burschen, anscheinend von achtzehn bis zwanzig Jahren, traf, der einige Worte französisch sprach. Er fragte mich, ob ich „Inglese" sei? Bei der arabischen Bevölkerung in der Wüste scheint der Begriff des Engländers und des Reisenden vollkommen identisch zu sein. Ich bejahte die Frage des Arabers, weil es doch schwer möglich gewesen wäre, ihm einen Begriff von der Lage und Oertlichkeit meines deutschen Vaterlandes beizubringen. Er nannte sich nun selbst meinen „bon camerade" und verließ mich nicht wieder, so lange ich im Dorfe umherspazierte. Ich gab ihm Cigarren, vertheilte unter die Kinder einige Franken in Sous- nnd Centimestücken und hatte auf diese Weise bald die ganze jugendliche Bevölkerung hinter mir. Als ich einigen Kindern nun meine kleine goldene Uhr zeigte, war die Freude groß. Ueberall kamen die Kinder zu mir heran und verlangten „kif, kif" (noch einmal, dasselbe) von Neuem die Uhr zu sehen. Unter ihnen bemerkte ich sehr viele Kinder mit scrophulösen Gesichtern und krankhaften Augen. Dann führten sie mir einen hübschen, in einen reinlichen, weiß und blau gestreiften Burnus gekleideten Knaben zu, den mir mein „bon camerade" als Sohn des Scheiks präsentirte. Der Kleine war das einzige unter

den Kindern, dessen Füße mit weißen Socken und buntverzierten schwarzen Schuhen bekleidet waren, während alle übrigen Kinder mit nackten Beinen umherliefen. „Le petit chef", wie ihn mein „bon camerade" nannte, hatte eine ganz besondere Freude über „kif, kif" und verlangte immer wieder von Neuem die Uhr zu sehen. Er wurde offenbar von den anderen Kindern mit Rücksicht behandelt, sie ließen ihn immer vortreten, wenn er die Uhr sehen wollte. Ich verlangte zu dem Vater des „petit chef" geführt zu werden; derselbe war aber leider verreist. Die Moschee war ein unschönes, ebenfalls von ungebrannten Ziegeln aufgeführtes Gebäude. Sie bestand aus zwei Abtheilungen, welche durch Säulen von einander getrennt waren. Auf dem mit Palmmatten bedeckten Boden knieten einige schrecklich häßlich aussehende alte Weiber mit grauen Haaren und murmelten Gebete. Auf dem Minaret funkelte der Halbmond in den Strahlen der Mittagssonne, welche gerade über mir stand. Sie mahnte mich, meinem Besuche in dem Araberdorfe ein Ende zu machen und nach dem Karavanserail zurückzukehren. So vertheilte ich unter die Kinder den Rest meiner Kupfermünze, schenkte dem „bon camerade", der mich bis zum Ausgange des Dorfes begleitete, noch einige Cigarren und ging über die Felder nach dem Karavanserail zurück, wo das Dejeuner gerade fertig geworden war.

Als Dr. Guyon El Utaja im Jahre 1841 besuchte, bestand das Karavanserail noch nicht. Er mußte sein Zelt in einem Garten mit Feigen- und Granatbäumen vor dem Dorfe aufschlagen. Dr. Max Hirsch, der im Jahre 1855 Algerien bereiste, beklagt sich über die ärmliche Einrichtung des Karavanserails und über die arabische Zubereitung und geringe Reinlichkeit des Diners, welches ihm in der kleinen

und niedrigen Gaststube vorgesetzt wurde*), obschon er dafür den Preis des besten Pariser Restaurants bezahlen mußte. Nun, die Stühle und Tische waren noch von rohem Holz gearbeitet wie damals, aber das Dejeuner in dem Karavanserail El Utaja, wenn es auch mit dem Kaffee drei und einen halben Franken kostete, hatte sich während dieser Zeit gebessert. Es gab sogar Rebhuhnpastete, Sardinen und Salami, dem eine ganze Reihe recht gut zubereiteter Schüsseln folgte. Zum Nachtisch wollte mir der mich bedienende Garçon durchaus ein Stückchen Salz aus dem nahen Salzberge als eine Merkwürdigkeit für den Preis von fünf Franken verkaufen. Nur durch ein zweites Trinkgeld wurde es mir möglich, mich seinen Handelsspeculationen zu entziehen.

Um Ein Uhr ritt ich auf einem Pferde, welches mir der Wirth des Karavanserails lieh, aus El Utaja ab, während meine Reisegefährten es vorzogen, mit der Wüstenpost zu fahren. Der Mittag eignet sich am besten zur Reise in der Wüste, weil zu dieser Zeit gewöhnlich eine kühle Brise weht. Vor mir dehnte sich ein flacher Kessel von etwa zweistündigem Durchmesser aus, nach allen Seiten hin von ganz nackten Höhenzügen umringt, welche ohne jede Vegetation waren. Nordöstlich, hinter mir, erhob sich die berühmte Dschebel Aures, neben dem Dschurdschura das höchste und bedeutendste Gebirge Algeriens, dessen Thäler und Schluchten tapfere und rauhe Araberstämme bewohnen, eine lange Linie gezackter zerklüfteter Höhen, nordwestlich stiegen die kahlen und nackten Höhenzüge des Uled-Sultan auf. Im Süden begrenzte den Blick eine kahle Hügelkette von niedrigen Dimensionen. Sie führt

*) Dr. Max Hirsch. Reise in das Innere von Algerien 2c. Berlin, 1862. S. 265.

den Namen Djebelbou-Rezal und scheidet die Ebene von El Utaja von der weiten Fläche, in der die Oasengruppe des Siban, bestehend aus 18 kleinen Oasen, liegt. Der Boden des Kessels, auf dem ich hinritt, bestand aus unfruchtbaren Erhöhungen und Senkungen, welche aus mit Lehm und Gyps vermischtem Sande gebildet waren und oft wie ein festgestampfter Estrich auftraten, so daß der Hufschlag meines Pferdes auf demselben mit einem hohlen Klang wiederhallte, und war hie und da mit Haidekraut von ein bis zwei Meter Höhe bewachsen. Mitten durch die Ebene wand sich ein breiter Strom, der Oued-el-Kantara, der aus dem Auresgebirge kommt und durch den „Mund der Wüste" in die Sahara fließt. Die Araber nennen ihn nach der Oase, welche er berührt, den Oued-el-Utaja. Das Wasser hatte eine gelblich graue Färbung; an den mit kleinen Kieseln bedeckten Ufern zogen sich hie und da, wenn auch mit großen Unterbrechungen, grüne Kornfelder hin. Die Straße, welche die französische Armee bis nach Biskra gebaut hat, hielt sich meistentheils in der Nähe des Flusses, glich indeß oft nur einem breiten Feldwege. Zweimal mußte ich den Fluß, dessen Wasser dem Pferde bis an den Bauch reichte, überschreiten, da von einer Brücke weit und breit nichts zu sehen war. Nun stieg die Straße rechts zu einer Hügelreihe hinan, welche aus nackten Sand- und Lehmbergen bestand. Die Hügelkette führte den Namen Sfa. Auf der Spitze desselben, hatte man mir gesagt, würde ich die große Wüste Sahara in ihrer ganzen Ausdehnung erblicken, welche sich schon einmal in ihrer furchtbaren Majestät vor meinen Blicken aufgerollt hatte, als ich im Engpaß von El Kantara stand.

Eine halbe Stunde lang zog sich der Weg in Windungen zu den ganz kahlen Sandbergen hinan. Nun war ich oben. Ueber mir erhoben sich auf einem Felsvorsprunge

die Ruinen eines Türkenforts. In demselben unterhielt der Odjac zur Zeit der türkischen Herrschaft eine kleine Garnison, deren Aufgabe darin bestand, die Bewohner der Sahara zu überwachen und die Steuern einzutreiben. Vor mir nach Süden dehnte sich die Sahara in ihrer ganzen Weite aus, mit ihren Rändern den Horizont des tiefblauen, sonnenfunkelnden afrikanischen Himmels berührend. Die Sonne stand gerade über mir. Welch ein wunderbarer und ungeheuerlicher Anblick! Ptolemäus vergleicht den Blick über die Wüste mit einem Pantherfell. Der Ausdruck ist außerordentlich bezeichnend. Ein röthliches Gelb und Schwarz waren die einzigen Farben, welche ich sah. Röthlich gelb schimmerte das Sandmeer; die schwarzen Flecken waren die Palmenkronen der einzelnen Oasen, welche zur Gruppe des Siban gehören, und welche sich in ihrer dunkelgrünen Färbung durch den Contrast, wie schwarze Flecke auf dem gelben Grunde, abzeichneten. Nach dem Horizont zu war das Sandmeer mit blauen Tinten gefärbt und schien für das Auge, um so mehr, als es ohne jeden Höhenzug den Horizont berührte, an seinen Rändern die Form und die Farbe des Meeres anzunehmen. Als der Herzog von Aumale mit einem kleinen Armeecorps seinen ersten Zug nach dem Siban unternahm und die Soldaten den Höhenzug des Sfa erstiegen hatten, riefen sie verwundert und getäuscht durch die blauen Tinten und die scheinbare Wellenbewegung des Sandes: „Das Meer, das Meer.“ Auch ich würde „das Meer, das Meer“ gerufen haben, wenn ich plötzlich, ohne über die Himmelsrichtung und über die Gestalt des Welttheils, in dem ich mich befand, unterrichtet zu sein, auf dem Sfa gestanden hätte, so groß war die optische Täuschung.

Ich konnte mich lange nicht von dem wunderbaren Anblick losreißen. Zu meinen Füßen dehnte sich eine von

Schluchten und Bodenerhöhungen durchzogene, mit Kieseln und Steinmuren bedeckte Ebene aus, deren Grundfarbe gelb war. Die Bodenerhöhungen entzogen mir den Anblick des Palmwaldes auf der Oase Biscara, von der ich kaum noch zwei Stunden entfernt sein konnte. Auf dieser Höhe, dachte ich, stand auch einst der tapfere Römerfeldherr Marius, als er mit seinen Legionen von Lambessa und Cirta nach Gätulien und Zebe zog. Und sieh' da, als wenn der Zufall mir die Wüste zuerst mit ihrer ganzen, bunten Staffage hätte zeigen wollen — —

„Wer trabt dort durch das Löwenland? von Klau'n und Hufen zeugt der Kies.
Tombuktu's Karawanenzug? — Am Horizonte blitzt der Spieß!
Die Banner wehn, im Staube schwimmt des Emirs purpurn Ehrenkleid,
Und des Kameeles Haupt entragt dem Knäul mit ernster Stattlichkeit.
Sie reiten im gedrängten Troß, wo sich vermengen Sand und Luft;
Sieh da, verschlungen hat sie schon der Ferne schwefelfarbner Duft!"*)

Reitercolonnen traten aus einer von den Schluchten, welche sich dort unten zwischen den Hügeln zu meinen Füßen hinzogen, hervor und entwickelten sich in langen, bunten Linien, ihren Weg nach Süden nehmend. Die prächtigen Pferde trugen die langen, bunten arabischen Schabracken, die Reiter hatten das weiße Tuch mit kameelhaarenen Schnüren um den Kopf gebunden, um ihre Schultern flatterten lange, rothe Mäntel, am Sattelbogen funkelte der Lauf des kurzen Gewehrs in den Strahlen der Sonne; zwischen ihnen hochbepackte Kameele, deren lange Hälse mit den kleinen Köpfen weit über die Pferde hervorragten.

*) Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Mirage.

Nun ein neuer Zug, Reiter in weißen Mänteln mit buntem Turban, dann ein Zug französischer Chasseurs d'Afrique in ihrer malerischen Uniform, nun wieder ein langer Zug Kameele und Maulthiere, mit Vorräthen beladen, dann französische Infanterie, die blanken Gewehre nachläßig auf der Schulter, in ungeordneten Trupps, aber tapfer darauf losmarschirend, um mit den Reitern und Kameelen gleichen Schritt zu halten — — es war nicht „Tombuktus Karawanenzug", es waren nicht die Legionen des Marius, welche dort unten „durch das Löwenland" nach dem Siban zogen, aber es war eine französische Truppencolonne, welche vor mir El Utaja verlassen hatte und nach Biscara zurückkehrte, wo ihre Garnison war. Und nun — Hörnerfanfaren tönten aus der Ebene zu mir herauf und — partant pour la Syrie klang es aus der Ebene.

Als die Töne verklungen waren und der „schwefelfarbene Duft" Rosse und Reiter in der Ferne verschlungen hatte, ritt ich langsam den Hügel hinab. Die Ebene bot nichts Charakteristisches. Sie bestand aus einem wüsten und wirren Durcheinander von höheren und niedrigeren Erdwellen und mehr oder minder tieferen Schluchten, welche jede weitere Rundsicht hinderten. Ich betrat nun den Theil der Wüste, welchen die Franzosen „le desert des plateaux" — die Saharische Steppe — nennen, und welche sich von dem Hügel Sfa bis Biscara ausdehnt. Den Boden bildeten mit Sand gemischte Lagen von Lehm und Gyps, welche an manchen Stellen wiederum wie ein festgestampfter Estrich erschienen. Wieder tönte der Hufschlag meines Pferdes auf diesem sonderbaren Pflaster, wie auf einem Gewölbe. Ein Plateau ganz ähnlicher Formation dehnt sich südlich von Biscara bis zu den Ufern des großen Salzsees aus, den die Araber „Chott-Melrir" nennen. Das Plateau, welches ich durchritt, war wieder nackt und unfruchtbar. Hie und da

war es mit kleinen Kieseln bedeckt, welche von weiß bis zu einem lebhaften Roth in allen Abstufungen gefärbt erschienen, dazwischen lagen schwarzgefärbte, kalkige Steine, an der Oberfläche gerippt, wie Steine, welche von den Wellen eines Flusses auf einem steinigten Bette fortgerollt sind. Und woher kommen diese Steine? Wer vermöchte es zu sagen oder zu bestimmen? Sie sind die Zeugen der großen Wasserfluthen, welche einst über die Oberfläche der Erde hingerollt sind, und diese Oberfläche neben den vulkanischen Hebungen und Senkungen theilweise geholfen haben, zu gestalten. Zwischen den Steinmuren und Kiesellagern erschienen zuweilen große Lager fliegenden Sandes. Dann war der Boden stellenweis mit dornigen Sträuchen von der Höhe mehrerer Meter und Halbstauden mit holzartigen, fleischigen Blättern bedeckt, ein Lieblingsfutter der Hammel und Kameele. Sie gehören der Familie der Küstenpflanzen an, welche nur auf einem Boden gedeihen, der einen gewissen Antheil von Seesalz enthält. Die Sahara befindet sich bekanntlich in diesem Falle. Jetzt war diese Vegetation bereits von den Strahlen der Sonne verbrannt; aber nach den ersten Winterregen erscheint sie in einer frischen, grünen Färbung. Während des Winters treiben die Araber ihre Heerden und Kameele in diese Steppen. Auch heute erschienen zwischen den Sträuchern und Stauden Kameele, welche die fleischigen Blätter der Salsolaceen abweideten; ihre hohen Rücken sahen, wenn der lange Hals sich senkte, um mit dem Maule die Blätter zu erfassen, in der Ferne wie Erdhügel aus, bis dann plötzlich eine Bewegung der dunklen Masse mich von meinem Irrthum überzeugte. Auch ein einsamer Vogel, wie es mir schien, eine Lerche, flatterte hie und da von Strauch zu Strauch; zuweilen beleben auch Gazellen und Strauße diese Saharische Steppe; aber sie sind sehr flüchtiger Natur, wittern die Karawanen

bereits aus der Ferne und sind lange vor ihrer Ankunft verschwunden. Während des Winters verkriechen sich eine Masse verschiedener Reptile und Schlangen unter dem Sande, Pharaonsratten, Hornschlangen, Vipern und besonders der von den Arabern so gefürchtete Scorpion, dessen Stich häufig tödtlich ist. Keins von allen diesen Thieren hat lebhafte Farben. Sie erscheinen gelb und grau, wie die Farben des Bodens, auf dem sie leben; nur die Scorpionen, welche ich gesehen habe, hatten eine mattgrüne Farbe. Die Insecten sind schwarz; sie gehören meist sämmtlich dem Geschlecht der Insecten mit Flügeldecken an und verschwinden bei dem geringsten Geräusch im Sande. Auch Hasen springen manchmal vor den Hufen der Pferde auf, wenn man durch die Saharische Steppe reitet, oder einige Rebhühner rauschen plötzlich aus dem Gestrüpp und Gebüsch, oder ein Raubvogel erhebt sich mit gewaltigem Flügelschlage aus der Ebene hoch in den blauen Aether. Mir begegnete auf meinem einsamen Ritte nach der Oase nichts, als die Kameele, welche sich von dem Hufschlag meines Pferdes nicht stören ließen, und die Lerche, welche von Strauch zu Strauch flatterte. Ringsum war alles einsam und still, nur das häßliche Grunzen der Kameele belehrte mich von Zeit zu Zeit, daß die Wüste belebt sei.

Nun umritt ich einen neuen Sandhügel. Plötzlich lag die Oase, die größte unter den zur Gruppe Siban gehörenden Oasen, in ihrer ganzen Pracht vor mir. Die Oase trägt Hundertzwanzig Tausend Dattelpalmen. Der prächtige Palmenwald nahm die Breite des Bildes ein, rechts und links wurde er von grünen, frischen Wiesen und gelben Kornfeldern und Weizenfeldern flankirt. Keine häßliche Lehmmauer umzog den Palmenwald; aus der grünen Ebene ragten die schlanken, stolzen Stämme auf, vierzig, fünfzig, achtzig bis hundert Fuß, auf ihren Spitzen die

breiten, fächerartigen Blätterkronen wiegend. Aprikosenbäume, ganz mit rosenrothen Knospen überschüttet, Mandelbäume mit weißen Blüthen, Oliven und Feigen wuchsen zwischen den Stämmen und schienen sie mit ihrem frischen Blättergrün zu verschlingen. Es war ein wunderbarer Anblick. Die Schönheit der Palme lernt man erst in der Wüste schätzen, wo sie in Wäldern auftritt. Wer die Palme nicht in der Sahara gesehen hat, der hat keinen Begriff von der prächtigen Schönheit des Baumes. „Die Palme," sagen die Araber, „muß ihren Fuß im Wasser haben und ihren Kopf im Feuer." Die Palme trägt auch nur in der Wüste Früchte. — Links vom Palmenwalde erhoben sich einige Reihen ein- und zweistöckige Häuser mit terrassenartigen Dächern, alle weiß gestrichen, sich zu Straßen und Plätzen zusammenschiebend, halb afrikanischen, halb europäischen Aussehens; daneben eine große, von einer Mauer umgebene Gebäudemasse, welche aussah, wie ein Fort. Es war die französische Stadt Biscara, das Fort war das Fort St. Germain, welches die Kasernen, das Hospital und die Magazine einschließt. Die Araberdörfer sah ich nicht; sie mußten in der Mitte des Palmenwaldes verborgen liegen. Den Vordergrund dieses echt orientalischen Bildes füllte ein weiter, wüster Platz, wo Kameele lagerten und Rauchwolken über niedrigen, dunklen Arbeiterzelten aufstiegen. Ich setzte mein Pferd in Galopp und hielt nach kaum einer Viertelstunde vor der Thür eines einstöckigen Gebäudes mit terrassenförmigem Dache, welches mir ein französischer Soldat als Karavanserail oder, wie er sich vielmehr gemessener ausdrückte, als „Hotel de Sahara" bezeichnete. Es sah drinnen ganz europäisch aus. Ein langer, wenn auch etwas niedriger Speisesaal schloß sich an mehrere andere wohnlich aussehende Zimmer; die Wohnzimmer für die Fremden öffneten sich im Erdgeschoß unter einer Ar-

kadenreihe auf ein einfaches Gärtchen, wo Rosenbüsche und Oleandersträucher blühten. Das ganze Gebäude war reinlich, kühl, und hell gestrichen. Ein so hübsch und gemüthlich aussehendes Karavanserail hatte ich in der Wüste noch nicht getroffen. Dann erschien ein dicker und freundlicher Mann mit einer noch dickeren Frau und sagte mir, daß sie Pariser Kinder seien, schon siebzehn Jahre unter den Palmen wirthschafteten, daß es keine Scorpionen im Hause gebe, daß sie mir sogleich ein treffliches Diner im Speisesaale vorsetzen würden, und daß der Escadronschef Forgemol, der Commandant des Forts St. Germain, an den ich einen Empfehlungsbrief vom Marschall Mac-Mahon aus Algier mitgebracht hatte, ebenfalls bei ihnen speise. Und als ich nun zum Dessert meines Diners frische Datteln, Orangen, Feigen, Mandeln und Granaten aß und dazu vortrefflichen Burgunder trank, da mußte ich unwillkürlich der schönen Verse meines Freundes Freiligrath gedenken:

„Fremdling, laß deine Stute grasen!
O, zieh' nicht weiter diese Nacht!
Dies ist der grünste der Oasen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner funkelnder Smaragd."

Biscara war einst eine berühmte arabische Stadt. Der muhamedanische Reisende Mula Ahmed besuchte sie im September 1710 und schildert sie in folgender Weise:

„Biscara ist eine schöne und große Stadt, wo viel Geld gewonnen wird, weil die Bevölkerung zahlreich, der Handel lebhaft und der Ackerbau blühend ist. Ihre Lage zwischen dem Tell und der Sahara trägt viel zu ihrem

Gedeihen bei. Man sieht daselbst eine Menge Palmen, große Oelbäume und erntet sehr feinen Flachs. Es giebt dort eine Menge fließender Wasser, an denen man zahlreiche Mühlen findet. Man sieht dort Felder mit Henna, Weiden, und man erntet Früchte und Gemüse. Das Vieh und die gesalzene Butter sind im Ueberfluß auf dem Markte." Weiterhin spricht er von den „großen Gebäuden" und von den „zahlreichen Gelehrten", die man dort antraf. Es gab viele Brunnen, deren Wasser süß war; dasjenige im Brunnen der Hauptmoschee war unerschöpflich. Diese Moschee war sehr geräumig und ausgezeichnet gebaut; zu ihrem Minaret führte ein Treppe von 124 Stufen, auf der ein Maulthier mit seiner Last bis zur Spitze gelangen konnte. Die Stadt war von Mauer und Graben umgeben, jenseits deren es Blumengärten gab. Andere Gemüse- und Fruchtgärten bildeten einen Gürtel um die Stadt in einer Ausdehnung von etwa sechs Meilen (?). Ein anderer arabischer Reisender, El Aiatschi, der Biscara im Jahre 1663 sah, schließt seine Schilderung mit folgenden Worten: „Kurz, ich habe nirgends, weder im Osten noch im Westen, eine schönere Stadt gesehen, als Biscara, keine, die des Lobes würdiger wäre, und wo es mehr Handel und Gewerbefleiß gäbe."

So sieht Biscara nun freilich nicht mehr aus. Der Orient versteht das Zerstören gründlich. Nur einige Gebäudetrümmer zeugen noch von der alten Pracht; alles Uebrige haben die Jahrhunderte türkischer Herrschaft gründlich hinweggefegt. Der Säbel Salah-Bey's, des bekannten Herrschers von Constantine, hatte sie, als er nach Tuggurt zog, bezwungen. Um die Wiederkehr einer Rebellion zu vermeiden, zerstörte er sie von Grund aus und ließ alle vornehmen Einwohner hinrichten. Das war türkische Justiz. Die Franzosen nahmen die Oase im Jahre 1844 in Besitz.

Nach Tisch ging ich aus, um die Stadt zu besehen. Der erste Mensch, welcher mir auf dem Platze vor dem Karavanserail begegnete, war ein französischer Voltigeur, der vorsichtig einen Gegenstand in einer Feuerzange eingeklemmt zu tragen schien. Neugierig fragte ich ihn, was er dort mit der Feuerzange halte? — „Das ist einer von den giftigen und gefährlichen Scorpionen," erwiderte er, „die sich auf den Oasen aufhalten, und deren Stich gewöhnlich tödtlich ist. Da, sehen Sie sich ihn einmal an, und nehmen Sie sich ja vor dem Gewürm in Acht."

Nun sah ich mir den Scorpion genauer an. Er hatte eine hellgrüne Farbe, war von der Länge eines Fingers und hatte die Stärke einer dicken Raupe. Der braune Stachel, von der Länge eines halben Zolles, befand sich an dem hinteren Ende des Körpers.

„Aber, ich meinte, die Scorpione erwachten erst im Juli aus ihrem Winterschlafe," fragte ich den Voltigeur, „und fänden sich nur in den arabischen Wohnungen?"

„Oh nein, Herr," war die Antwort; „die Scorpionen kommen im ganzen Jahre auf den Oasen vor und sind in allen Häusern."

Dann legte er das giftige Thier vorsichtig mit der Zange auf einen breiten Stein, und tödtete es mittelst eines anderen Steines. Ich bin gewiß nicht furchtsam, aber, ich kann nicht sagen, daß ich den Voltigeur sehr beruhigt verließ. Das Karavanserail des braven Beauguignon erschien mir nun lange nicht mehr so gemüthlich, und ich nahm mir vor, so lange ich in der Wüste Sahara umherspazierte, die Stiefel nicht mehr auszuziehen, selbst nicht, wenn ich die Palmmatten der Moscheen betreten würde. Nun ging ich rechts in die Stadt. Die französische Stadt Biscara mag ungefähr 3000 Einwohner zählen. In der Wüste Sahara zählt man die Palmen, weil die Zahl der

Palmen die Steuerstufe bildet, — von jeder Palme wird ¼ Franc gezahlt — nicht die Menschen. Die Stadt besteht aus ziemlich breiten, rechtwinklig angelegten Straßen, welche mehrere Plätze umfassen. Die Häuser sind ein- oder zweistöckig; statt der Dächer tragen sie Terrassen. Fenster und Thüren gehen nicht, wie in den arabischen Häusern, nach einem inneren Hofe, sondern nach der Straße hinaus, so daß die Häuser mit ihrem weißen Anstrich ein halb afrikanisches, halb europäisches Aussehen haben. Die Straßen sahen ziemlich still und öde aus. Kramläden und Kaffeehäuser gab es genug; aber von Handel war nicht viel zu bemerken, von Industrie gar nichts. Es war, wie in Philippeville, wie in Batna, wie in Koleah, wie in Staouëli, wie in Medeah, wie in Boghar, wie in Bugia, und wie in den anderen französischen Soldaten- und Colonistenstädten. Die Abnehmer der Waaren bestanden größerentheils in den Offizieren und Soldaten, in den Beamten und Colonisten. Der blühende Handel des berühmten arabischen Biscara war von der Erde verschwunden. Viele Araber bemerkte ich auch nicht in der französischen Militairstadt; die Bevölkerung schien theils aus afrikanischen Juden und aus dem Gemisch aller europäischen Nationen zu bestehen, welches man heute im neuen Algier findet. Mein Spaziergang wurde langweilig. Da hörte ich die Töne des Tam-Tam, welche um eine Straßenecke herum mir entgegenklangen. Ich ging dem Schall nach und stand nach einigen Minuten auf einem Marktplatze, welcher ein ganz arabisches Gepräge trug. Arkadenreihen faßten einen großen viereckigen Raum ein. In der Mitte des Platzes lagerten ein Dutzend Kameele, alle den einen Fuß hinaufgebunden, damit sie nicht aufstehen und umherwatscheln konnten, und streckten die langen Hälse mit den dummen Köpfen in die Höhe. Neben ihnen hockte ein Haufen

Araber in einem weiten Kreise auf der Erde und horchte auf den Vortrag eines Sängers, der in der Mitte mit untergeschlagenen Beinen saß und unter dem Schall zweier Tamburins, welche mit den Händen geschlagen wurden, ein arabisches Volkslied sang, dessen Refrain von seiner ganzen Umgebung mitgesungen wurde. Der Gesang hatte nichts Melodisches und Schönes; nur ein gewisser Rhythmus war nicht zu verkennen. Aber die Umgebung schien dem Sänger mit dem größten Interesse zuzuhören. In einer Ecke lagen zwei Araber und spielten mit viereckigen Steinen aus Holz auf einem mit Feldern versehenen Brette ein Spiel, welches in seinen Zügen unserem Damenspiel ganz ähnlich sah. Auch sie waren von einem halben Dutzend Zuschauer umlagert, welche aufmerksam die Züge der Spielenden mit den Blicken verfolgten. Sonst war der ganze Platz mit arabischen Verkäufern bedeckt, welche auf der Erde ihre Waaren, auf Palmmatten ausgebreitet, feilhielten, mit untergeschlagenen Beinen hinter ihren Vorräthen sitzend. Da lagen, pyramidenförmig aufgehäuft, Datteln, Feigen, Granaten, Rosinen, Mandeln, Orangen, Henna, mit denen sich die arabischen Frauen und Mädchen so geschmackloserweise die Nägel an Händen und Füßen färben, Gerste und Reisvorräthe zu dem arabischen Lieblingsgericht, zum Kuskus. Auch wundervolle Rosen sah ich. Ich kaufte mir einige Rosenknospen, ließ sie mir von einem Kleinkramhändler mit einem Faden zusammenbinden, aß eine rothe Orange und einige frische Datteln, verließ dann den Markt und das stille Städtchen, und schlug den Weg nach dem Palmenwalde ein.

Und wie schön und duftig und kühl war es unter den Palmen, durch deren dunkelgrüne Kronen das Sonnengold leuchtete, und zwischen den Pfirsich- und Mandelbäumen. Keine häßlichen Lehmmauern schlossen die ein-

zelnen Gärten ab, wie ich es auf anderen Oasen gesehen habe, sondern der ganze Palmenwald war ein großer Garten, dessen Rasen tausend kleine Kanäle durchschnitten, welche die Wurzeln der hohen und schlanken Stämme bewässern. Und in den Wipfeln der prächtigen Bäume hingen, halb von den dunkelgrünen Blättern bedeckt, die Datteln in der Form großer Trauben von oft zwei Fuß Länge und einem Fuß Breite, „das Brot der Wüste", wie der Araber in seiner bilderreichen Sprache die Dattel nennt, hellgelb, wie das Gold, schimmerte die Frucht in der dunkelgrünen Umrahmung, gewiß die größten Trauben, welche die Erde hervorbringt. Und zwischen den Gruppen der hohen, stolzen Palmen kam ich über den frischgrünen Teppich von Wiesen, welche der Frühling mit Millionen bunter Blumen geschmückt hatte. So wanderte ich stundenlang im Walde umher, mich an der wunderbaren und prächtigen Vegetation labend; ringsum war die tiefste Einsamkeit, welche durch keinen Laut gestört wurde; nur der Abendwind flüsterte in den Blättern und Kronen. Zweimal kam ich an Negerhütten vorüber, welche von kegelförmiger Gestalt waren. Ganz nackte, schwarze Kinder spielten im Grase, ein Negerweib war mit Aussuchen von Henna beschäftigt, welches sie zu dem Zwecke auf einem weißen Tuche vor der Hütte ausgebreitet hatte. Sonst begegnete mir Niemand. Dann schlug Hundegebell an mein Ohr. Ich mußte in die Nähe eines von den arabischen Dörfern gerathen sein, welche im Palmenwalde versteckt liegen. Und richtig; da sah ich schon mehrere Häuser, welche sich zum Anfang einer Straße gruppirten. Die Straße war eng, die Häuser waren hoch, von ungebrannten Ziegeln in ziemlich roher Weise erbaut; manche hatten einen von Säulen getragenen, von demselben Material erbauten Vorbau, unter dem steinerne Bänke angebracht waren. Die Fenster schienen, wie

in den Maurenhäusern in den Städten, nach einem innern Hof hinauszugehen; die Mauern, welche die Häuser der Straße zukehrten, zeigten nur kleine, viereckige Oeffnungen. Die ganze Bevölkerung schien sich auf der Straße zu befinden. Halbnackte Kinder, meistentheils nur mit einem Hemde bekleidet, spielten und krabbelten zu Dutzenden im Sande vor den Thüren, während ihre Erzeuger im süßen Nichtsthun, in ihre Burnus gehüllt, auf den Steinbänken lagerten, rauchten oder träumerisch in die Luft blickten. Neger und Mischlinge aller Farben, vom Gelbbraun bis zum dunkelsten Schwarz, hockten an den Straßenecken; Manche grüßten mich im Vorübergehen, indem sie die Hand an die Stirn legten; auch die Weiber kamen hier unverschleiert zum Vorschein, in bunte Röcke gehüllt, die dicken Haarflechten mit bunten, wollenen Bändern durchflochten, die Ohren mit ungeheuren silbernen Ohrringen geschmückt, die Fingerspitzen gelb mit Henna gefärbt, um die Arme goldene und silberne Spangen. Schön waren sie nicht, ihre Gesichtszüge waren hart, ohne jegliche Anmuth. Aber, wenn sie mich eine Zeit lang angeschaut hatten, verschwanden sie eiligen Schrittes in den Häusern. Dann gelangte ich auf einen größern Platz, an dessen anderer Seite sich eine enge Straße mit den hohen Häusern fortsetzte, durch welche ich gekommen war. Die breite Seite des Platzes nahm die Moschee des Dorfes ein; eine schmale, steinerne Treppe führte an der Außenseite zu dem Minaret hinauf. Die gegenüberliegende Seite des Platzes war frei und gewährte einen freien Einblick in den prächtigen Palmenwald. Wie gewöhnlich in den Oasendörfern lagerten eine Menge Araber auf dem Platze, um den Abend im dolce far niente zu verbringen. „Inglese, Inglese!" hörte ich um mich flüstern. Dann traten mehrere Araber an mich heran, als sie sahen, daß ich die Moschee betrachtete,

wiesen sie mit den Fingern auf die Kirche und sagten: „Marabut“. Mit dem Worte „Marabut“ bezeichnen die Araber sowohl ihre Priester, als auch die Kirche derelben. Vergebens fragte ich, ob einer unter ihnen französisch verstände. „Makasch français” war die einzige Antwort, welche ich erhielt. „Makasch” heißt in arabischer Sprache „nicht, nichts“. Endlich trat ein stattlicher, großknochiger Neger mit schwarzem Kraushaar heran und redete mich in gebrochenem Französisch an. Ich fragte ihn, wie ich nach dem jardin d'essai (nach dem von den Franzosen angelegten Versuchsgarten) von hier kommen könne? Ich befand mich offenbar am Rande des Palmenwaldes und der Versuchsgarten mußte ganz in der Nähe sein. Der Neger zeigte auf eine Gruppe von Dattelpalmen, welche ich über die offene Seite des Platzes hinaus erblickte; nun bemerkte ich auch unter den Palmen ein europäisch gebautes Haus.

Nun kehrte ich nach Biscara, da der Abend bereits hereindunkelte, zurück, indem ich meinen Weg an dem Versuchsgarten vorüber nahm. Der Anblick des Gartens war sehr reich und mannigfaltig. Die Palmen standen in demselben sehr vereinzelt, aber der ganze Raum war in eine Menge verschiedener Abtheilungen getheilt, welche von regelmäßigen Wegen durchschnitten waren und auf denen alle möglichen tropischen Gewächse, Pflanzen und Blumen wuchsen. Baumwollen- und Indigostauden standen neben Reispflanzungen, neben Saffran und Zuckerrohr, und japanesische, brasilianische, chinesische und europäische Zierpflanzen bedeckten die Blumenbeete mit einem reichen und bunten Flor. Der Rückweg nach dem Karavanserail führte über eine lange Reihe bebauter Aecker, welche zum Behufe der Bewässerung von einer Menge kleiner Kanäle durchschnitten waren. Im „Hotel du Sahara“ traf ich meine Reise-

gefährten, welche mit der Wüstenpost so eben von El Utaja angekommen waren, und den Escadronschef Forgemol, den Commandanten des Forts St. Germain, dem ich den Brief des Marschalls übergab, und der mir mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit die Begleitung von zwei Spahis für meine weitere Wüstenreise zusagte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Palmenoasen in der Wüste Sahara.

Abreise von Biscara. — Charakteristik der Wüste zwischen Biscara und Lischana. — Ankunft in Lischana. — Der Palmenwald. — Das Araberdorf. — Der Scheik Barek ben Lachmar. — Ali ben Hamoud. — Arabisches Mittagessen. — Spaziergang durch Lischana. — Die Moschee. — Die zerstörte Palmenoase Saatscha. — Bild der Oase. — Die Streiter Mahomets und die Belagerung, Erstürmung und Zerstörung Saatschas durch die Franzosen. — Ali's Schilderung des Kampfes. — Der Präfect des Kaiserreichs und der Bonapartismus. — Die Frauen des Scheik. — Der Palmenwald von Farfar.

Um vier Uhr Morgens waren die Spahis mit den Pferden vor der Thür des Karavanserails. Mein Pferd trug heute einen glatten, englischen Sattel aus dem Stalle des gefälligen Commandanten, da ich mich in den hohen Arabersätteln, in denen man wie in einem Stuhle sitzt, nicht zurechtfinden konnte. Für den Präfecten, Herrn Dürand, und meinen Bruder war ein leichter, zweirädriger Wagen beschafft worden, den sie unterwegs oft genug über die tiefen Erdrisse und über die holprigen Bodenerhöhungen fortheben mußten, weil sie, wie der Präfect sich ausdrückte, nicht l'habitude de monter à cheval hatten. Die Spahis waren mit Säbel und Gewehr bewaffnet, weil es vielleicht einem umherstreifenden Haufen arabischen Gesindels hätte einfallen können, uns trotz unserer Empfehlungsschreiben an

die in der Wüste wohnenden Scheiks und Marabuts, zum Zeitvertreib die Köpfe abzuschneiden oder uns wenigstens unsere goldenen Napoleons aus der Tasche zu nehmen. Einer von ihnen sprach fertig französisch und sollte uns auf den Oasen als Dolmetscher dienen. Das Thermometer stand bereits auf achtzehn Grad Réaumur, obschon die Sonne noch nicht aufgegangen war.

Nach einer Viertelstunde trabten wir über den Platz, wo die Araberzelte stehen und wo die Kameele lagern, am Palmenwalde entlang, in westlicher Richtung in die große Wüste hinein. Der Wagen folgte nach, so gut es gehen wollte.

Nach einer halben Stunde lag der Palmenwald hinter uns. Rechts stiegen die letzten Ausläufer des Auresgebirges in der Form nackter Felsen und wüster Sandberge in die Höhe, links dehnte sich die große Wüste Sahara, das Sandmeer, in ihrer ganzen Größe und Majestät bis zum Horizont aus, und der Boden, über den wir abwechselnd in Schritt, Trab und Galopp hinritten, um während der Morgenkühle eine so große Strecke, wie möglich, zurückzulegen, bestand aus Sand und Lehm, dann und wann mit Geröll bedeckt, oder von großen, salzhaltigen Steinen durchzogen, hie und da mit kurzem Gestrüpp bewachsen. Todtenstille ringsum, zuweilen nur von dem sonderbaren Schrei der Kameele unterbrochen, welche in dem Gestrüpp weideten, und in der Ferne aussahen, wie lebendig gewordene Hügel, welche sich bald hoben und bald senkten. Der Spahi erzählte mir von Sidi Okban, wo der älteste, muselmännische Tempel in Afrika steht, von der Expedition nach Tuggurt, welche er mitgemacht hatte, von arabischen Hochzeiten und Beerdigungen, vom Koran und von Mahomet, während sein Kamerad, welcher gar nicht französisch sprach, die eintönige arabische Melodie, die Jeder kennt, der in

Afrika gewesen ist und die man in jedem maurischen Kaffeehause zum Klange des Tambourins und der zweisaitigen Guitarre täglich von Neuem hört, vor sich hinsang. Dann stieg die Sonne am östlichen Himmel über die Palmenkronen Biscaras in die Höhe, und bedeckte das Sandmeer mit einem feurigen Glanze, der den Augen wehe that.

Der Boden wurde immer unebener. Sandberge wechselten mit Erdrissen, in welche man Häuser und Thürme hätte verstecken können, und mit großen Strecken fliegenden Sandes. Der Wagen hinderte uns außerordentlich am Fortkommen. Zehnmal wurden wir aufgehalten, um denselben über die Erdrisse zu transportiren. Der Spahi fluchte und schimpfte auf den „diable de cocher" und auf die „maudite voiture", und seine Insassen befanden sich mehr auf den Beinen als auf den Rädern. Dann kamen wir an das Ufer eines breiten Flusses von niedrigem Wasserstande. Wir durchritten ihn leicht mit den Pferden. Auch der Wagen gelangte ohne Schwierigkeiten an das andere kaum das Niveau des Flußbettes überragende Ufer. Scenerie, Boden und Charakter der Höhenzüge blieben an der andern Seite so ziemlich dieselben. Immer ging's weiter, im Schritt, im Trab und Galopp, wie der Boden es eben erlaubte. Arabische Reiter im flatternden weißen Burnus sprengten vorüber, Kameele begegneten uns, mit Wolle und mit Datteln beladen, Gerippe gefallener Esel bezeichneten hie und da den einsamen Wüstenpfad; endlich, endlich, nach fünfstündigem Ritte, erblickten wir am westlichen Horizont eine lange Reihe von Palmenkronen. Es ist doch nicht die Fata Morgana, welche uns täuscht? Nein, es ist Wirklichkeit. Der Spahi streckte die rechte Hand nach Westen aus, mit der linken die Zügel seines feurigen Pferdes haltend, und sagte „Lischana". Meine Augen brannten und meine Zunge lechzte. „Wie weit?"

„Anderthalb Stunden.“

Und wieder ging es vorwärts in die Wüste hinein. Und immer röther glühte das Sandmeer, und immer heißer brannte die Sonne. Aber auch immer näher kam der grüne Palmenwald. Schon konnten wir die Tausende von Kronen auf den schlanken, hohen Stämmen unterscheiden. Endlich „Allah, dem Gnadenhort, sei Dank und Preis, die Wanderung ist vollbracht, das Ziel erreicht.“ Ich ließ mein Pferd im Schritt gehen. Da waren wir am Saume des Palmenwaldes. Ein zu beiden Seiten mit Mauern von Pisé eingefaßter enger Weg führte in den Palmenwald und in das Araberdorf Lischana, welches mitten im Palmenwalde lag.

Einzeln ritten wir hinter einander. Mit großer Mühe wurde der Wagen durch die enge Straße bugsirt. Seine Insassen hatten ihn längst wieder verlassen, und unterstützten die Pferde in ihrem beschwerlichen Tagewerke. Ueber die Mauern blickte ich in die Palmengärten, wo eine wunderbare Vegetation herrschte. Dicht standen sie hinter einander, die hohen, schlanken Bäume, oft zu vier zusammen, als wären sie aus denselben Wurzeln in die Höhe gewachsen, mit den Kronen sich berührend, der Grund von Hunderten von Wasserrinnen durchzogen, dazwischen Aprikosenbäume mit ihrem hellgrünen Laube, von Cactus- und Aloehecken eingerahmt. Dann kamen wir in das Dorf. Wieder jene hohen, fensterlosen Mohrenhäuser mit den terrassenartigen Dächern, welche mit den Erkern und Vorsprüngen zusammenstoßen; wieder jene finstern, zuweilen durch gewölbte Bogen unterbrochenen Straßen, wie ich sie schon so oft in den arabischen Städten und Dörfern durchwandert hatte, manche Häuser mit Thürmchen und Zinnen. Alle Häuser mit ihren Pfeilern, Säulen und Erkern waren hier von ungebrannten Ziegeln aufgeführt und ohne jenen

weißen Gypsanstrich, welchen die arabischen Häuser in den Städten tragen. Ein gewölbter, von Säulen getragener Gang, zwischen den Säulen Nischen mit Steinbänken, führte zu dem Hausthore. Auf den Bänken in den Nischen lagen weiße Gestalten, träumend oder im süßen Nichtsthun, wie das so arabische Sitte ist. „Hier wohnt der Scheik von Lischana," rief der Spahi und hielt mir den Steigbügel. Ich sprang vom Pferde.

Eine schmale Steintreppe führte in den obern Stock des Hauses. Das Haus hatte keinen innern Hof, wie die Maurenhäuser in den Städten. Durch eine Bogenthür traten wir in das Empfangszimmer des Scheiks. Es war ein weites, hohes und kühles Gemach, zwei runde Säulen trugen die Decke, deren Querbalken starke Palmenäste bildeten, während die Zwischenräume zwischen den Querbalken mit Palmenzweigen ausgefüllt waren. Die Wände hatten den in arabischen Häusern gewöhnlichen Gypsanstrich; Palmmatten bedeckten den Steinboden. Zwei mit bunten Teppichen belegte Divans füllten die Ecken des Saales aus, während in der dritten Ecke ein Kamin angebracht war. Als wir eintraten, erhob sich ein Mann von dem Divan und hieß uns willkommen. Der Spahi überreichte den Empfehlungsbrief des Commandanten von Biscara, der in arabischer Sprache geschrieben war. Der Araber nahm ihn und sagte mir, nachdem er ihn gelesen hatte, sein Bruder, der Scheik, sei augenblicklich nicht zu Hause, doch würde er ihn sofort von dem Besuche benachrichtigen und ihn holen lassen. Er hieß mich nochmals willkommen und lud mich ein, auf dem Divan auszuruhen. Dann erschienen zwei arabische Diener und brachten Datteln, Feigen, Mandeln und Milch zur Erfrischung, während der Spahi wieder vor das Haus gegangen war, um sich um die Pferde zu bekümmern.

Nach einigen Minuten trat ein hagerer, großgewachsener Araber mit scharfen Zügen und brennenden dunklen Augen in das Gemach. Er redete mich in geläufigem Französisch an, sagte mir, daß er ein Verwandter des Scheiks sei und Hamoud heiße. Der Commandant von Biscara habe ihn von unserem Besuche in Lischana benachrichtigt und ihn ersucht, uns während unserer Anwesenheit als Dolmetscher zu dienen. Dann erschien der Scheik. Der Scheik Barek ben Lachmar war ein schöner und stattlicher Mann in der Mitte der vierziger Jahre. Er war hochgewachsen, der größte Mann, den ich in Lischana gesehen habe, von starkem und doch dabei feinem Gliederbau. Ein dunkler Bart umrahmte sein kluges und intelligentes Gesicht, welches ein gelblich braunes Colorit hatte; zwei große dunkle Augen blitzten unter langen, schwarzen Brauen und gaben seinen Zügen zuweilen einen unheimlichen und finstern Ausdruck, der dann und wann etwas an einen Banditen erinnerte. Ich hätte ihm im Kampfe nicht begegnen mögen. Er trug einen weißen Burnus von feiner Wolle, den er recht malerisch zu drapiren verstand; auf dem Kopfe den rothen Fez, der mit einem weißen in den Nacken hinabhängenden Tuche umschlungen und mit kameelhaarenen Schnüren umwunden war. Ueber dem Burnus um den Hals hing eine Schnur rother Korallen, welche an ihren Enden ein Amulet trug. Seine schwarzen, ausgeschnittenen Schuhe von lackirtem Leder waren roth eingefaßt, und die nackten, kräftigen Beine mit feinen, weißen Socken bekleidet. Ich glaube nicht, daß er von der Untrüglichkeit des Koran überzeugt war, aber äußerlich respectirte er diese Vorschriften Mahomets. Als ich ihn beim Mittagessen aufforderte, mit mir auf den Ruhm der Kämpfer von Saatscha ein Glas Burgunder zu leeren, schlug er es mit einem feinen Lächeln aus. Währenddem steckte

er mir das schönste und beste Stück Lammfleisch, welches er in der Schüssel finden konnte, mit höchst eigenen Händen in den Mund. Aeußerlich verhielt er sich gut mit den Franzosen; aber er läugnete durchaus nicht, daß es seine größte Freude sein würde, sie eines Tages sämmtlich in das mittelländische Meer zu jagen.

Der Scheik hieß uns nochmals willkommen und sagte, daß das Mittagessen in einer halben Stunde bereit sein würde. Nach Tisch wolle er uns Lischana zeigen. Währenddem kam der Bruder des Scheik, der uns zuerst empfangen hatte, mit noch zwei anderen Brüdern zurück, welche ebenfalls die fremden Gäste sehen wollten. Der Scheik und Hamoud blieben stehen, die Anderen ließen sich mit gekreuzten Beinen auf die Palmmatten nieder, welche den ganzen Boden des Saales bedeckten. Hamoud führte die Unterhaltung. Dann meldete ein Diener, daß das Mittagessen bereit sei. Es war ganz in arabischer Weise bereitet. Wir verzehrten es, auf dem Divan sitzend, an einem europäischen Tische, der übrigens das einzige Möbel im Hause des Scheik war, welches mich an Europa erinnerte. Der Spahi bediente uns, der Scheik saß neben mir, sich durch Hamoud oder durch den Spahi mit uns unterhaltend, ohne am Mittagessen Theil zu nehmen. Währenddem lagerten sich die Brüder und Vettern des Scheik mit gekreuzten Beinen auf den Palmmatten; dazwischen stellte man die Schüsseln. Sie aßen sämmtlich mit den Fingern, ohne Gabel, Messer oder Löffel zu gebrauchen. Für uns waren kleine Holzlöffelchen herbeigeschafft worden. Zuerst erschien ein Fricassee von Lammfleisch, zu dem Kuchen aus Gerstenmehl gegeben wurde. Dann kam das bekannte arabische Gericht Kuskus, aus grobgemahlenem Weizenmehl bestehend. Der Kuskus war mit Butter und mit Lammfleisch gekocht. Auf den Kuskus folgten Fleischklöße, dann

Huhn und hierauf Hammelfleisch. Das Dessert bestand aus Granaten, Datteln und Feigen. Alle Speisen waren außerordentlich stark gewürzt, aber recht gut und schmackhaft zubereitet. Nach Tisch wurde Kaffee in kleinen Porzellanschalen gereicht.

Nachdem wir gespeist hatten, forderte der Scheik uns auf, mit ihm einen Spaziergang durch das Städtchen zu machen. Wir wollten noch an demselben Abend nach der Oase Tolga, um den dortigen Marabut Sidi Ali ben Amor zu besuchen und bei ihm die Nacht zuzubringen, und ich befahl deshalb den Spahis, uns mit den Pferden am Saum des Palmenwaldes von Farfar zu erwarten. Die Anwesenheit der Fremden war unterdessen auf der Oase bekannt geworden. Hunderte von Neugierigen standen auf der Straße und begleiteten uns auf unserm Spaziergange. Das Städtchen hatte überall denselben Charakter, wie in den Straßen, welche ich durchritten hatte, um nach dem Hause des Scheik zu kommen. Die hohen Palmenkronen blickten allenthalben über die Mauern und Häuserterrassen in die Straßen. Die Datteln von Lischana gehören zu den besten Datteln, welche die Wüste Sahara hervorbringt. Vor der Pforte der Moschee ließ der Präfect dem Scheik und unserem zahlreichen Gefolge, welches auf Hunderte von Personen angewachsen war, durch Hamoud erklären, daß wir in Europa beim Betreten einer Kirche unsere Ehrfurcht durch Abnehmen des Hutes zu bezeigen gewohnt seien und wir deshalb auch heute den Sitten unseres Landes folgen würden, um das Ausziehen der Stiefeln zu ersparen. Freundlich wurde von Allen eingewilligt, und während Alle die Schuhe auszogen, betraten wir mit dem Hute in der Hand den Tempel Mahomets. Als wir eingetreten waren, knieten alle Araber nieder, verbeugten sich dreimal gegen die Kabba und berührten dreimal mit dem Haupte

den Boden. Die Moschee war düster und bestand aus sechs Schiffen. Mehrere Säulencapitäler waren aus Römersteinen gebildet.

Als wir die Moschee besucht hatten, lud uns der Scheik ein, ihn nach der Palmenoase Saatscha zu begleiten, welche ungefähr eine halbe Stunde von Lischana entfernt liegt, und den Franzosen mehr Blut gekostet hat, als die Eroberung von Algier im Jahre 1830. Wir sollten die Stätte sehen, wo die Söhne Mahomets zweiundfünfzig Tage lang mit einer wahrhaft heroischen Tapferkeit gegen drei französische Colonnen unter den Befehlen der Obersten Canrobert, de Barral und de Lournnel und gegen einen vollständigen Geschützpark gestritten haben. „Ganz Lischana war im Kampfe, auch ich und alle meine Brüder und Vettern," sagte der Scheik mit Stolz, und seine dunkeln, großen Augen glühten in einem unheimlichen Feuer in der Erinnerung an die glänzende Waffenthat seines Volkes, als wenn er das lange Jagdgewehr gerade von Neuem auf die anstürmenden Franzosen abfeuerte. „Es war ein ganz neuer Fall in der Belagerungskunst," schrieb damals der die drei Colonnen commandirende französische General in seinem Rapport an den Kriegsminister der Republik nach Paris, „ein fester Platz in einem Waldesdickicht, beschützt durch ein Labyrinth von Mauern und Gebäuden, welche man zuvörderst aus der Tiefe des Gehölzes zusammenschießen mußte, bevor man zum Sturm mit dem Bajonnet gelangen konnte. Ich finde gar nichts Erstaunliches darin, daß unsere Soldaten in einer militairischen Operation aufgehalten wurden, wofür weder Carnot noch Vauban eine Anleitung gegeben haben." In der Oase commandirte ein tapferer und fanatischer Scheik, Bou-Zian, welcher schon früher einmal sich Abd-el-Kader widersetzt hatte. Er nahm eine von dem Generalgouverneur befohlene Erhöhung der

Palmensteuer als Vorwand, um den Fanatismus der umwohnenden arabischen Stämme aufzurufen und einen Aufstand gegen die Franzosen zu proclamiren, und massenweise strömten die Bewohner aller umliegenden Ortschaften nach Saatscha zum Kampfe.

Es ist sonderbar, wie in der Sahara die Wüste hart an den grünen Rändern der Oase ohne irgend einen Uebergang in der Bodenbildung und in der Vegetation wieder in ihrer ganzen Oede und Sterilität auftritt. Als wir die letzten Palmen und Granatbäume der Oase Lischana hinter uns hatten, trat der Fuß wieder in „der Oede glühenden Sand", wo er keine Spur zurückläßt, ein Stück des Sandmeeres, wie es sich von den Oasen der Tuggurtstämme nach Süden und bis an die Grenzen von Tunis ausdehnt. Aehnliche Strecken fliegenden Sandes trennen die Oasen Biscara und Sidi Okban, in nur einer Entfernung von acht Stunden. Bekanntlich wehen in der Wüste gewöhnlich zwei Winde, der Südwind und der Nordostwind, zu gleicher Zeit. Diese entgegengesetzten Windströmungen halten die Sanddünen und Sandberge zusammen, daß sie nicht in Bewegung gerathen. Aber zuweilen weht der Südwind allein, während der Nordostwind aufhört, und dann treiben Wolken glühenden Sandes über die endlosen Flächen, welche den Karavanen höchst gefährlich werden. An eine Fortsetzung der Reise ist dann nicht zu denken. Die Sandwolken sind so dicht, daß sie jede Aussicht hindern, und die prickelnden Sandkörner haben eine so intensive Hitze, daß sie für die Haut unerträglich werden. Es giebt dann kein Mittel für die Reisenden, als vom Pferde oder vom Kameel zu steigen, sich in den Burnus zu hüllen und sich mit dem Rücken gegen die anstürmenden Staubwolken so lange auf den Boden niederzusetzen, bis das Unwetter vorüber ist. Als der Herzog von

Aumale seinen Zug von Biscara nach Sidi Okban machte, wurde er vom Samum überfallen, und die ganze Colonne wurde gezwungen, sich niederzusetzen und fast zehn Stunden in dieser Lage auf dem Boden auszuharren, bis der Wind sich gelegt hatte, oder vielmehr, bis der Nordostwind den Südwind wieder in Schach hielt. Als ich mit dem Scheik von Lischana nach Saatscha ging, wurde mir die verheerende Macht eines solchen Windes ganz erklärlich, wenn ich mir dachte, daß diese Sandberge und Sanddünen in Bewegung gerathen könnten. Aber bei dem frischen Hauch des Nordostwindes, der aus den Schluchten und von den Höhen des Dschebel-Sultan über die Wüste wehte, war ein solches Ereigniß heute nicht zu befürchten; auch beträgt die Entfernung der Oase Saatscha von der Oase Lischana höchstens eine halbe Stunde.

Es war vier Uhr Nachmittags. Glühend lag der Nachmittagssonnenschein auf dem Wüstensande und verlieh demselben ein rothschimmerndes Colorit. Der Himmel funkelte, als wäre er von Stahl. Rundum war Alles öde und schweigsam; nichts unterbrach die unendliche Einsamkeit, welche ohne jedes vegetabilische und animalische Leben war. In der Saharischen Steppe springt doch noch zuweilen ein Hase vor den Hufen des Pferdes auf, eine aschfarbene Lerche flattert über dem hohen Halphagrase, oder ein Gazellentrupp rauscht vorüber — hier hüllte das Sandmeer die Natur in ihr faltiges gelbes Leichentuch. Neben mir ging Ali ben Hamoud, um dem Scheik unsere Fragen und Antworten in arabischer Sprache wiederzugeben. Die arabische Sprache hat nichts Weiches und Wohlklingendes. Ein häßlicher Gurgellaut jagt den andern. Selbst vom schönen Munde eines arabischen Mädchens klangen mir diese Gurgellaute immer unangenehm.

„Sage mir, weshalb scheert Ihr Euch den Kopf?"

fragte ich den Scheik, „und weshalb laßt Ihr in der Mitte des Kopfes eine Haarlocke stehen? Ist es wahr, daß Ihr glaubt, der Prophet hebe Euch am Tage der Auferstehung an dieser Haarlocke aus dem Grabe in das Paradies? Ich weiß doch, daß Ihr stehend begraben werdet, den Kopf mit der Haarlocke nach oben gerichtet."

Der Scheik lächelte. „Nein," sagte er, „das ist eine Fabel. Mahomet wollte die Völker dieser Erde in zwei Stämme theilen, in die Völker des Abendlandes und in die Völker des Morgenlandes. Auch äußerlich sollten sich beide Stämme unterscheiden, und deshalb gebot er den Völkern des Morgenlandes, den Kopf zu scheeren. Aber der Grund dieses Gebots des Korans ist wohl nur in der Sorge für die Reinlichkeit und Gesundheit zu suchen, wie bei den Vorschriften der Propheten der Israeliten in Betreff der Lebensweise. Daß wir eine Haarlocke beim Abschneiden des Haares auf der Mitte des Kopfes stehen lassen, ist eine Gewohnheit ohne tieferen Beweggrund."

„Aber, weshalb laßt Ihr Eure Frauen und Töchter niemals aus dem Hause gehen? Warum zeigt Ihr sie nie einem andern Manne?" sagte der Präfect, „ich habe in Lischana keine andere Frau gesehen. Gebietet dies auch der Koran?"

„Nein, der Koran gebietet es nicht," erwiderte Ali ben Hamoud, „die Sitte gebietet es. Wenn Ihr in den großen afrikanischen Städten, in Algier, in Constantine, in Tunis verschleierte Frauen auf der Gasse seht, so gehören diese Frauen nur der armen Klasse des Volkes an. Mädchen und Frauen aus guten Familien verlassen das Haus niemals, als am Ramadan, wo sie nach dem Friedhof fahren."

„Nun Scheik," rief ich, nachdem Ali demselben die Frage des Präfecten in arabischer Sprache wiedergegeben hatte, „dann ist diese Behandlung Eurer Frauen und

Töchter eine Tyrannei, die ich in ihrer Stelle nicht dulden würde. Wäre die Tyrannei ein Gebot des Propheten, so wäre sie zu entschuldigen, so lange Ihr den Koran überhaupt respectirt. Aber so hat sie ihren Grund nur in einer barbarischen Unsitte. Das ist ja ein entsetzliches Leben."

Der Scheik warf seinen Kopf in die Höhe, richtete sich ganz gerade auf und erschien noch um einen halben Fuß höher. „Meine Frauen sind mein Eigenthum," sagte er kurz, „ich kann mit ihnen machen, was ich will. Ich kann sie tödten, wie ich eine Fliege tödte."

„Der Scheik ist gegen die Franzosen so erbittert," flüsterte mir der Präfect zu, „weil er eine von seinen Frauen tödten wollte, und die Franzosen dies verhindert haben. Mir erzählte die Geschichte ein Offizier in Biscara."

„Und wie viel Frauen hast Du, Barek ben Lachmar," fragte ich.

„Drei Frauen und eine Tochter."

„Und Ali ben Hamoud?"

Ali lächelte klug. „Nur Eine," erwiderte er, „und die Eine ist mehr als genug. Ich habe auch eine Tochter."

„Und willst Du mir Deine Frau und Deine Tochter zeigen, wenn ich nach Lischana zurückkehre?" fragte ich.

„Du sollst sie sehen."

„Und Du, Scheik? Du bist ein kluger Mann. Weshalb huldigst Du dem Vorurtheil?"

Der Scheik zog die Augenbrauen finster zusammen und antwortete nicht.

„Aber sage mir," fragte ich wiederum, „weshalb sind Deine Frauen Dein Eigenthum? Die französische Republik hat schon vor vierzehn Jahren die Aufhebung der Sclaverei in diesem Lande proclamirt. Es giebt hier

nicht einmal mehr Negersclaven. Weißt Du, daß kürzlich in jenem großen Welttheil jenseits des großen Wassers, das wir den Ocean nennen, ebenfalls die Sclaverei abgeschafft ist? Und Ihr, die Söhne des Propheten, haltet Eure Frauen und Töchter, wie die Sclaven."

„Ich habe davon gehört," sagte der Scheik, „unsere Weiber und Töchter sind auch keine Sclaven, aber wir kaufen sie, und weil wir Männer sie kaufen, so sind sie unser Eigenthum. Ist nicht auch das Pferd, was Du reitest, Dein Eigenthum?"

„Ihr kauft sie?" fragte Herr Dürand ganz verwundert, „wie und von wem kauft Ihr sie denn?"

„Nun, von ihren Eltern," entgegnete Ali. „Ich habe meine Frau auch gekauft und verkaufe meine Tochter eines Tages ihrem zukünftigen Mann. Der Scheik hat seine drei Frauen gekauft. Er hat sich noch kürzlich zum dritten Male verheirathet, und zwar mit seiner Cousine Halima. Sie ist erst achtzehn Jahre und ist ein sehr schönes Mädchen. Er hat auch 5000 Franken für Halima bezahlt."

„Und wie hoch sind denn durchschnittlich die Preise, welche Ihr für Eure Frauen bezahlt?"

„Nun, es kommt darauf an, je nachdem sie jung, schön, klug und arbeitssam sind. Man zahlt 500 Franken; man zahlt auch 2000, 3000, 4000 Franken, auch noch weit mehr. Das Geld behalten die Eltern."

Ich mußte unwillkürlich lachen, als ich von diesen Preisen hörte, welche die Araber für ihre Frauen bezahlen, und zugleich an unsere europäischen Verhältnisse dachte, wo ein Mann, wenn er sich verheirathen will, sich gewöhnlich erst nach den Vermögensverhältnissen des Mädchens, nach ihrer Mitgift und nach dem Reichthum ihrer Eltern erkundigt. „Was meinen Sie, Herr Dürand," rief ich meinem Königsberger Freunde zu, „wir sprachen kürzlich, als

wir auf dem verdammten Kriegsschiffe, auf der Gorgone, sechs Tage lang an der nordafrikanischen Küste durch den Sturm umhergeschleudert wurden, von der Ehe. Sie nannten damals die Ehe in einer höchst bezeichnenden feinen Weise eine „Aufgabe". Was meinen Sie, wenn man in Europa hohe Preise für ein Mädchen bezahlen sollte, mit der man sich zu verheirathen beabsichtigt, wie viel Männer würden dann wohl ihre „Aufgabe" lösen?"

Herr Dürand lachte. „Höchstens ein Student von zwanzig Jahren," erwiderte er, „wenn er sehr verliebt ist."

„Und wenn er Geld hat," fügte ich hinzu. „Aber Studenten haben Schulden, und kein Geld. Also lautet Ihre eigentliche Antwort „Niemand". Das ist auch meine Meinung."

Wir mußten nun den Arabern erzählen, wie die ehelichen Verhältnisse sich in Europa gestalteten. Ali's geläufige Zunge war im Dolmetschen unermüdlich. Alles, was wir ihnen erzählten, war ihnen vollkommen fremd, und erschien ihnen höchst sonderbar. Aber auch Ali, der ein recht intelligenter Mann und in den Vorurtheilen seines Volkes nicht befangen war, wollte durchaus nicht begreifen, „daß seine Frau nicht sein Eigenthum sei, und er sie nicht tödten könne, wie eine Fliege."

Wir waren während dieses Gesprächs am Rande der Palmenoase Saatscha angekommen. Wenige Schritte vor uns stieg der Palmenwald aus dem gelben Wüstensand in die Höhe. Lauter hohe, schöne, schlanke Stämme, oft vierzig, fünfzig, auch hundert Fuß hoch. Tausende von Stämmen, auf denen sich fächerartige, dunkelgrüne Kronen wiegten, in deren schattigen, breiten Zweigen große goldgelbe Trauben hingen. Der Palmenwald erschien mir wieder, wie ein Säulenwald, dessen Kapitäler von Blättern und Früchten gebildet waren. Die Stämme waren an ihren

unteren Enden von hellgrünem Laubwerk umschlungen. Den unteren Theil des Waldes, den wir in Deutschland das „Unterholz" zu nennen pflegen, bildeten Feigenbäume, Aprikosen, Mandeln und Granaten. In den verschiedensten Abstufungen und Farbentönen schimmerte das frische Frühlingsgrün zwischen den gelbbraunen Stämmen, und zwischen dem Laube und den Blättern küßten sich rothe Aprikosenblüthen mit weißen Mandelblüthen, und die Nachmittagssonne streute goldene Lichter und Strahlen in diese prächtige tropische Vegetation.

Die Palme lernt man nur in der Wüste in ihrer ganzen Pracht und Schönheit kennen. Sie trägt auch nur in der Wüste Früchte, weshalb die Araber die Dattel „das Brod der Wüste" nennen, und der Koran sagt: „Du sollst die Palme ehren, wie eines Vaters Schwester." Jenseits des „Foum es Sahara" — des Mundes der Wüste — ist es dem schönen, stolzen Baum zu kalt. Auch tritt die ganze Schönheit des Baumes nur dann hervor, wenn man ihn in Gruppen und in Massen sieht. Selbst die stattliche Palmenallee in dem von den Franzosen angelegten Versuchsgarten bei Algier giebt nur einen schwachen Eindruck von der Majestät und prächtigen Schönheit des Baumes inmitten eines großen Waldes. Und wie umfangreich sind diese Wälder auf den Oasen! Der Palmenwald von Biscara zählt allein 120,000 Bäume, der Palmenwald von El Kantara 40,000 Stämme, die Oase El Bordsch trägt 33,000 Palmen, Lischana 33,000, Tolga 40,000; die Zahlen sind ganz genau. Die Franzosen zählen in der Sahara die Palmen, nicht die Menschen, weil ihr Steuersystem auf der Zahl der Palmen fußt. Wenn ich nach der Zahl der Bewohner auf einer Oase fragte, so habe ich oft keine bestimmte Antwort erhalten können, während man mir die Zahl der Palmen immer genau angab. Der Arzt Dr. Guyon

giebt in seinem bekannten Werke über Nordafrika höchst interessante und ausführliche Nachrichten über Klima, Wetter, Naturproducte und Anbau dieser Oasen, welche zur Gruppe Siban gehören und welche ich auch sämmtlich besucht habe. Das Klima ist dort zugleich heiß und trocken; der Sommer ist lang und die Hitze ist schwer zu ertragen, wenn sie vom Wüstenwinde begleitet wird. Daß die Winde hauptsächlich durch zwei große Strömungen bestimmt werden, durch die Nordost- und die Südwinde, habe ich schon erwähnt. Die Temperaturverschiedenheiten sind deshalb im Sommer sehr bedeutend; sie betragen an demselben Tage zuweilen 20 Grad Celsius. Nächst den Palmen sind die Fruchtbäume auf den Oasen meistens Olivenbäume, Mandelbäume und Aprikosenbäume, Feigenbäume, Granaten und Quitten. Von Küchenkräutern gedeihen Kohl, Mohrrübe, Kürbis, Gurken, Zwiebel und Melone. Die Kartoffel habe ich nirgends gesehen. Daß Weizen und Gerste gebaut wird, versteht sich von selbst. Alle diese Pflanzen, außer dem Weizen und der Gerste, welche auf freiem Felde gebaut werden, werden unter den Dattelpalmen gebaut, welche durch ihre Höhe, durch ihr schmales Laubdach und durch ihre geringe Dichtigkeit den Sonnenstrahlen genügenden Zutritt verstatten. Wirklich einheimisch ist in dem Siban der Pfeffer, der Hanf und das Henna. Der Hanf wird zur Bereitung des Haschis verwandt, von dem Henna wird ein höchst abgeschmackter Gebrauch gemacht. Die Frauen und Mädchen färben sich nämlich mit dem Henna die Nägel an Händen und Füßen, zuweilen auch die vordern Glieder der Finger, die Lippen und die Kinnladen, welche dadurch eine widerliche, gelbbraune Farbe annehmen. Bei den auf einer ganz niedrigen Culturstufe stehenden Negern südlich von der Wüste Sahara ist diese Unsitte und Geschmacklosigkeit begreiflich; unerklärlich ist sie mir bei einem so

intelligenten Volksstamme, der zugleich so viel Schönheitssinn hat, wie der arabische. Ich habe mich vergebens nach einem tiefern Grunde dieser Geschmacklosigkeit auf den Oasen erkundigt, immer aber nur die Antwort erhalten, daß sie in der Sitte liege. Die wichtigste Frucht ist und bleibt aber immer für die Bewohner der Sahara die Dattel; sie ist ihr tägliches Brod und den Ausschuß derselben fressen die Maulthiere, die Pferde und die Kameele. Die Datteln im Siban sind vortrefflich, und weit saftiger und besser, wie die Datteln der Steppenoasen; sie werden aber noch bei weitem von den Datteln übertroffen, welche auf den Oasen der Tuggurtstämme wachsen. Die für die Bewohner des ganzen Wüstengürtels, welcher sich zwischen dem atlantischen und indischen Ocean ausdehnt, seit Jahrtausenden so höchst wichtige Frucht hängt bekanntlich in großen Trauben in den Wipfeln der Bäume. Oft haben die Trauben zwei Fuß Länge und einen Fuß Breite; ihre Farbe ist hellgelb vor der Reife; nach der Reife werden sie gelbbraun. Die Frucht ist ein Hauptgegenstand des Handels für die ganze Berberei; außerdem werden große Massen Datteln nach Europa ausgeführt. Der Geldwerth der Datteln ist nach Zeit und Ort höchst verschieden.

Eine große Plage der Oasen ist der giftige Scorpion. Er hat die Länge eines Fingers und die Dicke einer starken Raupe; seine Farbe ist grasgrün. Der Stachel hat die Länge eines halben Zolles und befindet sich am äußersten Ende des Schwanzes. Sein Stich hat häufig den Tod in wenigen Stunden zur Folge, obschon die Uebel welche derselbe hervorbringt, auch in vielen Fällen im natürlichen Wege verlaufen. Im Winter liegt der Scorpion im Schlaf; aber im Frühjahr kommt er zu vielen Tausenden zum Vorschein. Ich habe ihn schon im Monat April auf den Oasen gefunden. Der Löwe wagt sich nur in seltenen

Fällen aus den Schluchten des Atlasgebirges bis zu den Oasen, wenn er auch in der Saharischen Steppe seine nächtlichen Spaziergänge unternimmt; der Elephant scheint gänzlich verschwunden zu sein. Dagegen giebt es auf den Oasen wilde Schweine, Hasen, Kaninchen, Antilopen und Gazellen.*)

Die Oase Saatscha war, wie Lischana, rings von einer Mauer von Pisé, einer Mischung von Sand und Lehm, umgeben; die Mauer trennte das kräftige Grün ihres Bodens von dem fliegenden Sande der Wüste. Das Terrain trat in hügeliger Form auf; desto malerischer erschienen die Gruppen der Bäume und der Sträucher, welche wie ein dichter Pflanzenmantel den Boden bedeckten. Die Wurzeln der hohen Bäume waren von einer Menge von schmalen Rinnen und Kanälen umgeben, durch welche ihnen das Wasser zugeführt wurde. Zuweilen wuchsen zwei und drei Palmen aus derselben Wurzel in die Höhe. Unschönerweise waren auch hier, wie in Lischana, die einzelnen Palmengärten durch Mauern von Pisé umgeben, so daß wir bei unserm Spaziergange durch dem Palmenwald häufig gezwungen wurden, die übrigens immer nur drei Fuß hohen Mauern zu übersteigen, um von dem einen Palmengarten in den andern zu kommen. Man möchte sich bei einem Spaziergang durch einen Palmenwald in der Sahara so gern in den Gedanken hinein denken, man befände sich in einem Urwald; die üppige, tropische Vegetation, welche den Boden dicht bedeckt, das Laub der Feigenbäume, der Aprikosen- und der Mandelbäume, durch welches man sich oft nur mit Mühe hindurchwindet, läßt auch diesem Gedanken Spielraum genug; aber dann wird man immer

*) S. Reise in das Innere von Algerien von Dr. Max Hirsch. Berlin, 1862.

wieder durch den Anblick dieser häßlichen Mauern aus seinen Illusionen herausgerissen. Zuweilen habe ich einen Palmengarten im Mondschein besucht, und mich dann so gestellt, daß mir die häßliche Mauer im Rücken war; dann war die Täuschung vollkommen.

Nach der Mitte der Oase zu stieg der Boden von allen Seiten langsam hinan; auf diesem kleinen Plateau steht oder stand die Dachera, welche den Franzosen einen so tapfern Widerstand leistete; denn heute besteht das Dorf nur aus Trümmern. Der Zugang zu demselben war nur durch ein Labyrinth von durch Mauern umgebenen Gärten und enger Straßen und Wege möglich, während die starken Stämme von Hunderten von Palmen den Angegriffenen sichere Vertheidigungspunkte boten, um hinter denselben stehend die erstürmenden Franzosen niederzuschießen, und während die hochliegenden Häusergruppen ein Kreuzfeuer über den ganzen Plan gestatteten, ohne daß die arabischen Schützen den Franzosen nur zu Gesichte kamen. Jeder Garten, jede Häusergruppe, jedes einzelne Gebäude mußte so hinter einander erstürmt werden, und jedes Gebäude kostete Ströme von Blut, ehe es genommen werden konnte. Endlich, da die Belagerung gar keinen Fortgang nahm — sie dauerte nämlich zweiundfünfzig Tage — brachten die Franzosen aus dem Fort St. Germain, welches nach einem der bei Saatscha gefallenen Offiziere seinen Namen führt, schwere Geschütze herbei, um das Dorf zusammenzuschießen und dann erst zum Sturm überzugehen. Aber die Kanonade dauerte auch lange genug, ehe sie Resultate hervorbringen konnte. Die Kugeln schlugen durch die von dem weichen Material gebildeten Mauern hindurch und rissen Löcher in dieselben, ohne sie zu zertrümmern. Endlich schritt General Herbillon am zweiundfünfzigsten Tage zum Sturm der Dachera, welche endlich unter Strömen von Blut ge-

nommen wurde. Mit fanatischer Wuth vertheidigten die Araber jede Mauer, jeden Trümmerhaufen; noch innerhalb der zerschossenen Häuser währte der Kampf fort, bis keiner von den Vertheidigern, der in den Häusern gefunden wurde, mehr am Leben war. Eine allgemeine Niedermetzelung alles dessen, was unter den rauchenden Trümmern noch athmete, beschloß diesen entsetzlichen Mordtag, welcher, wie ich schon erwähnte, mehr Opfer gekostet hat, wie die Erstürmung des Kaiserforts bei Algier, mit dessen Trümmern sich die Türken bekanntlich in die Luft sprengten. Oberst Petit vom Genie, der Commandant Guyot, du Graillet, die Duhamel, die Rosetti und viele andere Offiziere bedeckten unter Tausenden von Soldaten mit ihren Leibern das Schlachtfeld unter den Palmen.

Ali ben Hamoud führte uns nach und nach zu den verschiedenen Angriffs- und Vertheidigungspunkten der Dachera. Er zeigte uns die Stelle, wo die Franzosen ihre Geschütze aufgestellt hatten, nachdem er die Anstrengungen geschildert, mit denen dieselben durch die Wüste herbeigeschafft werden mußten. Dann kamen wir zu dem Orte, wo General Canrobert nur in Begleitung von zwei Sergeanten beim Sturm zuerst in die Dachera eindrang. Der Ort heißt noch heute „le pont Canrobert". Der Präfect gerieth bei jeder neuen Erinnerung an die französische Gloire in Begeisterung; ich erwiderte ihm ganz einfach, daß der Marschall Canrobert durch die am 2. Dezember auf den Boulevards von Paris ausgeführten Schandthaten die „Gloire" des Generals Canrobert in Afrika vollständig aus der Geschichte ausgelöscht habe. Dann schwieg er, bis eine Erinnerung an eine andere Waffenthat an anderer Stelle ihn von Neuem aufregte und ihn zu weiteren Exclamationen hinriß, welche glücklicherweise nur ich und Ali verstanden, der so klug war, sie zu ignoriren. Endlich

waren wir oben auf dem Plateau, wo die Moschee und die bedeutendsten Gebäude des Dorfes gestanden hatten. Man überblickte hier die ganze Oase. Der Blick war zugleich schön, großartig und traurig. Inmitten der prächtigen Palmen und der mit dem frischen Grün des Frühlings geschmückten Pfirsich- und Mandelbäume überall Trümmerhaufen und zerstörte Häuser, und rundum das Sandmeer der Sahara in ihrer „brand'gen Wittwentracht". Die Moschee war ein kaum noch erkennbarer Trümmerhaufen. In der Mitte stand Ali ben Hamoud auf den Trümmerresten eines zerschossenen arabischen Hauses, und schilderte uns mit fliegenden, feurigen Worten den Sturm, dem er beigewohnt habe, wie die Granaten geplatzt seien und die Flammen aus den Dächern emporgelodert, in welchen Schrecken die umherfahrenden Eisenstücke die Frauen gesetzt hätten, welche die Wirkung dieser fürchterlichen Geschosse bis dahin noch gar nicht einmal kannten, wie die französischen Colonnen dann unter dem Gesange der Marseillaise und unter dem Ruf „vive la republique" herangestürmt seien, und wie man um den Besitz jedes verbrannten und zerschossenen Hauses noch mit dem Bajonnet gestritten habe, bis das ganze Plateau ein rauchender Leichen- und Trümmerhaufen gewesen sei. Seine dunkeln Augen leuchteten bei der Erzählung, wie die Augen eines Panthers in der Dunkelheit, und alle Züge seines nervösen Gesichts zuckten, während er die einzelnen Stadien der Schilderung mit den Bewegungen seiner muskulösen nackten Arme begleitete und die Falten des langen weißen Burnus um seine Schultern flatterten. Und ringsum standen der Scheik, seine Vettern und Brüder und mehr wie fünfzig Einwohner von Lischana, von denen wahrscheinlich der größte Theil bei der Vertheidigung von Saatscha sich am Kampfe betheiligt hatte, und auch ihre Augen blitzten, und

sie warfen feurige Blicke auf den Redner, der den Ruhm ihrer Waffen den Fremden schilderte. Dann wurde ein alter Araber mit weißem Bart in den Kreis geführt. „Sehen Sie diesen Mann,“ rief Ali, „er war einer der tapfersten Kämpfer von Saatscha.“

„Und sage, wie viel Franzosen hast Du getödtet?“ fragte der Scheik.

„Wie ich bestimmt weiß, wenigstens fünfzehn,“ erwiderte der Araber lachend.

Das war dem Präfecten zu stark.

Halb im Scherz, halb im Ernst faßte er den Araber an die Schulter, und rief: „Was, fünfzehn Franzosen hast Du getödtet? Sollte man Dir nicht noch heute dafür den Kopf abschlagen?“

„Was sagt der französische Aga?“ riefen die Araber durch einander.

Ich zog den sonst, wenn ihm nicht die Gloire und der Bonapartismus zu Kopfe stiegen, ganz vernünftigen Mann von der Schulter des Arabers zurück, und rieth ihm ernstlich, denn doch hier derartige Demonstrationen zu unterlassen, welche uns schließlich sehr gefährlich werden könnten, indem ich noch hinzufügte, daß die Kämpfer von Saatscha für ihre Ueberzeugung gestritten hätten, wie die Helden, und es auch endlich noch sehr in Frage stehe, ob sich in Afrika das Princip der Nationalität dem Princip der Civilisation unterordnen müsse, um so mehr, als die französische Regierung sich während ihres Besitzes von Algerien blutwenig um die Civilisation bekümmert habe!

Während Ali seinen Stammesgenossen die Rede des „französischen Aga“ und meine Entgegnung übersetzte, bemerkte ich ganz deutlich, mit welchem Wohlgefallen die Blicke aller Anwesenden auf dem Fremden ruhten, der in rühmlicher Weise ihrer Streiter gedacht habe, während sie

„den französischen Aga“ mit unverkennbarer Erbitterung anblickten. Ich sah, es war das geeignetste, um weiter unangenehme Scenen zu vermeiden, aufzubrechen, um nach Tolga zu reiten. Die Araber ließen es sich nicht nehmen, sämmtlich uns bis zum Palmenwald von Farfar zu geleiten, der ungefähr eine halbe Stunde von Saatscha entlegen ist. Der Scheik, Ali und ich schlossen den Zug, während meine Reisegefährten vorausgingen. Der finstere Scheik betrachtete mich jetzt offenbar mit mehr Wohlwollen, als heute morgen. Seine wohlwollenden Blicke ermunterten mich, ihm nochmals meine Bitte zu wiederholen, mich nach meiner Rückkehr nach Lischana zu seinen Frauen zu führen. Er erzählte mir nun von seiner Liebe zu seiner schönen Cousine Halima, welche er kürzlich aus Neigung geheirathet habe, während seinen beiden ersten Heirathen andere Motive zu Grunde gelegen hätten. Er wolle deshalb auch seine beiden ersten Frauen in sanfter Weise von sich entfernen und in Zukunft mit Halima allein leben. „Du bist ein Europäer,“ sagte er, „und kommst niemals wieder nach Lischana. Von Dir habe ich nichts zu fürchten. Ich werde Dir meine Frauen bei Deiner Rückkehr zeigen.“

„Sei ruhig, Scheik Barek ben Lachmar,“ erwiderte ich lächelnd, „von mir hast Du nichts zu fürchten. Ich liebe ein Mädchen im Norden, welches schön und klug und gut ist — und bei uns liebt man nur eine Frau. Uebrigens weiß ich nun, weshalb Ihr Eure Frauen einsperrt, und Ihnen verbietet, das Haus zu verlassen. Der Prophet hat das nicht geboten. Der Grund liegt lediglich in Eurer Eifersucht.“

An der Spitze des Palmenwaldes von Farfar standen die Spahis mit den Pferden und dem kleinen zweirädrigen Wagen. Als der Präfect, Herr Dürand und mein Bruder

den Wagen erklettert hatten, stieg ich zu Pferde. Scheik Barek ben Lachmar reichte mir nochmals seine Hand zum Abschiede, wiederholte seine Einladung, ihn bei meiner Rückkehr nach Biscara zu besuchen, und versprach mir noch einmal, mir seine Frauen und seine Tochter zu zeigen. Weder er noch ich ahnte das Schicksal, welches einige Tage später seine Liebe zu der schönen Halima vernichten sollte, und daß ich sie nur im Tode sehen würde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch bei dem Marabut von Tolga.

Die Oase Farfar. — Eintritt in Tolga. — Die Araberstadt Tolga. — Die Bedeutung Tolgas in der Sahara. — Der Scheik von Tolga. — Die Marabuts und ihre Bedeutung bei den Arabern. — Die große Moschee. — Das Haus des Marabuts. — Ali Sidi ben Amor. — Die heilige Koubba. — Ein arabisches Diner. — Ein Nachtspaziergang im Palmenwald. — Abschied vom Marabut Ali Sidi ben Amor.

Die Oase Fanfar ist wohl die unbedeutendste unter den zur Gruppe Siban gehörigen Oasen. Sie kann mit Biscara oder Lischana keinen Vergleich aushalten. Es scheint ihr vorzüglich an Wasser zu mangeln. Der Boden ist sandig, mit kurzem Gestrüpp bewachsen; von der üppigen Vegetation, wie ich sie beispielsweise in Biscara fand, ist in Farfar keine Rede. Zwischen dem Gestrüpp des Bodens tritt der gelbe Sand der Wüste häufig hervor. Nach einer Viertelstunde lag der Palmenwald hinter uns. Ein neues Stück Wüste rollte sich vor uns auf. Ein breiter Streifen gelbröthlichen Sandes, hie und da von lehmigen Stellen durchzogen, dann und wann mit kurzem Gestrüpp bewachsen, einsam, öde und todt. Der bläuliche Ton, mit dem die Wüste gegen den Horizont abzuschließen pflegt, fehlte in dem Bilde; denn den Horizont bildete jetzt

nicht der blaue und durchsichtige afrikanische Himmel, sondern viele Tausende von Palmenkronen, welche sich auf schlanken, hohen Stämmen wiegten, eine eigenthümlich schöne und üppige, nur der Wüste Sahara eigene Scenerie. Wie erfreut sich das durch den Sand und die Sonne erhitzte Auge an diesem dunklen Grün, wie lechzt die trockene Zunge nach dem klaren, frischen Wasser, welches die Wurzeln dieser schönen Bäume näßt, wenn man so einen halben Tag oder gar einen ganzen Tag in der weiten Oede der Wüste geritten ist. Ich liebe die Wüste nicht, und begreife nicht, wie man Monate lang in diesem Sandmeere umherreisen kann. Heute sollte das Wüstenbild uns nur als Contrast zwischen zwei üppigen, grünen Oasen dienen. Nach einer Stunde hielten wir an der Grenze des Palmenwaldes der Oase Tolga, nach Biscara die größte Oase in der Gruppe Siban. Die Palmenkronen beschatten hier eine alte und in der Geschichte der Sahara berühmte arabische Stadt, welche unter den Religionsstädten des Islam in der Wüste immer einen ersten Platz eingenommen hat. Sie ist eigentlich römischen Ursprungs und zeigt noch heute ein römisches Lustrum mit sechs wohlerhaltenen Thürmen. Arabische Geschichtsschreiber und Geographen erzählen viel von ihrem ehemaligen Glanze und ihrer ehemaligen Größe. Es war in Tolga, wo im siebenten Jahrhundert der Hedschra der Marabut Seeda die Reform der sehr gelockerten Sitten der die Oasengruppe Siban bewohnenden Stämme unternahm. Er gab seinen Anhängern den Namen der Sonniten. Sonna nannte man eine Sammlung der Aussprüche und Lehren Mahomets. Sonniten waren also diejenigen Araber, welche die Lehre Mahomets in ihrer ursprünglichen Reinheit und Strenge wiederherzustellen gedachten. Seeda und seine Anhänger setzten lange Zeit einen hartnäckigen und tapfern Widerstand der Familie der Mozni

entgegen, welche die Sultane Hafszides als Statthalter nach dem Siban schickten. Tolga steht auch noch heute bei den Araberstämmen der Wüste Sahara in einem großen Rufe; denn es hat alte und berühmte Moscheen, Koubbas oder Marabuts. Die große Moschee ist ganz von Stein erbaut — eine große Seltenheit in der Wüste Sahara; ihre Säulen und Säulenkapitäler gehören noch der römischen Epoche der Sahara an. Die Moschee hat kein Minaret, sondern mehrere ovale und halbrunde Kuppeln. Aber die berühmteste Koubba in Tolga ist die kleine Moschee des Marabut Sidi Ali ben Amor; denn sie ist im Besitz heiliger Bücher, welche sich auf den Koran beziehen, und ist deshalb berühmt in der ganzen Wüste Sahara. Den Marabut Sidi Ali ben Amor wollte ich in Tolga besuchen; ich hatte aus Biscara einen Empfehlungsbrief an ihn mitgebracht, und konnte einer guten Aufnahme gewiß sein. Die Araber haben bekanntlich nicht allein militairische, sondern auch religiöse Häuptlinge, welche der Aristokratie des Volkes angehören und sich in drei Klassen theilen. Entweder gehören sie ihrer Geburt nach dem Adel an — falls sie von Fatma Zohra, der Tochter Mahomets und von Sidi-Ali-Abi-Taleb, dem Oheim Mahomets, abstammen, oder aus den alten und berühmten Familien des Landes sind, oder den Eroberern angehören, welche als Waffengefährten des Propheten aus dem fernen Osten kamen, — und in diesen Fällen sind sie die militairischen Häuptlinge ihres Volkes, oder sie zählen sich zu dem Religionsadel, und führen dann den Namen Marabuts. Der Marabut ist bei den Arabern der Mann, welcher den Glauben Mahomets in seiner wahren und reinen Gestalt bewahrt hat, den seine Gebete am nächsten mit der Gottheit in Berührung bringen. Seine Worte gelten allen Arabern als Orakel. Sie schlichten auf der Stelle jede

Streitigkeit. Unbedingter Gehorsam gegen den Marabut ist für den Araber ein Glaubensartikel. Die Worte des Marabut versöhnen die feindseligen Stämme, sein Schutz — „Anaia" — genügt, um den Reisenden oder die Karavane vor jeder Gefahr zu bewahren. Aber auch wie oft haben die Marabuts, den Koran in der Hand, den Krieg gegen die Ungläubigen gepredigt — der letzte Aufstand in der kleinen Kabylie ist besonders von den Marabuts angefacht worden —! Die bevorzugte Stellung der Marabuts in der Gesellschaft ist bei den Arabern erblich, ebenso wie der militairische und der Geburtsadel. Der Marabut von Tolga, den ich besuchen wollte, war also bei seinem Volke ein bedeutender und angesehener Mann.

Der Palmenwald von Tolga nahm uns auf, als die Sonne gerade den Horizont berührte. Hoch und still ragten die hohen, alten Bäume auf, viele von ihnen hatten die Geschichte der Wüste seit Hunderten von Jahren gesehen. Die Wurzeln jedes einzelnen Baumes waren mit in den Boden gezogenen Rinnen umgeben, welche mit Wasser gefüllt waren. Die zur Gruppe Siban gehörigen Oasen sind von der Natur sehr begünstigt; sie erhalten ihr Wasser aus den Vorbergen des Atlas, welche sich nördlich von der Oasengruppe erheben, und den Namen Djebel-Aures führen. Dann ritten wir durch ein mit einem runden Bogen bedecktes Thor, welches in die Stadt Tolga führte. Wie in Lischana waren die Straßen schmal, die Häuser hoch, ohne Fenster an der Außenseite, mit terrassenförmigen Dächern, zuweilen mit einem gewölbten, von Säulen getragenen Vorbau versehen, ganz von ungebrannten Ziegeln aufgeführt, aber ohne jenen weißen, gypsartigen Anstrich, wie man ihn in Algier, in Constantine und in den anderen nordafrikanischen Städten sieht, welche jenseits „des Mundes der Sahara" liegen. Meistens waren die Hausthüren,

zu denen einige Stufen hinanführten, geschlossen, in manchen Häusern sah ich im Erdgeschoß Barbierstuben, Läden, Kaffeehäuser, wie in Constantine. Zuweilen wurde die Straße so eng, daß ich mit meinen Spahis nicht neben einander reiten konnte; dann und wann lief dieselbe unter Bogengängen fort. Bei vielen Gebäuden waren im Vorderbau die römischen Mauerwerke gar nicht zu verkennen, auch große Quadern, welche noch aus der römischen Zeit stammten, waren vielfach zum Bau benutzt worden. Die ganze Bevölkerung Tolgas schien auch hier, wie in Lischana, auf der Straße zu sein. Gruppenweis lagen und standen Männer, halberwachsene Buben und Kinder umher, Frauen sah ich keine einzige. Manche grüßten uns, indem sie als Zeichen des Grußes die Hand auf den Kopf legten, Alle hatten den arabischen Typus in Gestalt und Gesichtsbildung, Neger bemerkte ich sehr wenige. Die Kleidung war überall der arabische Burnus, das weiße Tuch mit kameelhaarenen Schnüren um den Kopf befestigt, darunter den rothen Fez; die bunte, türkische Tracht, welche den Mauren in den übrigen nordafrikanischen Städten, in Oran, in Mostaganem, in Tlemce, in Algier, in Constantine tragen, bemerkte ich nirgens. Dann kamen wir auf einen weiten Platz, an dessen Ende sich ein großes Gebäude mit einem mit Nischen und Säulen versehenen Vorbau erhob. Dort wohnte der Scheik von Tolga, an den ich ebenfalls einen Empfehlungsbrief hatte. Auf dem Platze vor dem Hause stieg ich mit meinen Begleitern vom Pferde. Hunderte von müßigen Arabern, von unserem Einreiten in die Stadt angezogen, waren auf dem Platze gegenwärtig, und zwanzig Hände beeilten sich, den Pferden das Zaumzeug abzunehmen, den Sattelgurt zu lösen, und sie vermittelst eines Strickes, der den Thieren um einen Hinterfuß gebunden wurde, an in den Boden eingeschlagene Pflöcke zu befestigen.

Unter der Vorhalle des Hauses, wo der Scheik wohnte, trat uns ein junger Mann von angenehmen Gesichtszügen und freundlichem Wesen entgegen. Ich übergab ihm meinen Brief. Nachdem er ihn gelesen, sagte er, daß er der Vetter des Scheiks, und sein Onkel abwesend sei, lud uns aber ein, in das Haus einzutreten und die Gastfreundschaft seines Onkels anzunehmen. Wir zogen es indeß vor, da uns der Besuch bei dem Marabut interessanter war, unter diesen Umständen, ihm die Sorge für die Pferde zu überlassen, ließen einen von den Spahis dort, und begaben uns in Begleitung des andern auf den Weg nach dem Hause des Marabuts, wiederum von Hunderten von Einwohnern begleitet. Die Straße, welche von dem Platze weiter in die Stadt führte, hatte ganz den Charakter der Straßen, durch welche wir in die Stadt gekommen waren. Palmen bildeten überall die Schlußdecoration hinter diesen hohen, fensterlosen Gebäuden. Wieder kamen wir auf einen ziemlich großen, von Häusern umgebenen Platz. Den Grund des Platzes nahm die große Moschee ein. Sie war ganz von Steinen gebaut. Eine steinerne Treppe von fünf Stufen in der ganzen Breite des Gebäudes führte zu dem in grün und roth gemalten Eingangsthor. Kuppeln von runder und ovaler Form bildeten das Dach. Der Boden der Moschee war mit Palmmatten bedeckt, über denen bunte Teppiche der Sahara ausgebreitet waren. Auf diesen Teppichen und Matten knieeten die Andächtigen, das Haupt gegen die heilige Kabba gewandt, welche an der Ostseite der Moschee angebracht war, in der arabischen eintönigen Weise ihre Gebete murmelnd und bei bestimmten Stellen den Boden dreimal mit der Stirn berührend. Das Innere der Moschee bestand aus drei verschiedenen Schiffen. Manche Säulen trugen, besonders in den Kapitälen, den Charakter römischen Ursprungs. Die Wände waren hie

und da mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt. Die Kabba war mit Fayençeplatten ausgelegt und bildeten in ihrer Höhe die Form einer Muschel.

Das Haus des Marabuts bildete eine Gruppe von einzelnen Gebäuden, welche mit einer Mauer umgeben war und durch ein großes, hölzernes Thor, gegen Abend von dem übrigen Theile der Stadt abgeschlossen wurden. „Der Marabut," sagte mir mein Begleiter, „geht nie in die große Moschee, er betet immer in seiner eigenen Koubba." Er führte uns dann vor ein kleines, einzelnstehendes Gebäude, welches aus nur einem Erdgeschoß bestand, und seinen Ausgang auf den Hof hatte. Ich blickte in einen Saal, dessen Boden mit weichen, bunten Teppichen bedeckt war, wie sie die Weiber der Sahara weben, und welche den Teppichen von Konstantinopel an Schönheit und Farbenpracht gleichkommen. Rund herum an den Wänden lief eine Reihe höherer und niederer Divans, alle ebenfalls mit bunten, reichen Teppichen bedeckt. Das Licht erhielt der Saal durch die Thür und durch zwei kleine, fensterartige Oeffnungen. „Dies ist der Saal für die Aufnahme der Fremden, welche den Marabut besuchen," sagte der Spahi, „ich werde ihn sogleich benachrichtigen." Ermüdet von dem Ritt und angegriffen von der Hitze des Tages legte ich mich auf den Divan nieder.

Diener brachten Datteln, Feigen und Milch, uns neugierig betrachtend, und uns durch Geberden zum Essen auffordernd. Einige Minuten später erschien Ali Sidi ben Amor, der Marabut von Tolga, in der Begleitung des Spahi. Es war ein junger Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren, von schlanker Figur, von feinem Gliederbau und klugen, schönen Augen. Seine Gesichtszüge waren außerordentlich einnehmend, besonders wenn er lächelte, und die schönen, weißen Zähne zeigte. Ein Anflug von Schlau-

heit war zuweilen in den Augen und Mundwinkeln bei mancher Bemerkung nicht zu verkennen. Er war von wenigstens einem Dutzend Arabern begleitet. Ich bat ihn, uns seine berühmte Moschee zu zeigen. Mit einem einnehmenden Lächeln erklärte er sich bereit, und führte uns zu einem niedrigen Thore, welches sich kaum in einer Höhe von fünf Fuß auf den Hof öffnete. Das Thor bildete den Eingang zu einem gewölbten Gange, welcher zu der Moschee führte. Gebückten Hauptes traten wir ein, der Marabut voraus, mich bei der Hand führend, hinter mir der Spahi und meine Begleiter. Im Gange war es stockfinster. Nachdem wir einige fünfzig Schritte gemacht haben mochten, wurde es plötzlich hell. Wir standen am andern Ende des Ganges. Vor uns entrollte sich ein sonderbares und eigenthümliches Bild.

Wir standen im Hofe der heiligen Koubba des Marabut, welche weit und breit in der Wüste berühmt ist. Der gepflasterte Hof war mit Arkaden umgeben, unter denen viele Araber mit untergeschlagenen Beinen saßen, Jeder eine Tafel mit arabischen Schriftzeichen in der Hand. Alle lasen mit lauter Stimme zu gleicher Zeit den Inhalt der Tafeln ab, auf denen ein Abschnitt des Koran geschrieben war. Sie lernten den Abschnitt des Koran auswendig. Im Hintergrunde des Hofes erhob sich die Moschee des Marabut, links erweiterte sich der Hof zu einem besondern kleinen Viereck mit Säulen und Nischen. In den Nischen saßen die Gelehrten von Tolga, mit dem Abschreiben des Koran beschäftigt. Jeder von ihnen hielt zu diesem Zwecke eine an beiden Enden zugespitzte Feder von Bambus in der Hand, und tauchte diese abwechselnd in ein Gefäß von schwarzer oder rother Farbe, je nachdem die Buchstaben schwarz oder roth sein sollten. Die eine Seite des Vierecks nahm eine mit einer Kuppel bedeckte

kleine Kapelle ein, deren Eingang mit einem rothen, goldgestickten Teppich verhangen war. In der Kapelle lag der Vater Ali Sidi ben Amors begraben. Niemand ließ sich von unserem Eintritt stören. Das eintönige Geplärr der Araber verstummte keinen Moment. Lächelnd zeigten uns die Araber ihre mit großer Zierlichkeit geschriebenen Tafeln und die in der Form unserer Gänsekiele zugespitzten Bambusfedern.

Dann trat ein Diener in den Hof der heiligen Koubba, und meldete dem Marabut, daß das Abendessen für die Gäste bereitet sei. Er führte uns nun auf demselben sonderbaren Wege, auf dem wir gekommen waren, in den Saal mit den reichen Teppichen und Divans zurück, und ersuchte uns, auf einem der Divans Platz zu nehmen. Während er sich zu uns setzte, lagerten sich die übrigen Araber mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, unserer, durch den Spahi geführten Unterhaltung, welche sich meistens um die Sitten und Gebräuche des Landes drehte, zuhörend. Währenddem wurde vor uns ein niedriger Tisch hingestellt, und auf demselben das ganz in arabischer Manier bereitete Abendessen aufgetragen. Die Schüsseln folgten hinter einander. Gabeln, Messer und Löffel gab es nicht. Wir aßen mit den Händen. Das Getränk war Wasser. Alle Speisen waren in der stärksten Weise gewürzt. Zuerst erschien eine Suppe mit Nudeln. Auf die Suppe folgte Pastete, dann das bekannte arabische Gericht „Kuskus“, zu dem auf das Stärkste gewürzte Bouillon gegeben wurde. Ein Lammfleischfricassee bildete die nächste Schüssel, dann kam eine Lammfleischsuppe, ein gekochtes Huhn bildeke den Schluß dieses arabischen Abendessens. Das Dessert bestand aus aufgebrochenen Nüssen, Mandeln, Datteln und Granaten. Nach dem Dessert wurde in ganz kleinen Schälchen von blauem Porzellan sehr starker Kaffee

gereicht. Weder der Marabut noch irgend Einer von den anderen Arabern nahm an dem Souper Theil. Wir speisten ganz allein. Als wir den Kaffee genommen hatten, trat der Spahi in den Saal, und erzählte, daß er an der Thür so eben einen Scorpion gefangen habe. Er hatte das Thier, welches von grasgrüner Farbe war, und die Länge eines Fingers hatte, mit einer Zange gefaßt und legte es auf den Tisch. Wir erschraken nicht wenig bei dem Anblick des giftigen Thieres, dessen Stich meistens nach wenigen Stunden tödtlich ist.

Ich machte mit dem Marabut noch einen Spaziergang durch die Stadt. Der Mond war aufgegangen, und beleuchtete mit seinem glänzenden Lichte eine Scenerie, deren Anblick mir immer unvergeßlich bleiben wird. Geisterhaft traten die Erker und Vorzüge der Häuser aus dem tiefen Schatten hervor, unter den gewölbten Bogen der Arkaden schliefen Araber, in ihre weiße Burnus gehüllt, und auf dem Platze lagerten Kameele, ihre langen Hälse und dummen Gesichter in die Höhe streckend, wenn wir vorübergingen und zuweilen die häßlichen Schreie ausstoßend, die der Wanderer in der Wüste hört. Der Himmel war von einem feinen durchsichtigen Blau, und auf diesem, von Mondlicht glänzend erleuchteten Hintergrunde zeichneten Tausende von Palmenkronen ihre feinen, langen Blätter in den schärfsten Umrissen ab. Nach Beendigung unseres Spazierganges führte mich der Marabut selbst in den Saal, wo ich gespeist hatte, und das uns nun zum Schlafgemach dienen sollte, eine gute Nacht wünschend. Der Spahi schloß die Thür hinter ihm, und bereitete sich sein Lager auf dem Boden hart an der Schwelle, so daß derjenige, der bei Nacht hätte in den Saal treten wollen, über seinen Körper hätte hinwegsteigen müssen. Als ich diese Vorbereitungen sah, wurde mir einen Augenblick ängst-

lich zu Muthe. Wir waren die einzigen Europäer mitten unter einer arabischen Bevölkerung in der Wüste, von der sonderbare Gerüchte seit einiger Zeit umherliefen, daß sie sich zu einem allgemeinen Aufstande vorbereiteten, um dem in der kleinen Kabylie ausgebrochenen Aufstande zu Hülfe zu kommen. Wer kann mir die plötzlich in mir aufsteigende Besorgniß verdenken? „Hast Du Furcht, daß uns Etwas passiren kann?“ fragte ich den Spahi, „Du bist dem Commandanten von Biscara für mein Leben verantwortlich!“

Der Spahi legte die Hand an den Kopf, dann auf das Herz, dann schlug er mit der Hand an seinen Säbel.

„Was heißt das? Ich verstehe Dich nicht.“

„Wo Kopf und Herz und das Schwert zusammen sind, hast Du nichts zu befürchten, Herr. Auch stehst Du unter dem Schutze von Ali Sidi ben Amor. Er ist einer der angesehensten Häuptlinge meines Volkes in der großen Wüste. Unter seiner Anaia kannst Du mitten in der Sahara an jedem Orte ruhig schlafen.“

Es war so, wie der brave Spahi sagte. Ungestört und ruhig schlafend, verbrachten wir die Nacht im Hause des Marabut von Tolga. Als ich am andern Morgen zu Pferde stieg, um nach Lischana zurückzukehren, überreichte mir Sidi Ali ben Amor ein Streifchen Papier, auf dem einige Worte in arabischer Sprache geschrieben waren, und sagte: „Nimm dieses Papier von mir zum Abschiede, Herr. Es enthält die Anaia Ali Sidi ben Amors. Wenn Du es vorzeigst, wird Dir Niemand in der ganzen großen Wüste ein Haar auf Deinem Haupte krümmen, und vom „Munde der Sahara“ bis zu den Hütten der Neger von Tombuktu wirst Du unter dem Dache jedes Araberzeltes eine gastliche Aufnahme finden.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Französische Colonisation in Algerien.

Ein deutscher Staatsmann über die Colonisation der afrikanischen Küsten. — Die erste Bedingung der Colonisation. — Ein gutes Straßensystem. — Die Land- und Seeverbindungen in Algerien. — Die Dampfschifffahrt. — Die Landstraßen in der Mittelmeerregion. — Strategische Linien und Karavanenstraßen im Tell und in der Sahara. — Austausch der Producte der drei Regionen. — Administration. — Verschiedene Colonisationssysteme. — **La propieté c'est le vol.** — Die Eigenthumsfrage. — Die Administrationsysteme unter der Regierung Louis Philipp's, der Republik und des Kaiserreichs. — Concessionirtes Eigenthum. — **Droit de tonnage.** — Die arabischen Büreaus. — Steuersysteme und ihre Ausführung.

Woran liegt es, und was hat es für Gründe, daß in einem Lande, welches denselben animalischen, vegetativen und fast auch denselben klimatischen Charakter hat, wie die angebautesten und cultivirtesten Striche des südlichen Europas, nur 480 Menschen auf der Quadratmeile leben, daß die ganze Bevölkerung dieses Landes aus nur ungefähr 2,000,000 Eingeborenen und 200,000 Colonisten besteht, während doch Algerien fast denselben Flächeninhalt hat, wie Frankreich, während doch dort in ungewöhnlicher Ueppigkeit alle unsere europäischen Getreide, einschließlich des Reises und des Mais, die sämmtlichen im Handel befindlichen Südfrüchte, die Baumwollenstaude, der Cochenillen-

cactus, das Bambusrohr, der Tabak, unsere sämmtlichen Hülsenfrüchte in den schönsten Qualitäten, und sämmtliche in Deutschland, Frankreich und Italien heimischen Baumfrüchte gedeihen, während die Entfernung dieses Küstenlandes von unseren europäischen Küsten nur wenige Tage beträgt, während dort Mißernten zu den Seltenheiten gehören? Weshalb geht der Strom der Auswanderung nach Amerika und nach Australien, während nur höchst sparsam dann und wann ein Colonist sich über das Mittelmeer nach Algerien verirrt? Schon vor mehr als einem Menschenalter wies ein deutscher Staatsmann auf die Colonisation dieser Länderstrecken hin. „Wäre ein Stützpunkt gefunden," heißt es in seiner, diesen Gegenstand behandelnden Schrift *), „von dem jeder weitere Plan, Europas alte Herrlichkeit wieder aufzurichten und die Verbindung mit Afrika und Asien zu besitzen, ausgehen könnte, so würden, wie vor Alters, Pflanzstädte erblühen auf den Südküsten der Europa begrenzenden Meere, am Pontus, in Kleinasien und auf dem nördlichen Afrika, das jetzt noch den Türken dient; denn nimmer ist Europa vor barbarischen Anläufen und neuen Völkerüberschwemmungen gesichert, bis nicht sein ganzer Boden wieder ihm gehört und die ihm gegenüberliegende Küste der Cultur, den europäischen Sitten und friedlichem Handelsverkehr wiedergegeben ist. Wieder erstehen müßten Cäsarea und Karthago und Cyrene und Alexandria, unter europäischer Aegide sich Milet, Ephesus und Smyrna zum Licht und zur Freiheit erheben, und von Propontis bis zum rhizäischen Vorgebirge sich ein Kranz gewerblicher Städte an einander reihen, das ist Europas

---

*) Dr. C. F. von Schmidt-Phiseldeck, Europa und Amerika und die zukünftigen Verhältnisse der civilisirten Welt. Kopenhagen 1820.

wahres Colonialsystem, welches ins Werk zu richten, der letzte Gebrauch größerer Heeresmassen sein möge!"

Der Stützpunkt für ein solches Colonialsystem wäre gefunden. Algerien ist seit dreißig Jahren im Besitze Frankreichs, und weshalb hat die Colonisation selbst in Algerien so geringe Fortschritte gemacht, geschweige denn, daß von einer Ausdehnung des Colonisationssystems im Sinne jenes deutschen Staatsmannes gar keine Rede ist? Weshalb ist der Auswanderungszug nach Algerien so höchst spärlich, während viele Tausende alljährlich über den Ocean ziehen, um sich im fernen Westen Amerikas anzusiedeln? Weshalb erwiderte man mir in Algerien, wenn ich Tage lang über öde, unangebaute Steppen ritt und wenn ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß es selbst in der Nähe der großen Städte, in der Umgegend von Algier, in Philippeville und in Constantine weite Strecken wüsten Landes gebe: „Es fehlt an Armen und an Geld?" Der Grund ist lediglich im Verwaltungssystem der französischen Militairregierung in Algier zu suchen, welche von der Colonisation des Landes niemals etwas verstanden hat und in deren Absichten die Colonisation Algeriens auch gar nicht liegt. So lange der Generalgouverneur in Algier im französischen Afrika die Behörde bleibt, welche alle Fäden der Verwaltung in der Hand hält, so lange wird Algerien lediglich eine französische Militaircolonie, niemals eine französische Ackerbau- oder Handelscolonie werden, jährlich Millionen verschlingen und doch immer ein Krebsschaden Frankreichs bleiben.

Die erste Bedingung der Colonisation eines Landes ist die Anlegung eines praktischen Straßen-Systems und Eisenbahnnetzes, die Verbindung der Küstenpunkte durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt. Und was ist nach dieser Richtung hin von der Militairverwaltung Algeriens seit

fünfunddreißig Jahren geschehen? Sehr wenig, in der Provinz Constantine fast gar nichts, in Betreff der Dampfschifffahrtsverbindung der Küstenpunkte der drei Provinzen Oran, Algier und Constantine nicht das Mindeste. Außer den großen Landstraßen, welche Algier mit Blida, Douera, Koleah, Medeah, Milianah und Oran, und Philippeville mit Constantine verbinden, kann von Straßen im europäischen Sinne im französischen Afrika nicht gesprochen werden. Zwei Hauptstädte des Landes, Algier und Constantine, sind, obschon seit der Eroberung Constantines jetzt fast zwanzig Jahre verflossen sind, noch heute durch keine Straße mit einander verbunden. Seit einigen Jahren sind endlich die Straßenlinien von Constantine bis Setif und von Algier bis Aumale fertig geworden; aber die größte Strecke des Weges zwischen Setif und Aumale durchschneidet eine sogenannte strategische Linie, nämlich ein Saumthierpfad, wo man hie und da ein Karavanserail zum Unterkommen während der Nacht findet, der aber nur im Hochsommer und auch dann meistens nur unter dem Schutze militairischer Bedeckung zu passiren ist. Fast sämmtliche Küstenorte sind ohne jede Verbindung zu Lande gelassen. Wichtige Punkte, wie Dellis, Bugia, Djidjelli, Philippeville, wie Algier, Cherchell, Tenes, Mostaganem sind unter sich nur auf eine maritime Verbindung angewiesen, welche alle zehn Tage nur einmal vermittelst eines aus Algier abgehenden Kriegsschiffes stattfindet. Und dies Kriegsschiff, welches auch die einzige Verbindung zwischen Algier und Constantine über Philippeville vermittelt, nimmt keine Waaren auf, sondern befördert nur Passagiere, aber auch nur dann, wenn die Cabinen nicht Seitens des Militairgouverneurs für seine Offiziere in Anspruch genommen werden. Um von einem Küstenpunkte zum andern, oder von Algier nach Constantine zu gelangen, ist der Reisende

also einzig und allein dem Zufall überlassen; aber auch dieser Zufall kann günstigsten Falles nur alle zehn Tage eintreten. Und die Verpflegung und der Aufenthalt des Passagiers an Bord der Kriegsschiffe ist derartig, daß ich Niemandem rathen möchte, ihre Postcabinen zu benutzen, wenn ihn nicht die äußerste Nothwendigkeit dazu zwingt. Den Pferden und Maulthieren, welche zu militairischen Zwecken von einem Küstenorte zum andern befördert werden, wird an Bord mehr Aufmerksamkeit Seitens des Capitains gewidmet, wie den unglücklichen sogenannten Civilpassagieren, welche man nur als eine Last betrachtet, deren man sich, wenn es irgend geht, entledigt. Aber, wie ist es möglich, daß die französische Regierung seit fünfundzwanzig Jahren an der nordafrikanischen Küste nicht eine ordentliche und regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung eingerichtet hat? wird Jedermann fragen. Seit fünfzehn Jahren thut die französische Presse dieselbe Frage und interpellirt die Regierung in den stärksten Ausdrücken und Formen; trotz alledem ist es nur beim Versprechen geblieben, in der Sache selbst sieht es gerade so aus, wie zu der Zeit, wo Marschall Valée Constantine eroberte. Aber die Antwort auf die Frage, weshalb an der Nordküste von Afrika keine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung hergestellt wird, ist sehr leicht. Sie lautet, weil der Militairgouverneur in Algier für seine strategischen und militairischen Zwecke diese Dampfschifffahrtsverbindung nicht braucht; und Algerien ist eine Militaircolonie, keine Ackerbau- und keine Handelscolonie. Wozu also die unnütze Ausgabe einer regelmäßigen Dampfschifffahrtsverbindung, welche ja nur den Personen-, Handels- und Waarenverkehr zwischen drei Provinzen befördern würde, die ganz außerhalb der Gesichtspunkte des Militairgouverneurs von Algerien und des französischen Kriegsministers liegt? Daß die Producte der

Provinz Oran nur vermittelst einer theuren Landfracht nach Algier und umgekehrt aus Algier nach Oran geschafft werden können, und daß ein Austausch der Landesproducte zwischen den beiden Provinzen Algier und Constantine gar nicht vermittelt werden kann, darauf kommt es gar nicht an. Eine regelmäßige Verbindung der drei Provinzen des französischen Afrika findet nur über Marseille, nicht unter sich statt. Ich würde Jedem, der von Algier nach Constantine und von Constantine nach Algier reisen will, nur rathen können, seinen Weg über Marseille zu nehmen. Es klingt das unglaublich; aber der Erfolg lehrt, daß er über Marseille schneller zu seinem Ziele kommt, als wenn er directen Weg zu Lande oder zu Wasser einschlägt. Daß die kleineren Ortschaften der drei französisch-afrikanischen Provinzen unter sich in gar keiner Verbindung stehen, braucht nun wohl gar nicht mehr gesagt zu werden; es versteht sich gewissermaßen von selbst. Im Sommer macht sich die Verbindung freilich; der thätigste Ingenieur der Colonie, die Sonne, sorgt für genügende Communication; im Frühling, Herbst und Winter aber bilden die Wege einen Morast, aus dem zwanzig und mehr Maulthiere ein versunkenes Fuhrwerk nicht herausbringen. Außer auf den beiden großen Landstraßen von Algier nach Oran und von Philippeville nach Constantine und Bona ist natürlich von Brücken keine Rede. Man passirt die Flüsse, so gut es geht. Den Frachtwagen ist das Passiren der Flüsse natürlich unmöglich; für den Reiter ist es im Frühling und Herbst häufig mit Lebensgefahr verknüpft. Ich versuchte von Bougie, dem bekannten Hafen an der Grenze der großen und kleinen Kabylie zu Lande nach Setif zu kommen. Unmöglich. Zwischen zwei so wichtigen Orten, wie Bougie und Setif, gab es keine Verbindung zu Lande, als durch einen Saumthierpfad, und dieser Saumthierpfad

war, weil wir uns zufälligerweise im Monat März befanden, nicht zu passiren. Nun, sagte ich mir, so will ich zu Lande von Bougia nach Djidjelli, dem nächstgelegenen Küstenort in der kleinen Kabylie reisen und von dort direct nach Constantine gehen. Unmöglich, Bougie und Djidjelli waren ohne jede Verbindung zu Lande. Und zur See konnte ich nicht vorwärts kommen, weil an der Küste ein heftiger Sturm wüthete, der noch mehrere Tage lang anzuhalten drohte. Was war zu machen? Ich wollte endlich nach Dellis zurückkehren und von dort wieder nach Algier reisen. Aber die Rückreise nach Dellis und Algier war auch unmöglich, weil Bougie und Dellis durch keine Landstraße verbunden sind. In der Provinz Algier versuchte ich von Koleah, welches durch die große nach Milianah führende Landstraße berührt wird, nach Cherchell, einem Küstenorte, zu kommen. Mein Wunsch war nicht zu erreichen, Cherchell und Koleah sind ohne Straßenverbindung, und wir befanden uns noch nicht in der Jahreszeit, wo der thätigste Ingenieur der Colonie, die Sonne, die zwischen Cherchell und Koleah belegene Landstraße passirbar macht. Aus denselben Gründen konnte ich die alte Römerstadt Tebessa weder von Batna noch von Constantine aus erreichen. Von Eisenbahnen hat die französische Regierung während ihrer langen Besitznahme des Landes nur eine einzige gebaut. Sie verbindet Algier und das durch seine Orangengärten berühmte Blida. Die ganze Strecke beträgt 48 Kilometer. Die französische Regierung hat freilich die Absicht, diese Eisenbahn über Milianah bis nach Oran fortzuführen, und auch eine Eisenbahn von Philippeville nach Constantine zu bauen. Wann beide, für das Aufblühen der Colonie höchst wichtige Eisenbahnen fertig werden, ist aber ebensowohl eine Frage des Geldes, und deshalb gar nicht zu beantworten. Bis jetzt befinden sich

die Vorarbeiten seit Jahren immer noch in den ersten Stadien.

Alles dies bezieht sich indeß nur auf das höchst mangelhafte Straßensystem innerhalb der Mittelmeerregion Algeriens. In der Steppe und in der Wüste bildet die strategische Linie die einzige Verbindung der Orte und der Oasen, sowie die Mittelmeerregion nur durch die strategische Linie, nämlich durch den Saumthierpfad mit der Steppe in Verbindung steht. Oran, Tlemcen, Mostaganem, Orleansville, Milianah, sämmtlich wichtige Plätze der Mittelmeerregion der Provinz Oran, sind ohne jede Verbindung mit der angrenzenden Steppe; in der Provinz Algier hört hinter Medeah alle Landstraßenverbindung mit der Seeküste auf. Boghar, der wichtigste Platz in der algerischen Steppe und die große Palmenoase Laghuat sind nur zu Pferde zu erreichen. Das Gouvernement in Algier denkt freilich seit Jahren daran, Medeah, Boghar und Laghuat durch eine Straße zu verbinden; bis jetzt ist diese Straße aber nur auf den Karten verzeichnet, und ihre Vollendung ein in die Zukunft hinausgerückter Traum. „Der Bau der Straße ist eine Frage des Geldes," sagte mir ein französischer Genieoffizier in Medeah, und, als ich den Zeitpunkt zu wissen wünschte, wann diese Geldfrage gelöst werden würde, zuckte er die Achseln und sagte: „das kann Ihnen Niemand sagen." In der Provinz Constantine hört eine Stunde hinter der Stadt Constantine jede Landstraßenverbindung zwischen der Mittelmeerregion und der Steppe auf. Der Feldweg, welcher die Subdivisionshauptstadt Batna, den Hauptplatz in der Steppenregion der Provinz Constantine, mit der Divisionshauptstadt, mit der Stadt Constantine selbst verbindet, ist nur im Sommer zu passiren, wenn die Sonne ihn ausgetrocknet und geebnet hat, und ebenso ist es mit der Verbindung der

großen Palmenoase Siban in der Wüste Sahara mit Batna. Hie und da taucht zwischen ausgefahrenen Gleisen, welche oft kaum zu erkennen sind, ein Stück Straße auf, aber dies Stück Straße stammt noch aus den Zeiten der Römer her und ist von den Franzosen restaurirt worden. Von Brücken ist natürlich in der Steppe gar keine Rede. Man passirt die Flüsse, wie es gerade geht. Ich bin zwischen Batna und der Palmenoasengruppe Siban wenigstens ein Dutzendmal durch den Fluß gekommen. Daß die einzelnen Oasen der Gruppe Siban gar keine Straßenverbindung haben, bedarf wohl kaum der Erwähnung, Lischana, Tolga, Sidi Okban sind nur zu Pferde zu erreichen. Ganz ebenso ist die Verbindung der wichtigen und großen Oasen der Tuggurtstämme mit der Sibangruppe und mit den Oasen der Beni-Mzab. Die Steppenoasen Msila, Hodna und Bu-Szada haben weder eine Verbindung mit der Mittelmeerregion, noch eine Verbindung mit den Oasen der Sahara. Der Bau der Forts in Boghar, in Laghuat, in Biscara hat unendliche Summen verschlungen, weil der Transport des Materials, um die Forts zu erbauen und auszurüsten, auf bodenlosen Wegen erfolgen mußte. Gerade so ist es dem Gouvernement mit dem Zellengefängniß in Lambessa und mit den großartigen Kasernen und Vorrathshäusern in Batna ergangen. Man hätte zuerst die Straßen und nachher die Kasernen, Vorrathshäuser und Forts erbauen sollen. Aber man hat es umgekehrt gemacht, oder vielmehr die Straßen auch nachher gar nicht gebaut, weil die militairischen und strategischen Zwecke der Colonie unendliche Summen verschlingen, und weil das Gouvernement von Administration gar nichts versteht. Die Terrainschwierigkeiten, um die Palmenoasengruppe Siban mit Constantine und dem Meere mittelst einer Eisenbahn zu verbinden, sind bei der Beschaffenheit der Steppe, welche

diese Hunderttausende von Colonisten mit Millionen versehen, um die weiten, wüsten Strecken, welche überall aus der Steppe in die Mittelregionen hineinreichen, urbar zu machen. Das ist eine Aufgabe, welche man nicht mit banalen Redensarten löst. Im Jahre 1858 schickte er seinen Onkel Jerome mit ähnlichen Reorganisationsideen nach Algerien; der Exkönig von Westphalen hatte auch den besten Willen, seine Aufgabe zu lösen, aber es war noch kein Jahr verflossen, da kehrte der neue Generalstatthalter müde und mißmuthig nach dem „schönen" Frankreich heim, ohne auch nur einen von seinen vielen Plänen ins Leben gerufen zu haben. Es ging ihm eben, wie jenen 70,000 Colonisten, welche auf eigene Rechnung die Rückreise von Algier nach Marseille machten.

Aber einen Schritt hat die Napoleonische Regierung denn doch schon vor mehreren Jahren zum Gedeihen Algeriens gethan, und zwar einen sehr wichtigen Schritt. Unter der Verwaltung Pelissiers hat die französische Regierung nämlich beschlossen, den Arabern und Colonisten Eigenthumstitel an dem seit Menschengedenken besessenen oder neuerdings erworbenen Ländereien zu geben. Verwundert wird der Leser, der die Zustände in Algerien nicht kennt, fragen: „Gab es denn bis dahin in Algerien kein Eigenthum?" Die Antwort auf diese Frage ist: „Es gab nur ein Eigenthum, nämlich das Eigenthum des Staates. Die französische Regierung war Eigenthümer alles Grund und Bodens; der Araber, der Colonist besaß sein Eigenthum nur leihweise, als Concessionair der Regierung, welche ihm dies Eigenthum nur unter bestimmten Bedingungen verlieh, und es ihm wieder nahm, falls er die ihm auferlegten Bedingungen nicht erfüllte. Ein solcher Zustand ist unglaublich, und doch hat er einige dreißig Jahre bis zu dem bekannten Briefe Louis

Napoleons an den Marschall Pelissier gedauert. Nach der Eroberung Algeriens begann die französische Regierung ihr neues Regierungssystem mit einem unglaublichen Fehler. Die Türken proclamirten, wenn sie ein Land erobert hatten, bei der Besitznahme des eroberten Landes den Grundsatz, daß alles Land ihnen, den Eroberern, gehöre, und jedes Privateigenthum aufgehoben sei. Diesen echt türkischen Grundsatz proclamirten die Franzosen nicht allein nach der Eroberung Algiers, sondern sie haben ihn auch während mehr als dreißig Jahren systematisch durchgeführt, und zwar nicht allein gegen die Türken, gegen die früheren Eroberer dieses Landes, sondern auch gegen die Mohren und Araber. Güter, Ländereien, Besitzungen, Häuser wurden nach dem Belieben der Militairregierung in Algier ihren früheren Eigenthümern weggenommen, verkauft, verschenkt, verschleudert, je nachdem die Gelegenheit es gebot; es herrschte ein Raubsystem, dem gegenüber Niemand seines Besitzes auch nur auf einen Tag sicher war. Ueber einen solchen Grundsatz ist gar nicht zu discutiren; jedenfalls mußte er das Gedeihen der Colonie von Anfang an gründlich ruiniren. Wenn auch im factischen Besitz des Grund und Bodens konnte der Araber doch in seinem ihm angeborenen Vergeudungs- und Vernachlässigungssystem nur durch den Gedanken bestärkt werden, daß der Grund und Boden, den er erbaute, ihm täglich genommen werden könne. Er war auch gar nicht im Stande, seinen Grund und Boden, den er factisch besaß, zu verkaufen oder das Eigenthum in irgend einer Form an dritte zu übertragen; denn er besaß ja selbst keinen Eigenthumstitel, wenn er und seine Familie auch im hundertjährigen factischen Besitz des Landes war.

Dem Einwanderer, dem Colonisten gegenüber, ist nun stets dasselbe System angewendet worden. Um Land zu

erwerben, mußte sich der Colonist an die Regierung, an den Staat wenden, welche ja der einzige, rechtmäßige Eigenthümer war. In der ersten Zeit nach der Besitznahme Algeriens wurde das Land entweder vom Staate verschenkt, oder zu den niedrigsten Preisen verschleudert, dann kam man zu einem andern System, welches bis heute noch in Algerien gilt. Man verlieh das Land concessionsweise unter bestimmten Bedingungen. Der Einwanderer erhält, falls er sich über den Besitz von 1500 Franken ausweist, unentgeltlich eine Parzelle Landes. Binnen drei Jahren muß er diese Parzelle anbauen, mit dreißig Stück Bäumen jede Hektare bepflanzen und ein solides Haus errichten, und zwar nach bestimmten Bauvorschriften. Erfüllt er diese Bedingungen, so kann er nach drei Jahren die Ausfertigung eines Eigenthumstitels beantragen; erfüllt er sie nicht, so hat die Regierung das Recht, ihn wieder zu expropriiren; er muß ohne Entschädigung abziehen, und die Regierung überträgt seine Parzelle Landes einem andern Colonisten. Jeder, der Algerien kennt, weiß nun, daß der Colonist mit 1500 Franken gar nicht im Stande ist, diese Bedingungen zu erfüllen. Die Urbarmachung des Bodens wird für die Hektare allein schon auf 500 Franken berechnet; wo bleiben also da bei einem Besitz von 1500 Franken die Kosten für das Düngungssystem, für die Bewässerung, für die Bäume, für das Haus? So erfüllt der Colonist also gewöhnlich gar keine von den ihm auferlegten Bedingungen und die Folge ist, daß er nach Ablauf von drei Jahren als Bettler auf der Straße steht.

Ein Hauptübel des Fortschritts der Colonisation Algeriens liegt, wie schon erwähnt, in dem mangelnden Straßensystem und im Mangel der Schifffahrtsverbindung der drei Provinzen unter sich. Wenn nun aber auch dies Straßen- und Schifffahrtssystem vorhanden wäre, so

würde die Administration, welche seit dreißig Jahren von Paris aus für Algerien decretirt wird, trotz alledem die Colonisten todt machen. Die Colonie kann das, was sie producirt, selbst nicht verzehren. Drei Millionen können nicht das Fleisch und das Leder von anderthalb Millionen Schafen und 150,000 Ochsen verbrauchen, welche jährlich geschlachtet werden, und ebensowenig können sie die Wolle von zehn Millionen Schafen verwenden. Der Araber ist außerordentlich mäßig, und trägt denselben Burnus ein ganzes Menschenalter hindurch. Eine vernünftige und colonisationsfähige Regierung würde also die Ausfuhr aus der Colonie begünstigen, wenigstens alle rohen und industriellen Erzeugnisse auf dieselbe Stufe mit den rohen und industriellen Erzeugnissen des Landes stellen. Die französische Regierung hat aber gerade das entgegengesetzte System befolgt. Während der ersten Jahre der Regierung Louis Philipps war die Einfuhr von Vieh und Korn nach Frankreich verboten. Natürlicherweise wandte sich der Export nun fremden Ländern zu; er ging nach Spanien und Italien. Und was geschah nun? die Regierung verbot den Export nach Spanien und Italien, und zwang die Bevölkerung Algeriens, ihre Producte auf französische Märkte zu bringen, belegte sie aber mit einem hohen Eingangszoll. Da kann man sich denn nicht wundern, wenn der Producent bei der Ausfuhr nach Frankreich nicht seine Transportkosten herausschlägt. Aber auch die französische Industrie sollte der algerischen Industrie gegenüber geschützt werden. So wurde denn die Einfuhr fremder Waaren nach Algerien mit Eingangszöllen und die Ausfuhr algerischer Fabrikate nach Frankreich mit Ausgangszöllen beschwert. Die Republik hat nun freilich die rohen Erzeugnisse der Colonie mit denen des Mutterlandes auf dieselbe Stufe gestellt; aber alle industriellen Producte

der Colonie sind immer noch mit hohen Zöllen belastet, wenn sie nach Frankreich eingeführt werden. Es war mir gar nicht begreiflich, als ich von Stora in Marseille landete, daß ich Pfeifen, Bijouteriewaaren, Quincalleriekram, welche ich aus Algerien mitbrachte, auf der dortigen Douane versteuern sollte. Eine neue kaiserliche Verordnung verbietet ferner die Ausfuhr des Korns aus Algerien ins Ausland und gestattet sie nur nach Frankreich. Ja, noch mehr! Jedes Schiff, welches einen algerischen Hafen berührt, muß, abgesehen von allen anderen Zöllen, eine Steuer von vier Franken auf die Tonne bezahlen. Bei einem solchen Administrationssystem kann man sich denn freilich nicht wundern, wenn die Colonie durchaus nicht gedeihen will und nicht gedeihen kann, trotz alledem, daß in Algerien die Eigenthumsfrage jetzt endlich gelöst ist und nicht mehr der Grundsatz gilt: „La proprieté c'est le vol", der aber mehr wie dreißig Jahre gegolten hat. Wie können da die Fabriken und die Handwerker der Colonie aufblühen; wie kann da der Colonist seine Producte verwerthen? Wie kann die Schifffahrt in die Höhe kommen; wie die Cultur sich heben? Ja, ich behaupte, die Unruhen, welche dann und wann unter den Araberstämmen ausbrechen, und von denen in den französischen Zeitungen immer mehr Wesens gemacht, als eigentlich daran ist, haben immer ihren letzten Grund in diesem wahnsinnigen Verwaltungs- und Colonisationssystem, welches, statt die Interessen des Landes zu fördern, sie tödtet, welches eine allgemeine Erbitterung hervorruft, zu Conflicten führt, und dann, von dem religiösen Fanatismus der Marabuts geschürt, zu Aufständen herausfordert, welche man absichtlich heranwachsen läßt, um Gelegenheit zu kriegerischen Operationen, zu kleinen Feldzügen, zu Rangerhöhungen und Ordensverleihungen zu haben, mit einem Worte, um die Colonie ihre eigentlichen militairischen

Zwecke erfüllen zu lassen, wozu sie überhaupt nur da ist. Der Araber ist gar nicht empörungslustig, wie französische Blätter ihn gern schildern. Der Araber wurde durch die französische Eroberung von einer sehr lästigen Herrschaft, von der Herrschaft der Türken befreit; aber die Conflicte mit den Araberstämmen werden Seitens der Verwaltung oft an den Haaren herbeigezogen, um zu militairischen Zwecken Unruhen und Aufstände zu haben, und es liegt viel Wahres in dem Vorwurf, den man häufig dem französischen Militaircommandanten in Afrika gemacht hat. „Wenn es keine Araber gäbe, so würdet Ihr Araber erfinden."

Sprechen wir nun von den Verwaltungsbehörden Algeriens selbst, von ihrer Zusammensetzung, von ihren Functionen. Ich behaupte, daß sie einzig in ihrer Art dastehen, und daß sie wohl dazu taugen würden, um ein erobertes, immer im Aufstande befindliches Land niederzuhalten, daß ihnen aber alle Erfordernisse fehlen, um ein Land zu colonisiren. Die meisten Zweige der algerischen Verwaltung befinden sich in den Händen der arabischen Büreaus. Die arabischen Büreaus bestehen aus Offizieren mit einigen Spahis, Dolmetschern und Polizeidienern. Jeder Unterlieutenant ist berechtigt, Anstellung bei einem arabischen Büreau zu verlangen. Sein Qualificationszeugniß ist sein Lieutenantsbrevet; alle anderen Zeugnisse seiner Kenntnisse und geistigen Bildung sind überflüssig. Ob er bei dem Büreau angestellt wird, hängt dann freilich noch von der Gunst seines Chefs ab. Es giebt arabische Büreaus erster und zweiter Klasse. Die Büreaus erster Klasse befinden sich an den Hauptorten der Subdivision, die Büreaus zweiter Klasse befinden sich in jedem Kreise. An der Spitze eines Büreaus erster Klasse steht ein Hauptmann, an der Spitze eines Büreaus zweiter Klasse ein Lieutenant, dem

einige Unterlieutenants untergeordnet sind. Die Büreaus erster Klasse controliren die Büreaus zweiter Klasse, und werden selbst von dem Divisionsbüreau controlirt, welches sich am Hauptorte der Division befindet. Die oberste Behörde für sämmtliche arabische Büreaus ist das politische Büreau in Algier.

Das ganze materielle Wohl von drittehalb Millionen Menschen liegt in den Händen der Offiziere, welche diese arabischen Büreaus bilden. Sie verwalten durch einander die heterogensten Functionen, vereinigen in sich die Justiz und die Verwaltung. Auf dem Gebiete der Verwaltung fertigen sie die Steuerlisten an, und erheben auf Grund derselben die Abgaben; sie handhaben die Polizei, insofern diese nicht in den Händen des Kadi ist; sie dirigiren den arabischen Ackerbau, die arabische Industrie und den arabischen Handel; sie sind die Vermittelungsbehörde in allen Streitigkeiten, welche zwischen den Colonisten und den Eingebornen vorfallen. Auf dem Gebiete der Justiz ist ihnen ein weites Feld zugewiesen. Der Kadi hat nur die Competenz über Vergehen, deren Strafe vierzehntägiges Gefängniß oder 100 Franken Geldbuße nicht übersteigt; über alle anderen Vergehen urtheilt das arabische Büreau; auch hat der Araber das Recht, von dem Urtel des Kadi an die arabischen Büreaus zu appelliren, und diese Appellation soll, wie man mir gesagt hat, sogar vielfach vorkommen. Bei schweren Verbrechen führen sie die Untersuchung, während das Urtheil von den französischen Tribunalen gefällt wird. Wenn man sich so den Geschäftskreis eines arabischen Büreaus überdenkt, so sollte man meinen, daß ein Beamter desselben doch drei verschiedene Bildungszweige in sich vereinigen müsse, um nach allen Richtungen hin sein Amt und seine Pflicht zu erfüllen. Man sollte glauben, daß er in der französischen Rechts-

pflege und in der Verwaltung bewandert sein müsse, man sollte doch auch von ihm landwirthschaftliche, industrielle und commerzielle Kenntnisse verlangen. Man kann doch noch deshalb keine Criminaluntersuchung führen, weil der Code civil auf dem Tische liegt. Man kann doch das Düngungs- und Bewässerungssystem eines Ackers nicht beurtheilen, wenn man nur leichten Boden von schwerem Boden unterscheiden kann. Jedenfalls muß man doch die Sprache der Menschen kennen, mit denen man zu thun hat. Es wäre deshalb wohl nicht zu viel von der französischen Regierung gefordert, wenn man verlangt, daß sie die Verwaltung durch die arabischen Büreaus in drei große Functionen theile, in die Functionen der Justiz, der Verwaltung und der Landwirthschaft, verbunden mit dem Handel und der Industrie, und daß sie die Stellen in diesen drei großen Verwaltungszweigen mit Männern besetze, welche durch ihren geistigen Bildungsgrad ein Zeugniß für ihre Befähigung zu denselben ablegten. Aber das ist Alles gar nicht nöthig, um im französischen Afrika eine Stelle in einem arabischen Büreau zu erhalten. Das Brevet des Unterlieutenants genügt, wie gesagt. Das Brevet ist das Testimonium für die juridische, administrative, landwirthschaftliche und commerzielle Kenntniß seines Trägers; es ersetzt sogar den Mangel der Kenntniß der Sprache. Jedes Büreau hat seinen Dollmetscher. Was würde ein preußischer Offizier wohl sagen, wenn ihm plötzlich die Kenntniß und die Ausübung aller dieser heterogenen Functionen zugemuthet würde? Und es wird doch Niemand behaupten, daß einem französischen Offizier sein Lieutenantspatent alle diese Kenntniß auf einmal verleihe! Die Zeiten, wo der heilige Geist über die Apostel kam, und ihnen plötzlich einen Schatz von Kenntnissen einhauchte, existiren nur in den Traditionen der Bibel. Welch ein Chaos die fran-

Jahre für diese Verbindung eigentlich nichts gethan hat, wenn man in den amerikanischen Zeitungen liest, daß selbst während des nun beendigten fürchterlichen vierjährigen Krieges die Regierung in Washington Zeit, Mittel und Geld gefunden hat, ihre Staaten am stillen Ocean mit den Staaten der atlantischen Küste durch Eisenbahnen und Telegraphenlinien zu verbinden, daß die Eisenbahnlinien schon 100 englische Meilen über Omaha in Nebraska vorgeschritten seien, daß sich von Californien her die Eisenbahn von Sacramento bis zu der großen Biegung des Wunderflusses in Nevada erstrecke? Aber das mangelnde Straßensystem ist der geringste Krebsschaden, woran Algerien leidet. Ich werde nun von der Administration Algeriens sprechen. Wie beim Berühren einer offenen Wunde erzittern alle Nerven des Colonisten, wenn er nur das Wort Administration hört.

Das französische Afrika hat einen größeren Flächenraum, als Frankreich. Frankreich hat eine Bevölkerungszahl von über 40 Millionen; das französische Afrika hat eine Einwohnerzahl von höchstens 3 Millionen. Von diesen 3 Millionen sind 200,000 Europäer, von denen ungefähr 120 Tausend die Städte bewohnen. Die ganze Zahl der europäischen Colonisten, welche über eine so ungeheure Länderstrecke verbreitet sind, beträgt demnach nur 80,000. Diese 200,000 Colonisten haben ungefähr 180 Quadratmeilen Land mehr oder minder gut angebaut. Dies sind die Resultate von fast dreiunddreißigjähriger Colonisation in Algerien! Und dies Colonisationssystem hat Frankreich während der letzten dreiunddreißig Jahre über 200 Millionen Franken, und mehr wie eine halbe Million Soldaten gekostet! Bei solchen Zahlenverhältnissen und bei der Fruchtbarkeit des Bodens wird wohl Niemand behaupten, daß das in Algerien seit dreiunddreißig Jahren angewandte

Colonisationssystem ein brauchbares ist, wobei die Colonie irgendwie gedeihen kann. Der Ausspruch Louis Napoleons in der Proclamation, womit er nach seiner kürzlich erfolgten Reise nach dem französischen Afrika Abschied von der Bevölkerung nahm, „daß er ein hohes Vertrauen auf das Gedeihen der Colonie mit sich nehme," gehört also in die Kategorie höchst banaler offizieller Phrasen, welche keinen Pfifferling werth sind, und worüber Jeder höhnisch lachen muß, der Algerien mit offenen Augen bereist hat. Die beste Antwort auf diese banale Phrase ist auch wiederum eine Ziffer. Der französische Kriegsminister hat in einem Jahre 80,000 freie Ueberfahrten nach Algier an Colonisten bewilligt. Von diesen 80,000 Colonisten sind 70,000 auf eigene Rechnung im nächsten Jahre wieder nach Europa zurückgekehrt. Von den 200,000 Europäern, welche sich in Algerien befinden, bestehen übrigens auch nur höchstens 100,000 aus Franzosen; die übrigen sind Spanier, Malteser, Mahonnesen, Italiener und Deutsche, und unter diesen ist das ausgesuchteste Lumpengesindel, welches nur vom Wucher, vom Zwischenhandel und von der Aussaugung der Colonie, aber wahrhaftig nicht vom Ackerbau lebt. In diesem Lumpengesindel soll Algier Constantinopel nichts nachgeben, es vielleicht noch übertreffen. Will Louis Napoleon also Vertrauen zu dem Gedeihen Algeriens fassen, so muß er das ganze dort seit dreiunddreißig Jahren herrschende Administrationssystem und Colonisationssystem geradezu auf den Kopf stellen, die dortige Militairverwaltung abschaffen, eine Civilverwaltung an ihre Stelle setzen, die Centralisation aufheben, das Land auf Grund einer unabhängigen Gemeindeordnung sich selbst verwalten lassen, eine Straßen- und Eisenbahnverbindung anlegen, die Colonie im Zollsystem mit Frankreich gleichstellen — und schließlich Hunderttausende von Colonisten hinschicken, und

zösische Verwaltung in den Händen der arabischen Büreaus, also in Algerien bildet, kann und mag der Leser sich selbst sagen. Es scheint mir eigentlich unnütz, darüber noch ein Wort zu verlieren. Wie kann man Dinge behandeln und verwalten, von denen man nichts versteht? Da kann man sich freilich über die verschiedenen Zollsysteme, deren ich oben erwähnt, und welche die Production der Colonie todtgedrückt haben, nicht wundern; da ist nicht mehr zu erstaunen, wenn die Anlage von Straßen und Verbindungswegen nur aus militairischen Rücksichten erfolgt und alle commerzielle und industrielle Zwecke dabei hintenan gesetzt oder gar nicht beachtet sind. Sehe man nur das in Algerien herrschende Steuersystem an. Es kann nichts Widersprechenderes und Unpraktischeres geben. Auf ganz verkehrten Principien, wie die ganze Verwaltung Algeriens beruhend, wird seine Ausführung in unbegreiflicher Weise vernachlässigt. Der Franzose, der Colonist, kurz der Europäer zahlt in Algerien 75 Franken jährliche Steuer, also ungefähr 25 Franken mehr, als in Frankreich — die Gemeindesteuer ist, bemerke ich, in diese 25 Franken nicht mitinbegriffen — während der Araber nur 4 Franken auf den Kopf bezahlt. Liegt in dieser Besteuerung nun wohl irgend ein Verhältniß? Im Gegentheil, es verhindert, verbunden mit all den anderen Bauvorschriften, Ueberwachungsmaßregeln, Bewässerungs- und Entwässerungsformalitäten, den Colonisten zu prosperiren, es genügt ihr, die Preise seiner Producte zu erhöhen, während es den Araber im Ackerbau und Handel, in der Industrie begünstigt. Der Araber kann seinen Grund benutzen, wie er will und wie es ihm passend erscheint; der Europäer muß dagegen eine bestimmte Anzahl von Bäumen pflanzen und sein Haus an einem bestimmten Orte, so daß es mit dem Nachbarhause in derselben Richtung und Reihe liegt, bauen; er ist

allen möglichen Controlvorschriften unterworfen, welche jede seiner Bewegungen hindern — dafür bezahlt er jährlich 71 Franken Steuern mehr, als der Araber, während sich der Werth aller Erzeugnisse des Arabers in den letzten Jahren verfünffacht hat, und seine persönlichen Bedürfnisse nicht um das Mindeste gestiegen sind. Es ist deshalb gar nicht zu erstaunen, daß die Colonisten sich beklagen, daß sie in Betreff ihrer Preise beim Absatz ihrer Waaren und Producte mit den Arabern gar nicht concurriren können. Als ich von Stora nach Marseille zurückfuhr, befand sich auf dem Dampfschiffe ein unglücklicher Colonist, der, wie jene 70,000, verzweifelt über alle derartigen Zustände nach Europa zurückkehrte. Er erzählte mir eine Menge Fälle, wo Colonisten ihren Grund und Boden, den sie gekauft und bewirthschaftet hatten, den Arabern, welche seine ehemaligen Eigenthümer waren, umsonst wieder schenkten und sich nur einen jährlichen Pachtzins ausbedangen, den sie jährlich durch ihre in Constantine und Algier wohnenden Administratoren einziehen ließen. Als ich mich darüber wunderte, bemerkte mir der Colonist, daß die Besitzung ihrem ehemaligen Eigenthümer jetzt mehr einbringe, als damals, wo er sie selbst verwaltet habe. Aber auch das arabische Steuersystem in Algerien ist eine Musterkarte chaotischen Unsinns und Verirrung. Der „Zehnte“ soll nach dem mittleren Jahresertrag bezahlt werden. Um ihn zu berechnen, multiplicirt man denselben mit dem Werthe eines Scheffels und dividirt ihn durch zehn. So steht's auf dem Papiere. In der Wirklichkeit ist's aber anders. Die Provinzen, welche am meisten produciren, bezahlen gerade am wenigsten. Zur Bestreitung lokaler Ausgaben wird ein Marktgeld erhoben. Diese Marktgelder sind aber gwöhnlich an einzelne Große für hundert Franken verpachtet. Alle diese Verpachtungen tragen der fran-

zösischen Regierung aber nicht 100,000 Franken ein, obschon das Marktgeld von Boussarik allein über 100,000 Franken beträgt. Nach dem Koran bezahlt der Araber einen Viehzehnt. Derselbe beträgt bei Schafen und Ziegen ein Stück auf 100, bei Kameelen ein Stück auf 40 und bei Ochsen ein Stück auf 30. Algier ist die starkbevölkertste Provinz Algeriens, nach Algier kommt Oran, Constantine ist die am schwächsten bevölkertste Provinz. Namentlich befindet sich aber in Algier viel Großvieh. Trotz alledem beträgt der Viehzehnt aus Algier nur 36,000 Franken, aus Oran sogar nur 24,000 Franken, während er in Constantine über anderthalb Millionen abwirft. Doch — ich lasse den Zipfel des Vorhanges, der auf der französischen Administration in Algerien ruht, und der auf den beschränkten Raum, der mir hier zu Gebote steht, zwang, nur an einigen Stellen zu lichten, wieder fallen; ich denke, der Leser wird genug daran haben, und es wird ihm nicht einfallen, den französischen Colonisationsprojecten, welche neuerdings mit deutschen Ackerbauern ins Leben treten sollen, Gehör zu schenken und nach Algerien auszuwandern! —

Anhang.

Einige practische Reisenotizen
für
eine Reise nach Algerien.

Erstes Kapitel.

Die Reise nach Algier.

Man macht die Reise nach Algier über Marseille, wo man sich einschifft. Wer aus Deutschland kommt, reist am besten über Basel und Genf nach Lyon, von Lyon über Avignon nach Marseille. Die Tour von Basel über Genf nach Lyon ist billiger und bequemer, wie die directe Tour von Basel nach Lyon; die Einrichtung der Coupés auf den französischen Eisenbahnen ist, außer in der ersten Klasse, schlecht und unbequem. Guter und billiger Gasthof in Basel: Gasthof zum weißen Kreuz (Hôtel de la croix blanche); in Genf: Gasthof zur Waage (Hôtel de la Balance); in Lyon: (Hôtel de Lyon). Gut aber theuer. Man speist gut und weit billiger zu bestimmten Preisen (2½, 3, 4 Francs) in den verschiedenen Restaurants. Ein ganz vortrefflicher und dabei billiger Gasthof in Avignon ist Hôtel du Luxembourg. Ein nicht theurer und guter Gasthof in Marseille ist Hôtel Beauveau, nicht weit vom Hafen gelegen. Uebrigens herrscht in Marseille eine entsetzliche Prellerei. Die Ausbeutung der Fremden wird dort grundsätzlich in jeder Weise betrieben. Sogar in den Restaurants, welche Dejeuners und Diners zu bestimmten Preisen

auf den Aushängeschildern anzeigen, wird der Fremde in der Weise geprellt, daß er die angezeigte Zahl von Schüsseln gar nicht erhält, oder höhere Preise bezahlen muß, als angezeigt sind. Uebermäßig theuer ist das Hôtel du Luxembourg. Niemand lasse sich durch eine ihm im Hôtel du Luxembourg in Avignon gegebene Empfehlung verleiten, dasselbe Hotel in Marseille zu besuchen. Der Aufenthalt von zwei Tagen in Lyon, von einem Tage in Avignon, von zwei Tagen in Marseille genügt vollkommen, um die Städte und die nächste Umgebung zu sehen. Es ist nothwendig, sich zu der Reise nach Algier mit einem Auslandspaß zu versehen, und denselben von irgend einem französischen Gesandten oder Geschäftsträger in Deutschland visiren zu lassen, um unterwegs keine Scheerereien zu haben.

Die Dampfer der „Messageries impériales“, welche die Verbindung zwischen Marseille und Algier vermitteln, fahren von Marseille zweimal auch dreimal wöchentlich ab. Sie sind gut und bequem eingerichtet und werden von französischen Marineoffizieren geführt. Das Büreau derselben befindet sich in der rue Cannebière, nicht weit von der Börse: Abfahrt der Schiffe wird täglich vor dem Büreau auf einer Tafel angezeigt, ebenso die Ankunft von den verschiedenen algerischen Hafenplätzen. Der Ueberfahrtspreis beträgt für die erste Kajüte 95 Frcs., für die zweite Kajüte 71 Frcs., im Zwischendeck 27 Frcs. Für die erste und zweite Kajüte ist die Nahrung im Ueberfahrtspreise mit inbegriffen. Sie besteht in einem guten Dejeuner und Diner mit Wein und Kaffee.

Es giebt noch eine zweite Dampfschifffahrtscompagnie in Marseille, welche alle Donnerstage die Verbindung Marseilles mit Algier vermittelt. Sie führt den Namen: „Compagnie de navigation mixte, Touache Frères et Cie.“, und wird auch kurzweg die Compagnie mixte oder Com-

pagnie Touache genannt. Die Ueberfahrtspreise dieser Compagnie sind billiger gestellt, wie die Ueberfahrtspreise der Compagnie impériale, und betragen 79 Frcs. I. Klasse, 59 Frcs II. Klasse, 27 Frcs. III. Klasse. Ich bin mit einem Dampfer dieser Gesellschaft von Stora nach Marseille zurückgefahren, und habe dort reichlich Alles ebenso gut gefunden, wie auf dem Dampfer der Messageries impériales.

Zweites Kapitel.

Algier.

Tarif für die Ausschiffung: Für die Person 30 Centimes, für den Koffer 20 Centimes, für jedes andere Gepäckstück 20 Centimes.

Die Gasthöfe in Algier sind gut und nicht theuer. Der Reisende findet durchschnittlich im französischen Afrika lange nicht so viel Gelegenheit, sich über die Prellereien der Gastwirthe zu beklagen, wie in Europa. Gasthöfe erster Klasse sind: Hôtel de la Régence, Hôtel de l'Orient, Hôtel de Paris. Erstere beide liegen am Gouvernementsplatz (place du Gouvernement) und bieten die Aussicht auf Hafen und See. Letzterer befindet sich in der Straße Bab-el-Oued, übrigens noch ganz in der Nähe des Gouvernementsplatzes. Die Verpflegung in allen drei Gasthöfen ist vortrefflich, das Hôtel de l'Orient ist prächtig eingerichtet. Der Pensionspreis beträgt täglich 8—12 Frcs., je nachdem man ein oder zwei Zimmer hat, sich die einzelnen Schüsseln des Dejeuners oder Diners

besonders auswählen, feinere Weine trinken will u. s. w. Im Hôtel de Paris ist der Pensionspreis nur 5 Frcs. für ein Zimmer, Dejeuner und Diner mit Wein. Für die Bedienung wird eine Kleinigkeit vergütet. Ich kann das Hôtel de Paris als vortrefflich empfehlen. Die Dejeuners und Diners waren reichlich ebenso gut, wie in den Hotels am Gouvernementsplatz, die Bedienung äußerst pünktlich und zuvorkommend. Es ist ordentlich wohlthuend, ein gutes und zugleich billiges Hotel zu empfehlen, wenn man sich der bodenlosen und frechen Prellereien erinnert, in denen sich in den letzten Jahren viele deutsche Gastwirthe — sogenannte Gasthofsbesitzer erster Klasse, man sollte sie Gastwirthe letzter Klasse nennen — zu überbieten scheinen. Man macht den Pensionspreis ab, wenn man Wohnung in einem Hotel in Algier nimmt.

Die Cafés am Gouvernementsplatz sind sämmtlich recht gut und schön eingerichtet, besonders das Café d'Apollon. Dort findet man auch deutsche Zeitungen.

Die Post befindet sich in der rue Bab-Azoun, nicht weit vom Gouvernementsplatze.

Das Theater ist place Bresson. Die Vorstellungen genügen in künstlerischer Beziehung nur sehr mäßigen Ansprüchen. Preise: Loge de balcon für 4 Plätze 13 Frcs. 20 Cent.; fauteuil d'orchestre 3 Frcs. 20 Cent.; Parquetplatz — hinter dem Orchesterplatz — 2 Frcs. 20 Cent.; Parterre 1 Frc. 10 Cent.

Café chantant und Café de la Perle, rue de la Flèche, einer Querstraße der Straße Bab-Azoun.

Omnibus fahren nach allen Richtungen in die Umgegend von Algier vom Gouvernementsplatz und vom Platze Bresson, wo sich das Theater befindet. Fiaker halten auf demselben Platze.

Tarif für Fiaker und Omnibus.

	Fiaker.					Omnibus.		
Für den Tag . . .	20	Frcs.	—	Cent.				
Für den halben Tag .	11	„	—	„				
Für die Stunde . .	2	„	—	„				
Tour innerhalb der Stadt	1	„	25	„	—	Frcs.	15	Cent.
Tour zum jardin d'essai	2	„	25	„	—	„	40	„
„ nach St. Eugène	1	„	50	„	—	„	25	„
„ „ Bou-Zaréa	6	„	—	„	1	„	10	„
„ „ El Biar .	2	„	50	„	—	„	60	„

Es fahren von dem genannten Platze Omnibus nach Douera, Koleah, Bouffarik, Blida, Staouëli. Mit den Kutschern der Fiaker macht man bestimmte Preise vorher ab, da sie oft zu überfordern versuchen. Für die Stunde bezahlt man anderthalb Franken.

Deutscher Arzt in Algier: Dr. Wolters. (Nahe am Gouvernementsplatz.) Wohnung in jedem Hotel zu erfragen oder im Wohnungsanzeiger nachzusehen.

Drittes Kapitel.

Touren in die Umgegend von Algier.

1. Tour auf den Bouzareaberg. Man fährt mit dem Omnibus bis nach dem Dorfe Bouzarea. Preis 1 Frc. 10 Cent. Von dort ersteigt man bequem die ganz in der Nähe belegenen beiden Aussichtspunkte (Kapelle und das arabische Dorf).

2. **Tour nach El Biar.** Omnibus 75 Cent. Bis zum äußersten Ende von El Biar noch 60 Cent.

3. **Tour nach Sidi Ferruch.** Omnibus bis Staouëli (Trappistenkloster). Von dort noch 9 Kilometer nach Sidi Ferruch.

4. **Tour über Unter- und Ober-Mustapha nach Birkhadem und Birmandrais,** zwei hübschen Dörfern. 10 Kilometer. Omnibus oder Fiaker. Die Straße eine der schönsten und pittoreskesten Straßen der Welt.

5. **Tour nach Koubba.** Omnibus über Unter-Mustapha, am jardin d'essai vorübergehend. 8 Kilometer.

6. **Tour nach Cap Matifou.** 27 Kilometer. Eisenbahn oder Omnibus bis Maison Carrée. 12 Kilometer. Strafgefängniß im Maison Carrée.

7. **Tour nach Koleah.** 37 Kilometer. Mehrere Mal täglich Omnibus.

Viertes Kapitel.

Touren in die Provinz Algerien.

1. **Tour nach Blida und den Orangengärten.** Man kann durch die Ebene fahren und über den Sahel. Post, Omnibus mehrmals täglich. 48 Kilometer Entfernung. Durch die Ebene berührt man Hussein-Dey, Maison Carrée, Bouffarik, Bein-Mered; über den Sahel El Biar, Ben-Akarum, Dely Ibrahim, Baba-Hassen, Ouled-Mendil, Quatre Chemins, St. Jules.

Eisenbahn nach Blida über Maison Carrée,

Bouffarik, Bein-Mered. Mehrmals des Tages hin und zurück. Eisenbahntarife in allen Gasthöfen und Cafés.

Blida. Gute Gasthöfe und Cafés. Hôtel de la Régence, Hôtel d'Orient, Hôtel de France. Preise, wie in Algier. Dejeunner 2½ Frcs., Diner 3 Frcs. bis 4 Frcs. mit Wein. Pensionspreise wie in Algier. Neuer recht guter und billiger Gasthof Hôtel du Roulage auf der Straße nach Medeah.

Von Blida Postverbindung nach Cherchell und Medeah. Von Algier nach Medeah beträgt die Entfernung 90 Kilometer. Die Entfernung bis Blida ist 48 Kilometer. Eine Diligence geht um Mittag von Blida nach Medeah ab, so daß man die Chiffaschlucht bei Tage passirt und vor Abend in Medeah ist. Guter und billiger Gasthof in Medeah Hôtel de la Régence; theuer und mit Prellerei verbunden Hôtel d'Orient.

Tour von Algier nach Laghouat in der Wüste Sahara. Eisenbahn bis Blida. Post bis Medeah. Von Medeah bis Laghouat über Boghar strategische Linie mit Karavanserails. Entfernung 456 Kilometer. Ohne Empfehlungen an das arabische Büreau und an den Commandanten in Boghar nur mit Gefahr zu bereisen. Ich verweise auf das interessante Buch: Nach der Oase von Laghouat. Von Friedrich Locher. Bern, Hallersche Buchhandlung, 1864. Alles zu der Reise nach Laghouat Wissenswerthe ist in demselben enthalten.

Tour von Algier nach Aumale. Jetzt Straße und Postverbindung, während des Sommers mehrmals die Woche. Entfernung 111 Kilometer.

Tour von Algier nach Dellis. Jetzt Straße und mehrmals wöchentlich Postverbindung während des Sommers. Verbindung zur See mit dem Staatsschiff. Entfernung 110 Kilometer.

Tour von Algier nach dem Fort Napoleon in der großen Kabylie. Entfernung 123 Kilometer. Straße und Postverbindung während des Frühlings und Sommers.

Fünftes Kapitel.

Die Reise nach Constantine.

Verbindung zwischen Algerien und Constantine zu Lande vermittelst Straßen und Postwagen nur bis Aumale, und von Setif nach Constantine. Zwischen Aumale und Setif strategische Linie mit Karavanserails. Die strategische Linie kann nur mit Hülfe der arabischen Büreaus und nur im Sommer passirt werden. Häufig ohne militairische Bedeckung gefährlich. Die Seefahrt mit dem alle zehn Tage von Algier nach Constantine abgehenden Staatsschiff ist in dem Kapitel: Eine Seefahrt an der nordafrikanischen Küste geschildert. Die Wahl zwischen beiden Uebeln, zwischen der Seereise und Landreise, ist schwer, und hängt von den Umständen, vom Wetter und von den Zuständen in der Kabylie ab. Die Entfernung zu Lande von Algerien nach Constantine beträgt 408 Kilometer. Um von Aumale nach Setif zu gelangen, bedarf man 70 Stunden.

Philippeville. Gasthöfe: Hôtel de l'Orient, Hôtel de la Régence. Letzteres gut, billig und empfehlenswerth. Es wird auch deutsch im Hôtel de la Régence gesprochen. Die Abfahrten der Diligencen vor der Thür des Gasthofes. Die Büreaus derselben im Erdgeschoß des Hotels. Aussicht auf das Meer. Kaffeehäuser am Platz.

Stora, unbedeutendes Fischerdorf (600 Einwohner). Römische Ruinen. Verbindung mit Philippeville durch Omnibus. Platz 75 Cent.; während der Nacht 1 Franc 50 Cent. Auch Fiaker zu billigen Preisen. Ausschiffung in Stora: Person 30 Cent., im Winter 50 Cent., während der Nacht 75 Cent.

Sechstes Kapitel.

Von Philippeville nach Constantine.

Die Entfernung beträgt 83 Kilometer. St. Antoine 6 Kilometer. Saint Charles 16 Kilometer. Gastonville 21 Kilometer. El Harrouch 27 Kilometer. El Kantours 42 Kilometer. Condé 53 Kilometer. Bizot 68 Kilometer. Hamma 71 Kilometer. Constantine 83 Kilometer. Die Messagerieverbindung zwischen Philippeville und Constantine findet Morgens und Abends statt. Wagen ziemlich gut und bequem. Man nimmt am besten Coupéplätze, welche nur einige Franken theurer sind, wie die Plätze im Innern des Wagens.

Siebentes Kapitel.

Constantine.

Gasthöfe: Hôtel de l'Orient, Hôtel de France, Hôtel des Colonies. Ersteres in der arabischen Stadt; letzteres am Nemoursplatze gleich beim Eintritt in die fran-

zösische Stadt. Die Preise, wie in Algier und Philippeville. Dejeuner $2^1/_2$ Frcs., Diner 3 Frcs. mit Wein. Zimmer $1^1/_2$ bis 2 Frcs. Diese Preise bleiben durchschnittlich, zuweilen mit Erhöhung eines halben Franken, auf der ganzen Linie von Philippeville bis zu den Sibanoasen dieselben, selbst in den einsamen, schwer zu verproviantirenden Karavanserails in der Steppe und in der Wüste. Das Hôtel des Colonies in Constantine ist wohl am meisten zu empfehlen. Bei einem längeren Aufenthalte kann man dort für den Pensionspreis von 5 Franken wohnen.

Kaffeehäuser: Café Moreau, Café Charles, beide am place du Palais; Café chantant in der rue de la Poste. Arabische Kaffeehäuser in allen Straßen der arabischen Stadt.

Theater. Nahe am Nemoursplatze, dem Hôtel des Colonies gegenüber.

Post. In der rue de la Poste.

Die Büreaus der Messageries befinden sich am Nemoursplatze. Täglich Verbindung mit Batna, Setif, Philippeville.

Achtes Kapitel.

Von Constantine nach Batna.

Die Entfernung beträgt 120 Kilometer. Täglich Abfahrt der Diligence vom Nemoursplatze Morgens 4 Uhr. Es wird räthlich sein, die Plätze frühzeitig zu nehmen, da die Wagen sehr belegt sind. Man macht die Tour gewöhnlich in einem Tage, wenn der Weg durch eingetretenes

Regenwetter nicht zu schlecht geworden ist. Es wird zweimal unterwegs in den Karavanserails angehalten, um zu frühstücken und zu Mittag zu speisen.

Neuntes Kapitel.

Batna und seine Umgegend.

Der Gasthof in Batna, welcher sich neben dem Büreau der Messageries befindet, ist erträglich, nur etwas schmutzig. Die Preise sind um 50 Centimes höher, wie in Constantine. Die Verpflegung steht hinter den Gasthöfen in Constantine zurück. Bedienung miserabel. Im Büreau der Messageries werden die Fahrpreise nach Biscara zuweilen willkürlich von der Verwaltung um 5 Franken erhöht. Die Wagen sind recht schlecht. Man merkt an Allem, daß man sich in der afrikanischen Steppe befindet. Uebrigens findet die Verbindung zwischen Batna und Biscara nur dreimal wöchentlich, und nur während des Sommers statt. Der Cedernwald befindet sich in einer Entfernung von 5 Kilometern von der Stadt, und bedeckt einen Flächenraum von 4000 Hectaren. Die Entfernung Lambessa's von Batna beträgt 10 Kilometer. Mehrmals täglich Verbindung vermittelst Omnibus.

Zehntes Kapitel.

Von Batna bis Biscara.

Die Entfernung beträgt 114 Kilometer. Bei eingetretenem Regenwetter nur in zwei Tagen zurückzulegen. Nachtlager in einem Karavanserail.

Literatur.

1. Itinéraire de L'Algérie, comprenant le Tell et le Sahara, par Louis Piesse. Paris 1862. Hachette et Cie. Unbedingt das beste, genaueste und ausführlichste Reisehandbuch für eine Reise durch Algerien.

2. Dr. Max Hirsch. Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara. Berlin 1862. Verlag von Max Hirsch.

3. Ein Ausflug nach Algier vom Schulpräsidenten Haller in Solothurn. Verlag in Solothurn. 1859.

4. Nach den Oasen von Laghouat von Friedrich Locher. Bern. Hallersche Buchhandlung. 1864.

5. Revue de deux Mondes. Tome cinquante deuxième. 15 juillet 1864. 2. Livraison ... 1 Août 1864. 3. Livraison. Paris. Bureau de la Revue des deux Mondes Rue Sanct Benoit 20. „Le Sahara, souvenirs d'un voyage d'hiver." Par Charles Martins.

6. L'Algérie, par A. Berbrugger. 3 vols. Paris. Delahaye. 1842—1845.

7. Voyages dans le sud de l'Algérie, traduit par Berbrugger. Paris. Imp. royale. 1846.

8. Moeurs et coutumes de l'Algérie par le général E. Daumas. Paris. Hachette et Cie. 1854.

9. Les chevaux du Sahara par le général E. Daumas. Paris. Michel Lévy frères. 1855.

10. Inscriptions romaines de l'Algérie par M. Léon Renier. Paris. Gide et Baudry. 1857.

11. Algerien und die Auswanderung dahin von M. M. Freiherrn von Weber. Leipzig. Verlag von Heinrich Hübner. 1854.

12. Blätter aus dem afrikanischen Reisetagebuch einer Dame (Elpis Melena). Braunschweig 1849. Friedrich Vieweg und Sohn. I. Band. Sehr interessantes Buch.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.